



**Gunter Stresow**

# **Durstiges Wettin**

**Vom Brauen und Trinken in Sachsen**



## Durstiges Wettin

Von Preußen nach Sachsen war es nur ein Sprung. Gleich Gundling haben ihn manche der in und um Potsdam in Garnison liegenden Soldaten gewagt. „Über Ferch durch den Wald geschlichen, ins Sächsische Busendorf, wie die Deserteure. Unten ans Fuhrwerk gehängt...“, so empfing der Soldatenkönig den reumütig zurückgekehrten Hofnarren des Königs in Stades „Der König und sein Narr“.

Sollte die Flucht nach Sachsen gelingen, musste man nur den Krug in Busendorf meiden. Dieser war nämlich preußisch und bedeutete, wenn man ihn betrat, das Ende der Flucht und den Rücktransport nach Preußen, Aussicht auf Spießrutenlauf und Verlust von Amt und Würde je nach Laune des Königs.

Man sehe sich nur einmal die 1778 veröffentlichte Landkarte des Carl Ludwig Oesfeld an<sup>1</sup>. Dort ist das Gasthaus in Busendorf durch den Zusatz „Krug Brandenb.“ ausdrücklich als nichtsächsisch kenntlich gemacht, beredtes Zeichen deutscher Zerrissenheit und herrschaftlicher Willkür.

Sachsen war das Land, dessen Schönheit, Gewerbefleiß und Intelligenz Friedrich II. von Preußen so rühmte, das zwar Macht zur Schau stellte, aber in Wahrheit über keine verfügte, ein Vasallenstaat Russlands. In Sachsen fand Friedrich geistreiche Leute, „einen Menschenschlag, der in allen Ländern so selten ist.“ Geschick, Emsigkeit und Gewerbefleiß, schöne Fabriken, die Geld ins Land brachten, gute Einkünfte, Bildung, Kultur, aber eben auch eine schlechte Regierung, einen mittelmäßigen Kurfürsten, zugleich König von Polen, und einen schurkischen Minister Brühl, „der weder so viel Geist noch so viel Gedächtnis besitzt, um seine Lügen zu bemänteln, der Mann, der in seinem Zeitalter das meiste Porzellan, die meisten Uhren, Kleider und Schuhe besitzt.“ Sachsen genoß, wie man glaubte, sein Leben, Brandenburg war gezwungen, sich das seine zu verdienen. Glanz in Sachsen, Gloria in Preußen.

Gemütlichkeit zeichnete die Sachsen aus, später kamen der Hang zum Kaffee und zum Reisen dazu, freilich nicht immer zu ihrem Vorteil, geistert doch der Sachse durch die Gebrauchsliteratur der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, wie Johanna Moosdorf<sup>2</sup> schreibt, „als ein schwitzender, biertrinkender, lamentierender kleiner bis mittelgroßer Dicker in Hemdsärmeln und mit Hosenträgern, der überall auftauchte, wo er...nicht hingehörte, sei's in den Uffizien, der Alhambra oder in besagtem Dschungel.“

Leider wird das Bild der Sachsen auch in der ernstzunehmenden Literatur zuweilen schwärzer als notwendig geschildert. Man denke nur an Richard

---

<sup>1</sup> Haack, Geographisch-Kartographischer Kalender, 1988

<sup>2</sup> Johanna Moosdorf, Sächsische Reminiszenzen, in Sachsen unter sich über sich, Verlag Weidlich, Frankfurt am Main, 1978

Wagner, der die Sachsen ein verfluchtes Volk nannte, schmierig, dehnig, plump, faul und grob oder an den vormärzlichen Dichter Robert Prutz, der Dresden das Mekka der Kuchenfresser und die Dresdener als bloße träge Maulaufpresser, die immer noch glauben, das alles geschehe nur draußen und bloß damit sie zu ihrem schlechten Kaffee alle Morgen eine interessante Zeitung zu lesen haben, bezeichnete oder an Ricarda Huch, die meinte, dass in keinem Volk die Klasse der Spießbürger so zahlreich wie in Deutschland und in keiner Stadt so ausgeprägt wie in Dresden sei.<sup>3</sup>

Natürlich gab es auch Bier in Sachsen, und es hatte wie in fast allen biertrinkenden Ländern einen hohen Stellenwert. Es war goldene Nahrung für den Brauherren wie für den Landesherren lange bevor sich mit dem Silberbergbau viel größere Einnahmequellen erschlossen. Nach Magdeburger Recht, das in weiten Teilen der östlichen Marken galt, durfte nämlich jeder Bürger neben seinem Handwerk mälzen, brauen und schenken.<sup>4</sup>

Dazu lese man mit Gewinn Rudolf Mielsch: „Die sächsische Bierbrauerei im 16. und 17. Jahrhundert“, der kurz, aber hinreichend, die Braugeschichte Sachsens von der Hausbrauerei bis zur Handelsmälzerei darstellt.<sup>5</sup>

Die Liebe zum Bier hält noch heute an. Die Sachsen trinken fast soviel wie die Bayern und Wilhelm Wolff, Kampfgefährte von Marx und Engels, hat diese Bierliebe unter Bezug auf die revolutionäre Situation 1848/49 als Bierphlegma bezeichnet. In <sup>6</sup> schreibt er: „In Sachsen kuriert das gottbegnadete Preußentum durch immer weitere Besetzung von Städten und Dörfern die Bewohner von ihrem bisherigen Bierphlegma.“

Michael Bartsch<sup>7</sup> verweist auf das schier unbesiegbare Erbgut der Sachsen. Selbst »Der Spiegel« habe in einem seitenlangen Sachsen-Special der Ausgabe 32/1996 seinen sonst üblichen ironischen Unterton verloren und geschrieben: „Sachsen...ist der sinnenfreudigste Teil Ostdeutschlands mit halbwegs trinkbaren Weinen, bestem Bier und einer der prominentesten Ostbands, den Prinzen. Die Eiskunstläuferin Katharina Witt kommt aus Sachsen, und dort entstand nach der Wende auch das größte ostdeutsche Volksfest, nach dem Oktoberfest das zweitgrößte deutsche Volksfest überhaupt: Der »Tag der Sachsen«.“

In den folgenden Betrachtungen wird der Begriff Sachsen ziemlich unbekümmert um den Volks-, Landes- oder Staatsnamen verwendet, wohl wissend, dass die alten Sachsen mit ihrer großen Vergangenheit aus ihren nördlichen Stammländern nicht als Volk ausgewandert sind. Sächsisch in unserem Betracht ist alles, was irgendwie mit der alten Mark Meißen seit den

---

<sup>3</sup> Martin Gregor-Dellin, Richard Wagner, Goldmann Schott Taschenbuch Nr. 33078, 1983

<sup>4</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte, 60. Band, 1939

<sup>5</sup> Rudolf Mielsch, in Dresdner Anzeiger: wissensch. Beilage 7 (1930), S.95-95

<sup>6</sup> Wilhelm Wolff, Aus Schlesien, Preußen und dem Reich, Dietz Verlag Berlin, 1985

<sup>7</sup> Michael Bartsch, Das System Biedenkopf, Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH, Berlin 2002

ersten Wettinern überhaupt in Verbindung gebracht werden kann. Es wird also keinerlei Rücksicht auf Grenzen genommen, mögen diese bestanden haben oder noch heute bestehen.

Wie alles in der Welt unterliegt auch das Zusammenleben der Menschen, insbesondere das, was man mit Gemütlichkeit und Geselligkeit bezeichnet, einer dauernden Wandlung. Die Scherze und Späße unserer Vorfahren, ihre Wettgesänge, Lieder und Streitgedichte erscheinen uns sehr grob und derb, anzüglich und direkt, häufig sogar sehr zotig, gleich ob Adlige oder Bürgerliche ihre Urheber waren.

Nach<sup>8</sup> „schilt z.B. der Märrer in einem Spruche den Reinmar von Zweter einen Plagiator, einen Tönedieb, einen Schwindler, der aus einem Pfennig ein Pfund mache, der sein Bier ohne Malz braue, einen Lügner, Schmeichler und neidischen Kerl“. Reizungen, Strafen oder Schändungen nannte man diese Art des Wettgesangs und der Zielstellung entsprechend empfahl sich auch in der Wortwahl Deutlichkeit und Schärfe.

Gegenstand der Schlemmerlieder waren in diesem durstigsten aller Zeiträume die unstillbare Trinklust und die kecke Sorglosigkeit der damaligen Geschlechter. Auch die späteren humanistischen Poeten, etwa Nikodemus Frischlin (gest.1590), hielten einen fröhlichen Trunk und ein ungebundenes Leben mit dem Dienst an der Muse durchaus vereinbar. Andere, so der märkische Pfarrer Bartholomäus Ringwaldt, geißeln die bösen Angewohnheiten ihrer Zeitgenossen, vor allem das „übrige Geseuffe“.

So zieht sich von den Vagantenliedern des 13. Jahrhunderts, die den erotischen Genuß, die Freuden des Weins und des Würfelspiels und – wir dürfen das unterstellen, auch des Biers – preisen, ein großer Bogen über die frühe Blüte der Kleinelik etwa des Strickers, das Vortragen derber Possen im Ratskeller, das sog. Zechsingen, bis hin zu den Beiträgen der Humanisten etwa des Weinbauernsohns Konrad Celtis - mit bürgerlichem Namen Pickel, dem die Musen neun Kannen Wein gestatteten und denen Apoll die zehnte folgen ließ -, des Kaiserlichen Rats Sebastian Brant, des Franziskanermönches Thomas Murner und vielen anderen Dichtern des 15. Jahrhunderts. Ja, weiter bis zu den Schwanksammlungen des Elsässers Jörg Wickram, den Satiren des Würzchändlerssohnes Fischart und der Lyrik des Georg Rudolf Weckherlin, um nur einige zu nennen.

Sensualistische, antiasketische Töne herrschten vor, und bis heute lehnen sich viele lebensfrohe Menschen gern an die Sentenz des am Hofe des Kölner Erzbischofs und Kanzlers des Staufers Friedrich I. Barbarossa, Rainald von Dassel, weilenden Dichters an, die bittere Konsequenz darin allerdings meist verdrängend:

---

<sup>8</sup> Vogt/Koch, Geschichte der deutschen Literatur, Verlag des bibliograph. Institutes, Leipzig und Wien, 1904

Meum est propositum in taberna mori,  
ubi vina proxima morientes ori.  
Tunc cantabunt laetius angelorum chori:  
sit Deus propitius huic – potatori.

Übersetzt nach<sup>9</sup> :

Mein Begehrt und Willen ist : in der Kneipe sterben,  
wo mir Wein die Lippen netzt, bis sie sich entfärben!  
Aller Englein Jubelchor wird dann für mich werben:  
Laß den wackern Zechkumpan, Herr, Dein Reich ererben.

Der Vers stammt aus der „Vagantenbeichte“ des sog. Archipoeten, eines fahrenden Klerikers, der wohl am Hofe Dassel's Anerkennung fand, von dem man aber weder den Namen noch Geburts- und Todesjahr kennt. Ein Höfling war er nicht und von Askese hielt er nicht viel, wie auch der nächste Vers seines Liedes beweist:<sup>10</sup>:

Nur beim vollen Becher flammt auf des Geistes Leuchte,  
von der Erde hebt das Herz sich, das nektarfeuchte;  
doch beim Wirt ein frischer Trunk stets mir besser deuchte,  
als im Kloster, wo dein Geist Wasser ihm verscheuchte.

Jedenfalls schuf dieser Archipoet, dessen großartiges Talent sich mit dem ungewöhnlichsten Leichtsinn verband, nach Jakob Grimm das Vollendetste, was das Mittellateinische hervorbringen konnte und „das noch heutigen Tages auf unseren deutschen Universitäten widerhallt, das so viele Generationen trinkfreudiger Deutscher schon erquickt hat und noch viele in ihrem fröhlichen Beginnen stärken wird“<sup>11</sup>:

„Aus dem Leben will ich einst  
in der Kneipe scheiden,  
Möge Wein geboten sein  
mir im letzten Leiden;  
Singen wird im Himmel hoch  
dann die Schar der Engel:  
„Möge Gott doch gnädig sein

---

<sup>9</sup> Autorenkollektiv, Kurze Geschichte d. deutschen Literatur, Verlag Volk und Wissen, Berlin 1981

<sup>10</sup> zur Bonsen/Glees, Geheimwissen des Mittelalters, Bechtermünz Verlag, 2000

<sup>11</sup> Julius Bintlitz, Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten, Hamburg, Verlag von Otto Meißner, 1893

diesem lust'gen Bengel!“  
 Jedem schenket die Natur  
 seine eigne Gabe,  
 Ich vermag zu dichten nie,  
 wenn ich Durst noch habe;  
 Mich, so lang ich nüchtern bin,  
 zwinget leicht ein Knabe,  
 Durst und Nüchtersein hass ich  
 gleich dem finstern Grabe  
 Ganz dem Weine, den ich trink,  
 wird mein Sang entsprechen,  
 Gar nichts weiß zu reimen ich,  
 wenn ich nicht kann zechen;  
 Gar nichts tauget mein Gedicht,  
 wenn ich nüchtern bleibe,  
 Mit Ovidius nehm ich's auf,  
 wenn beim Wein ich schreibe.  
 Niemals ist der Dichtung Hauch  
 meinem Geist gegeben,  
 Wenn nicht wohl versorget ist  
 auch mein Bauch daneben.  
 Wenn in meinem Kopf jedoch  
 Bacchus residieret,  
 Dann eilt Phoebus schnell zu mir,  
 dann wird fabuliert.

Natürlich darf man bei der Betrachtung mittelalterlicher Zustände nicht aus den Augen verlieren, dass die Leiblichkeit unserer Vorgänger wie ihre Gefühle und Einstellungen andere als heute waren. Sie waren, wenn man an das Zähneziehen oder die Amputationen, aber auch an die wegen des hohen Alkoholkonsums zahlreichen Gichtgeplagten denkt, schmerzunempfindlicher. In den Dörfern herrschten Spieleidenschaft und Tanzlust und selbst in den Ratsversammlungen vornehmer Bürger beschimpfte und schlug man sich. Jemanden ein Bein zu stellen, ihn ins offene Feuer zu stoßen, Dreck in ein fremdes Bierglas zu werfen, war so anstößig nicht, gehörte beinahe zum Lebensstil.

Auch der Adel – vor allem der ländliche – blieb von der Sittenverrohung nicht ausgenommen. Manchen Adligen trifft man an Orten an, wo man sie, wenigstens aus heutiger Sicht, nicht vermutet hätte: im Kretzscham beim Bier mit den Bauern. Uwe Schirmer benennt die von Heynitz zu Mahlis und Wiederoda (Amt Grimma), die 1501 und 1526 im Dorfkrug einen Bauern erschlagen; ein Totschlag auf offenem Feld sei 1534 hinzugekommen. Ein Christoph von Maltitz zu Döben habe 1534 eine Prostituierte als seine Mätresse

beherbergt, die allerdings vom Amtmann zu Grimma festgesetzt und schließlich des Landes verwiesen wurde.<sup>12</sup>

Daß einige der weltlichen Lehnsherren nach Einführung der Reformation und lange danach nicht besser waren, belegt das Beispiel des Ernst von Miltitz. Er musste sich noch 1577 vorwerfen lassen, dass er selten zur Kirche und zum Sakrament käme und mit etlichen seiner Mägde, ja, selbst mit der Pfarrmagd, Umgang pflege.

Der kursächsische Hofchronist Sigmund von Birken zeigt uns in seinem „Sächsischen Heldensaal“, 1617, wie man unter den alten Germanen, auch dem sächsischen Volksstamm, regierte bzw. seine Differenzen beilegte. Er schreibt<sup>13</sup>: „Die Ratsversammlungen des Stammes waren von Zecherei begleitet, maßen die Männer klüger handelten, wenn sie tranken, als wenn sie sich nüchtern hielten. Sie tranken reihum um die Wette; jeder freute sich, wenn er den Nachbarn übertraf. Die Becher mussten bis zum Grunde geleert werden. Niemand durfte den anderen um einen Tropfen betrügen. Das wurde als Schimpf angesehen und daher kommt, dass zuweilen Handgemenge entstanden. Doch bald vertrug man sich wieder. Die Gegner reichten einander gutmütig die Taten und waren nach dem Raufhandel wieder die besten Freunde.“

Es ist hierbei nicht an eine Ratsversammlung zu denken, in der über das Wohl oder Wehe des Stammes entschieden wurde, eher wohl an Treffen, das eigens wegen eines wieder mal fälligen Gelages anberaumt wurde.

Zutreffender für die Charakterisierung der Sachsen, insbesondere über die aus den schmiegsamen Sorben und den aus altdeutschen Landen stammenden Kolonisten hervorgegangenen Meißnern, ist die Meinung des um 1230 in Magdeburg lebenden Minoriten Bartholomäus Anglicus, die uns Paul Haake in<sup>14</sup> mitteilt und nach der die heutigen Sachsen „ein gütiger und friedlicher Volksstamm, der von Natur in allem weniger Wildheit habe als bei den deutschen üblich sei“, sind, „sie wollten mit ihren Nachbarn in Freundschaft leben, ungestört von ihnen sie auch nicht stören, was jene an Land hätten, ihnen gönnen.“, um, wie Haake sagt, „in Ruhe ihr Bierchen trinken zu können, um mit Gustav Adolf zu reden, ein Weib zu nehmen, Kinder zu zeugen und froh zu genießen, was Gott ihnen beschieden, gelegentlich wohl auch mal einen kleinen Hupfer zu tun über seine Gebote hinaus.“

Die Meinung des Mönches mag ein wenig schmeichlerisch sein, denn weniger weltfremde und zudem mächtigere Leute haben die Sachsen ganz anders gesehen. Ausgerechnet aus dem Kabinett August des Starken stammt nämlich die belastende Aussage, dass Müßiggang und Völlerei die Hauptlaster der

---

<sup>12</sup> Geschichte des sächsischen Adels, Böhlau Verlag Köln Weimar Wien, 1997

<sup>13</sup> Paul Daehne, Lützschena im Wandel der Zeit, Ehrenbuch der Brauerei Sternburg, Leipzig 1940

<sup>14</sup> Paul Haake, August der Starke, Gebrüder Paetel Berlin, Leipzig 1926

Sachsen seien und dass sie es als Zeher sogar allen anderen Deutschen zuvortun. Es sei auch daran erinnert, wie Martin Luther dem Saufteufel der sächsischen Kurfürsten und ihrer Höfe beikommen wollte.

Auch Heinrich von Treitschke, vom Preußentum mehr als nur angefärbt, hinterließ uns eine kurze, amüsante Darstellung der Geschichte und Regierung des „obersächsischen“ Volkes, die man geschichtsbewussten Menschen von heute nicht vorenthalten sollte<sup>15</sup> und aus der ziemlich zusammenhanglos einige für unseren Betreff zutreffende Passagen herausgegriffen werden: „...Wie viel schneller, stetiger, reicher als in dem unwirtlichen Brandenburg hatten sich hier in den lieblichen Berglanden an der Elbe und Mulde einst die Anfänge deutschen Lebens entfaltet. Zur Zeit, als die ersten Askanier dort noch mit den Wenden rangen, war in der Mark Meißen nach minder furchtbaren Kämpfen die Eroberung längst vollendet und aus der Vermischung der thüringischen und fränkischen Einwanderer mit der wenig gelichteten Masse der Urbewohner schon ein neuer oberdeutscher Stamm hervorgegangen, der deutsche Kraft mit slawischer Beweglichkeit glücklich verband – ein rühriges Geschlecht von erstaunlich vielseitiger Anlage, reich begabt für Kunst und Forschung, kriegstüchtig, unternehmend in der Wirtschaft, harmlos genügsam und doch nach Markmannenart stolz gegenüber den verachteten »Stockwenden« und »Stockböhen«... Eine glänzende politische Zukunft schien sich der jungen Kolonie aufzutun, als das Haus Wettin die Landgrafschaft Thüringen erwarb und dann – um die nämliche Zeit, da die Hohenzollern in die Marken einzogen – auch den Kurhut des zertrümmerten alten sächsischen Herzogtums gewann. Fortan führten die Meißner, obgleich in ihren Adern nur wenige Tropfen sächsischen Blutes flossen, den glorreichen Namen des waffengewaltigsten der deutschen Stämme, den einzigen der alten Stammesnamen, der außer dem bayrischen noch im Reichsrechte fortbestand, und hielten das alte Fünfbalkenschild der Askanier mit dem grünen Rautenkranz darüber so hoch in Ehren, als hätte es ihnen immer gehört...Doch den weiten Blick, den hohen Sinn des Herrschers besaßen sie nicht. Die alte deutsche Fürstensünde des häuslichen Unfriedens ward den Wettinern noch verderblicher als den Wittelsbachern....Unverwüstlich aber bewahrte das Volk bei diesem Niedergange seines Staates die alte fröhliche Arbeitskraft. Der seltsame Gegensatz von sozialer Rührigkeit und politischer Erstarrung blieb fortan lange der unterscheidende Charakterzug der kursächsischen Geschichte...“

Da ist die Rede von den sächsischen Judas, gemeint sind Moritz und der spätere Johann Georg I., die Unmut erregende Regierungsweise der vier Hans Jörgen, die freundliche Verbindung der Prunksucht der Albertiner mit der Unzucht des polnischen Adels und von den siebenzig Jahren, in denen das sächsische Volk ungeheure Opfer für die undeutsche Politik seiner beiden Auguste bringen

---

<sup>15</sup> Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, Verlag von S. Hirzel in Leipzig, Leipzig 1927



musste. Auch dass sich bei den Sachsen die abscheulichste Aussprache mit der größten grammatikalischen Richtigkeit verbindet und dass schließlich in Sachsen sogar die unerhörte Erscheinung eines Oppositionsblattes, gemeint ist die „Biene“ des Zwickauer Theologen Richter möglich wurde, in der neben läppischen Beschwerden auch ernsthafte Klagen, z.B. über die Missbräuche der städtischen Selbstverwaltung, den Bierzwang und das schändliche Dünnbier des Ratskellers geführt wurden.

Natürlich gab es auch in Sachsen vor dem Erscheinen der „Biene“ eine literarische Opposition. Man lese nur das bereits 1799 erschienene Buch des August Maurer, das damals ungeheure Wellen schlug und unabhängig von den moralischen Qualitäten seines Verfassers und einiger nachgewiesener Übertreibungen zur politischen oppositionellen Literatur gezählt werden muß. Maurer beschreibt neben der käuflichen Liebe die Leipziger Kneipen, Weinkeller, Gartenlokale und andere Etablissements und in in diesem Zusammenhang auch ein spezielles Getränk der Leipziger, die Gose. Die „Funkenburg“ beschreibt er so <sup>16</sup>: „Die Lage des Ortes, die wie schon oben erwähnt worden, in der Tat sehr angenehm ist und bei keinem der übrigen Leipziger Vergnügungsorte wohl stattfindet, mehr aber noch mag ein hier gangbares Lieblingsbier die zahlreichen Gäste herbeilocken, die täglich hier zur bestimmten Stunde sich unanimiter einfinden. Man nennt diesen gerühmten Labsaltrank gemeinhin Gose, und unter diesem Schild wird auch so manche Flasche Leipziger Breihan verkauft. Die hiesigen Ärzte haben sich bald die Gurgeln heiser geschrien, um dieses Getränk totaliter von Leipzigs Schanktischen zu verbannen, so gefährlich, so nachteilig für die Gesundheit und so äußerst schädlich soll es nach ihrem Urteil sein. Allein, haben entweder die Leipziger Ärzte Kredit und Autorität schon gänzlich verscherzt, so dass es bedenklich wird, ihren Untersuchungen und den daraus hergeleiteten Resultaten fidei pastorem zu schenken, oder hat wirklich dies Bier einen so anziehenden Reiz, um ihm widerstehen zu können: kurz, man wallfahret nach den Orten, wo es geschenkt wird (wärs auch Stunden weit), ärger als die frommen Beter jetzt nach Loreto, und viele dieser Pilger haben sich sogar in dem Genuß desselben bis zu einer so hohen Begeisterung und Stärke emporgeschwungen, dass man sie per jocos Gosenbrüder nennt und aus mehr denn einem Grunde mit Recht so nennen darf, da viele derselben sogar ein eigenes Studium daraus machen, eine ungewöhnliche Kenntnis in den Eigenheiten und Beschaffenheit dieser Himmelsgabe zu erlangen, und mit allem Eifer an der bestmöglichen Ausweitung ihrer Gurgeln arbeiten, um sie bis zu dem Grade der Empfängnis und Nachgiebigkeit auszuspülen, der gelassen einen täglichen Einguß von drei Gosenhumpen erträgt und dieses Einschütten wohl gar endlich zu einem so unentbehrlichen Erlebnis macht, dass nur Not und Elend erst imstande sind, sie wieder zu den reinen Quellen der Natur zurückzuführen, die nicht nach Kannen

---

<sup>16</sup> August Maurer, Leipzig im Taumel, Insel-Verlag, 1988

gemessen und um Sündengeld erkauft werden müssen, sondern die für jeden fließen, jeden gleich stärken und erquicken und oft wohl den Magen desjenigen wieder ins Gleis bringen, der sich ihn durch Gosenschwelgen so fürchterlich zerrüttete. Man kann hierüber nachlesen: Lunitzens Gosenessenz als das probateste Mittel, schlechte Advokaten zu machen. Dresden 1799, in der Verlagshandlung in 410.

Und glaubst du nicht, lieber Baron, dass in diesem Leckerbiere so mancher sich schon bettelarm soff? Und gerade dieses Labsal ist auch auf der Funkenburg gangbar, dabei aber zugleich mit dem richtigen Zusatze, dass nirgends stärker, ärger und häufiger darin gewütet wird als hier und dass ebendaher kein Platz von jeher schon mehr dazu geeignet schien, den Ruin und das Elend so manches sonst guten Mannes zu vollenden, als eben der vorliegende.“

In „Jägers Garten“ war Maurer mit den Getränken weniger zufrieden, „Die sogenannte Gose ist hier ebenfalls das Lieblingsbier; allein bei den kleinen Bouteillen und horrender Verdünnung ist es überdem im Preise noch höher gesetzt als an anderen Orten. Das Braumbier ist oft kaum trinkbar, meistens schal und verspricht im Nachgeschmack viel edlen Rastrum...“

Unter dem Titel: „Leipziger Sommergarten zu Großvaters Zeiten“ wird auch in <sup>17</sup> von der „Funkenburg“ um 1820 berichtet. „Dort trank man auch die berühmte Gose. Sonst begnügte man sich mit Weißbier und dunklem einfachen Bier, dem sogenannten »Raster«; aber Ende der zwanziger Jahre wurden bereits die ersten Lagerbiere, namentlich Lützschenauer, verschenkt, und bald nachher gab es sogar »Bayerisches Bier«, das aus Nürnberg eingeführt wurde. Kinder und Frauen liebten das einfache Bier mit »Musik«, d.h. mit geriebenem Brot und Zucker.“

Allein die Aufzählung der unterschiedlichen Biere provoziert Fragen, deren Beantwortung bis heute aussteht.

Der Autor hat noch anfangs der sechziger Jahre im „Hotel Fröhlich“, ganz in der Nähe des Leipziger Hauptbahnhofes, Gose getrunken. Sie wurde in grünen, bauchigen Flaschen mit langem Hals serviert. Über dem trüben Bier im offenen Hals der Hefepfropfen, Attribut des obergärigen Bieres. Der Geschmack war eigenartig, mehr als nur Bierhefe war am Stoffwechsel beteiligt. Aber bei dauerndem Genuß sollte man sehr alt werden, wie ein Werbeplakat versprach. Kurze Zeit später war die Gose vom Markt verschwunden, im Zuge der Intensivierung der Bierproduktion wegrationalisiert. Nicht der Wunsch nach einem lokalen Sonderbier mit vielleicht über den Gesundheitswert der übrigen Biere hinausgehendem Eigenschaften war damals entscheidend, sondern wie man von offizieller Seite verlautbaren ließ, die Versorgung der gesamten Bevölkerung mit Bier in ausreichender Menge und Qualität. Da wollte sich keine Brauerei den Luxus einer weiteren Biersorte leisten. Natürlich wurde die Bierlandschaft dadurch ärmer, aber arm war man damals auch an anderen Dingen, die notwendiger waren.

---

<sup>17</sup> Die Gartenlaube Nr. 32, 1890

Dennoch entwickelte sich, ausgelöst ausgerechnet durch „Die Weltbühne“, der in der DDR sehr angesehenen Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, um die Gose in der Folge ein als Briefwechsel aufgemachter Dialog, dem die folgenden Passagen entnommen sind. Anstoß war eine kleine Überschrift in Nr. 20, 1993, in der dieses lokale Sonderbier mit „Pilsner Gose“ bezeichnet wurde. Erste Reaktion darauf in <sup>18</sup>: „Lieber Theo, wie kann man nur Pilsner und Gose zusammenmähren. Was Pilsner ist, weiß jeder. Aber Gose? Nämlich ein heute nicht mehr produziertes obergäriges Bier mit einem hohen Milchsäureanteil. Gose wurde anno dunneamals getrunken wie heute Berliner Weiße – mit Schuß. Sie, die Gose war heimtückisch, man trank und merkte nichts, und plötzlich war man stockbesoffen. Und sie hatte oft durchschlagenden Erfolg, deshalb dichtete Edwin Bormann uff säggsch: »Drum bevor de rechte Hand / noch ums Stengelglas sich wand, / leg aus Vorsicht deine linke / uff die Stuwendhierenklinke.«

Niescht for ungud, doch der Sachse E.E. kennt Gose sicher auch nur aus der Literatur. Dein bestens grüßender Ralf Gohlis.“

E.E. meinte den Schauspieler Eberhardt Esche, der in einer Fernsehsendung „Abends im Kelch“ fünf humorvolle Begebenheiten anlässlich des einhundertsten Geburtstags von Jaroslav Hašek erzählte, in denen die Gose eine Rolle spielte.

Das oben von Rolf Gohlis angesprochene Gedicht von Bormann: „Weisheitsregeln eines alden Leipzgersch“ beginnt übrigens mit: „Wennste probst der Gose Saft, / wappne dich mit Heldenkraft. / Denn de weeßt nicht, werd dei Magen / ja und amen dazu sagen. / Drum bevor de rechte Hand.../

Wegen dieser die Darmträgheit sehr schnell überwindenden Kraft der Gose steht an anderer Stelle kürzer: „Die erste Gose geht meist in die Hose!“ oder: „Ein gutes Bier ist die Goslarsche Gose, doch wenn du meinst, sie sei im Bauch, so ist sie in der Hose.“

Der Briefwechsel findet seine Fortsetzung in <sup>19</sup>. „...Was Gose ist, weiß, wie Du treffend bemerkst, nicht jeder, aber ich wusste es zufälligerweise, und zwar erstens aus der Literatur, und zweitens aus indirekter Erfahrung. Erstens las ich in dem schon in meinem Geburtsjahr 1929 erschienenen Werk von Hans Reimann, (ich las es natürlich erst zwei Jahre später, nachdem ich schnell lesen gelernt hatte) über Leipzig: „Gose sieht so aus, als ob sie schon jemand getrunken hätte...Man konsumiert Gose wie die Berliner Weiße mit Himbeer (»Schuß«) oder indem man Kümmel mittenmang hinter die Binde schüttet. Gose ist heimtückisch wie der Frankfurter »Rauscher«, der Vorläufer des angegorenen Appelwois. Man süffelt und süffelt und auf einmal hat man einen Kardinalschwips, der drei Tage anhält“. Reimann zitiert auch Deinen Kronzeugen Edwin Bormann – und zweitens habe ich in meiner Jugend

---

<sup>18</sup> Die Weltbühne, Nr. 26, 1983

<sup>19</sup> Die Weltbühne, Nr. 32, 1983

Maienblüte in einem Leipziger „Tunnel“ (ich weiß aber wirklich nicht mehr in welchem) in Begleitung eines ortskundigen Freundes und auf der Suche nach Gose einen Kapellmeister getroffen... Es war kein Gewandhauskapellmeister! Er machte Tanzmusik - freilich nicht mehr in jenem Augenblick, als wir im Tunnel eintrafen. »Möchtest du hier auch so ,naus«, fragte mich mein Freund, und wir schlichen friedlich fort...«

Die Leipziger wussten damals den Hinweis auf den in diesem Falle nicht betroffenen Gewandhauskapellmeister wohl zu deuten!

Darauf wieder Ralf Gohlis<sup>20</sup>: „Wenn Du in dem Glauben lebst, lieber Theo (Christoph), dass ich unserem gemeinsamen Thema Gose nur den von Hans Reimann zitierten Edwin Bormann kenne, so irrst Du. Hast Du schon mal von Max Ferling gehört, der in einem ellenlangen Gedicht zu dem Schluß kam: „Drei Tache haste dann e Gader / trotz allem Hering in Gelee / und außerm Magen tun Dir schließlich / zum Schluß noch alle Haare weh.“ Diesen Haarspitzenkatarrh wird wohl auch der von Dir dunnemals besichtigte Nichtgewandhaus-Kapellmeister gehabt haben. Ich weiß aber noch etwas: Denkmalspfleger wie Kabarettisten wollen in Klein-Paris wieder eine Gosenschenke installieren. Ungeklärt ist noch die wichtige Frage: Wo kommt die Gose her? Davon hab ich keine Ahnung, aber dass ein Hans-Reimann-Buch in einem namhaften Satire-Verlag kommen soll, davon hat läuten hören Dein.....“

Es gab damals in Leipzig tatsächlich die optimistische Einschätzung: die Gose kommt wieder, auch auf die Gefahr hin, den ursprünglichen Typ etwas zu verfehlen. Man behauptete auch, die alte Rezeptur noch zu besitzen und es gab schließlich sogar erste zaghafte Versuche, in einer hiesigen Weißbierbrauerei in größerem Maßstabe zu experimentieren. Aber erst nach den Ereignissen, die man hierzulande die »Wende« nennt, ist die Gose wieder aufgetaucht und erfreut sich, wie man hört, steigender Beliebtheit.

Was nun die Herkunft der Gose anbelangt, weiter vorn schon mit Goslar in Verbindung gebracht, heißt es in einem Leserbrief <sup>21</sup>: „Ich will hier keinen Beitrag über den Geschmack, den durchschlagenden Erfolg, die Heimtücke, das Aussehen und die Folgen nach reichlichem Genuß dieses Getränkes liefern, wohl aber auf die in der Wb. 37/983 von Ralf Gohlis gestellte Frage: Wo kommt die Gose her? Davon hab’ ich keine Ahnung! eingehen.

Hier mein Kurzbericht: Als ich, Student der Humanmedizin, 1958 nach Halle kam, konnte ich in der noch heute so benannten „Gosenschänke“ in der Nähe der Burg Giebichenstein die vorzügliche Gose genießen. Kurze Zeit danach war dies jedoch nicht mehr möglich. Die Gose verschwand spurlos aus Halle. Über eine Patientin, die ich ambulant schon seit vielen Jahren betreue, wurde mir per Zufall dieses Getränk aus der Studentenzeit wieder gegenwärtig, ich erfuhr

---

<sup>20</sup> Die Weltbühne, Nr. 37, 1983

<sup>21</sup> Die Weltbühne, Nr. 24, 1984

einiges über seine Herkunft und las kurze Zeit danach auch die Beiträge in der Weltbühne. Mein Interesse war geweckt...

Hier der Bericht der Patientin, der mehrfach von alten Hallensern, die ich danach befragte, bestätigt wurde: Die Gose kommt aus Döllnitz bei Halle. Als Erfinder oder Besitzer des Herstellungsrezeptes gilt ein gewisser Ledermann bzw. der Familienclan dieses Namens. Gebraut wurde sie auf einem Rittergut dieses kleinen Ortes. Es wird auch erzählt, dass mit Pferdewagen dieses edle Gesöff bis nach Leipzig transportiert worden ist, um es auch hier auszuschenken (besonders zur Leipziger Messe). Die 'Offene' soll eine Gose gewesen sein, die sich in einer bauchigen, nicht verschlossenen Flasche befand....“.

Jedenfalls teilte die Gose das Schicksal vieler lokaler Biere unter anderen auch der Wöllnitzer Weißen und des Lichtenhainer aus der Jenaer Pflege. So wurde die Bierlandschaft zu Zeiten der DDR immer ärmer. Michael Jackson<sup>22</sup> widmete ihr schließlich nur wenige Zeilen, etwa soviel wie Luxemburg mit ganzen sechs Brauereien und ungleich weniger als über die Tschechoslowakei. Kenner der Bierszene werden seine Ausführungen als genau so oberflächlich bewerten wie die des seinerzeitigen Hauptdirektors des WTÖZ Berlin<sup>23</sup>, der von einer Vielfalt der erzeugten Sortimente und einer Belebung auch der territorialen Bierszene durch regionale Sonderbiere (Besonderheiten) spricht.

Heute ist die Gose wieder auf dem Markt. Schon 1995 anlässlich des Tages des deutschen Bieres war in<sup>24</sup> unter der Überschrift: Der Markt ist bunter, zu lesen: „Und natürlich Gose, eine richtig eigenständige historische Biersorte wie Pils oder Bock, im Jahre 980 in Goslar erschaffen und vor gut 200 Jahren vom Dessauer Landesfürsten Leopold an die Pleiße beordert. Vor 100 Jahren gab es hier 19 reine Gosenschenken und 80 Kneipen, die das obergärige Weißbier zusätzlich servierten, das durch mit Milchsäure geimpfte Hefe unverwechselbar wird. Heute ist die Leipziger Gosenschenke »Ohne Bedenken« die einzige ihrer Art. Die Erlebnisgastronomie der Stadt hat das verdauungsfördernde (manche behaupten auch: potenzfördernde) Getränk noch nicht so recht entdeckt. Offenbar ein Problem für die kleine Privatbrauerei in Dahlen....“

Der alte Dessauer hatte also bei der Verbreitung der Gose seine Hand im Spiele. Nach<sup>25</sup> konnte er nämlich Leipziger Rastrum und Kofent, die einzigen Biersorten, die der Leipziger Rat zum Ausschank zuließ und die nach zeitgenössischem Urteil eine furchtbare Verirrung menschlicher Braukunst waren, nicht vertragen. Er setzte deshalb durch, dass Glauditzer Gose von seinem ehemaligen Leibdiener Giesecke im Eutritzscher „Gasthaus zur Heerstraße“ ausgeschänkt wurde. Als 1824 in einem Zollkriege mit Anhalt

---

<sup>22</sup> Michael Jackson, Das große Buch vom Bier, Hellweg Verlag Bern u. Stuttgart, 1977

<sup>23</sup> Brauwelt 1988, Nr. 33

<sup>24</sup> Journal, Beilage der vom 22./23. April 1995

<sup>25</sup> Sonntagsblatt Nr. 45 der Radeberger Zeitung - Das Echo - vom 9.2.1889

deren Einfuhr sehr erschwert war, fand Johann Gottlieb Goedecke mit seinem Braumeister Ledermann das Geheimnis des Gosebrauens. Seitdem wird in der 1640 erbauten Gosenschänke in Eutritzsch Döllnitzer Gose verschänkt. Sie gilt als eine der einträglichsten Gastwirtschaften in Leipzig und ist namentlich bei allen früheren Leipziger Studenten in bester Erinnerung. Ihr 1906 nach längerem Leiden mit 48 Jahren gestorbener Besitzer Georg Pfotenhauer soll zwar ein namhaftes Vermögen hinterlassen haben, sein früher Tod wird aber auch bei manchem Zweifel an der lebensverlängernden Kraft der Gose aufkommen haben lassen.<sup>26</sup>

Die Geschichte der Gose als einer Spezialität Leipzigs bis in die neueste Zeit hat Wolfgang Berger in<sup>27</sup> ausführlich beschrieben. Aus einer kulturgeschichtlichen Betrachtung von Fr. Hofmann in<sup>28</sup> dazu einige Ergänzungen:

Gose war ein Doppelweißbier von Weizen, Gerste und Hopfen, nach Versicherung des Brauherren ohne Beimischung schädlicher Ingredienzen. Dennoch verhinderte ein sogenanntes „Gosengeheimnis“ das Nachbrauen der Döllnitzer Gose. Selbst der Leipziger Brauherr Naumann konnte trotz intensiver und kostenaufwendiger Versuche das Geheimnis nicht lüften. Angeblich wurde kurz nach Kochbeginn der Würze ein Pulver zugesetzt, dessen Zusammensetzung Familiengeheimnis blieb. Dr. Carl W. Naumann, ab 1913 Prokurist der Brauerei C.W. Naumann Aktiengesellschaft sah das aber ganz anders: Zwar habe man sich damals lange mit dem Problem des Gosebrauens beschäftigt und es sich auch viel Geld kosten lassen, mit Kenntnis der chemischen Analyse der Gose habe man aber schließlich ein genaues Rezept über deren Herstellung erarbeiten können. Freilich schweigt er sich über die Goseproduktion bei Naumann aus.

Der Sachkenner unterschied nach dem Alter der Gose: solche „von allzu großer Jugendlichkeit bezeichnet er als Birnbrühe, die gar zu alte als Essig, die aber, die in der rechten Mitte steht, begrüßt sein strahlender Blick als Limonade mit Geist, und zwar mit dem fröhlichen Geist des Weins.“

Birnbrühe und Essig waren geeignet, die Milch der frömmsten Denkungsart in gärendes Drachengift zu verwandeln, zumal man sie im Verein mit Kümmel oder Nordhäuser trank. Zerschlagene Stuhlbeine mancher Gosenschenke legten davon Beweis ab. „Dagegen lobt selbst die Limonade sich einen feinen Begleiter für den Heimweg, und das ist das Knickebein, ein Liqueurchen mit einem Eidotter, das selbst Frauenlippen wohl ansteht und die Gemüthlichkeit der Gosenbrüder mit einem bis nach Hause ausdauernden Feuer verstärkt.“

Gose wurde den einundzwanzig Gosenwirten in und um Leipzig nach der Durchschnittszahl seiner Gäste zugeteilt, einem momentanen Mehrbedarf, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, wurde nur in Ausnahmen Rechnung getragen.

---

<sup>26</sup> Radeberger Zeitung - Das Echo-, Nr. 210 vom 11.9.1906

<sup>27</sup> Jahrbuch 2001 der Gesellschaft für Geschichte und Bibliographie des Brauwesens

<sup>28</sup> Die Gartenlaube 1872, Nr. 6., Seite 96 ff.

Die Döllnitzer Brauerei war Monopolist und braute in der Woche nur viermal, stets zwischen 22-25 Viertel, also 90 Viertel à zwei Tonnen wöchentlich, jedes Viertel zu 210 Flaschen, im Jahr also eine knappe Million Flaschen.

Die Behandlung der Gose beim Wirt war wichtig. Er bekam sie noch warm in Fässern von zwei Tonnen oder zweihundert preußischen Quart. Auf dem Wege von Döllnitz nach Leipzig, für den man vier und eine halbe Stunde benötigte, waren besonders in heißen Sommern Vorsichtsmaßnahmen nötig. Der transportfertigen Gose wurde nämlich erst auf dem Transportfaß die gehörige Menge Hefe zugesetzt und nicht immer gelang es, die sich bildende Kohlensäure durch eine kleine verschließbare Öffnung neben dem Spundloch, dem Zwickloch, in ausreichender Menge abzulassen, manches Faß zersprang.

Im Keller verstopfte man das Zwickloch, öffnete den Spund und ließ die Hefe ausstoßen. War dieses je nach Temperaturverlauf beendet, ließ man die Gose in Wannen auslaufen, aus denen man dann die bocksbeutelähnlichen Flaschen füllte. Die Flaschen reiften nun im Keller und die Kunst des Wirtes bestand darin, den richtigen Reifegrad – Hofmann meint, bis sie die Weinsäure angenommen haben – abzuwarten. Im Winter konnte das zehn bis zwölf Wochen dauern, dann war aber aus der Birnbrühe Limonade geworden. Die größte Gefahr bestand bei Gewitterschwüle. Ein einziges Gewitter verwandelte oft alle Gose in Essig.

In den Flaschen stieg nun die Hefe auf und bildete den bekannten Hefepfropfen, der auch das Entweichen weiterer Kohlensäure verhinderte. Leipzig bevorzugte also diese Flaschengose, während man in Halle lieber die Stöpselgose trank. Dort füllte man die Birnbrühe in Champagnerflaschen, die man mit einem Korken fest verschloß. Die entstehende Limonade war am Ende natürlich reicher an Kohlensäure.

Wir vermuten, dass diese Art der Abfüllung unseren heutigen Vorstellungen von Hygiene nicht entsprach. Ähnlich unhygienisch ging es aber auch in vielen Wirtshäusern zu. In „Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig“, geschrieben von Detlev Prasch, heißt es: „Seithalb Golitz [Gohlis] liegt wieder ein berufener Lustort, der vorzüglich zum Kirchweihfest von Tausenden besucht wird, Eutritsch genannt. Der Weg dahin ist höchst traurig, das Dorf selbst kothig; die Schenke eine wahre Kneipe; aber der Ruf der guten Gose und Bratwürste lockt dennoch Menschen in Menge in diesen Schweinestall, wo die pöbelhafteste Völlerey ihren Sitz zu haben scheint und ein gesitteter Mensch es keine halbe Stunde aushalten wird.“<sup>29</sup>

Der Gasthof in Eutritzsch war nun beileibe kein Einzelfall. Der Gasthof in Brockwitz zum Beispiel wird in „Malerische Darstellungen aus Sachsen“, 1802 so dargestellt: „Einfache magere Kost, saures Bier, Myriaden mehr als ich selbst speisender, trinkender, mich obendrein beinahe auffressender, um mich

---

<sup>29</sup> Helmut Richter, Leipziger Briefe, in: Sachen, ein Reiseverführer, Greifenverlag zu Rudolstadt, 1974

herumsummenderr Fliegen, qualmend zechende Kärner, dunstige Atmosphäre in der niederen Stube, schreyende Kinder und sich um die unter dem Tische liegende Knochen herumbeißende Spitze, trieben mich nach kurzem Verweilen, trotz der brennenden Hitze im Freyen, aus dem Brockwitzer Gasthof...“. Um 1865 hat es, wie ein Bierkenner bekanntzumachen glaubte, aus der Brauerei des Herrn Giesmann aus Brockwitz jedenfalls wenigstens ein gutes, unstreitig den ersten Rang in der ganzen Gegend einnehmendes Bier gegeben.<sup>30</sup> Selbst in großen Städten war es um die Restaurationen nicht viel besser bestellt, wie Otto von Corvin noch 1880 beschreibt: „Diese Leute aus dem Mittelstand in Leipzig waren ein heiteres, gutmütiges Volk, das mit Weib und Kind die öffentlichen Gärten besuchte und abends gern ein paar Stunden in der Kneipe zubrachte. Große, prachtvolle Säle machten dort kein Glück, den meisten Zulauf hatten kleine, oft sehr schmutzige Lokale, wenn nur das Bier gut war und es an Schweineknöchelchen, Wiener Würstchen mit Meerrettich, Sauerkraut mit Leberklößen, Käsekuchen und anderen Leipziger Delikatessen nicht fehlte. Zu jener Zeit war ein Bierlokal, bei Noak in der Hainstraße, beonders berühmt und wurde von allen neugierigen Reisenden und Literaturfreunden besucht, denn hier versammelten sich gewöhnlich vormittags die literarischen Tagesberühmtheiten, deren Namen in jedem Messkalender zu finden waren, um ihr »Töpfchen« Bayrisch, Saliser, Lützsenaer oder Waldschlösschen zu trinken. Es war da nur ein mäßig großes, sehr schmutziges Zimmer, dessen obere Hälfte oft dermaßen mit Tabaksdampf gefüllt war, dass man nicht durch die dichte Wolke hindurchsehen konnte, kurz, es herrschte dort die echte Leipziger Favoritenatmosphäre, und auftauchende Nebenbuhler hatten viel Mühe und Beharrlichkeit nötig, ehe sie Stammgäste werden konnten.“<sup>31</sup>

1068 wird der Braunschweiger Graf Ekbert II. Markgraf von Meißen. Als Feind des deutschen Kaisers Heinrich IV. wird er durch ein Fürstengericht 1088 abgesetzt. Die Mark Meißen, als Lehen wieder an Böhmen zurückgefallen, geht dann 1089 an Heinrich I. von Eilenburg, mit dem die Fürstenherrschaft der Wettiner im sächsisch-thüringischen Raum beginnt. Ekbert II. wurde 1090 auf der Flucht erschlagen. Man behauptete, dass ihm das Bier zum Verhängnis geworden sei. Als er nämlich, flüchtig, in einem Mühlwäldchen rastete, beauftragte er den dortigen Müller, aus einer nahegelegenen Schenke die größte Schleifkane mit Bier herbeizubringen. Der Müller lief den Reitern Heinrich IV. in die Arme, verriet, für wen das Bier bestimmt sei, und führte so den Tod des durstigen Grafen herbei.

Bischof in Meißen war damals Benno, gleichfalls ein Gegner des Kaisers Heinrich IV. Er soll den Zugang zum Meißner Dom für den Papstfeind

---

<sup>30</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 256 vom 13.9.1865

<sup>31</sup> Georg Menché, Romantische Reisen durch Sachsen, VEB F. A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1989



Heinrich versperrt haben, indem er den Portalschlüssel in die Elbe versenkte. Nach abgewendeter Gefahr habe ihn dann ein Karpfen zurückgebracht. Der Sachsenherzog Georg der Bärtige, der fanatische Gegner der Reformation, hat dann durch Papst Hadrian VI. 1523 Benno feierlich zum geistlichen Landespatron erklären lassen. Nach dem Siege der Reformation verschacherte man die Gebeine Bennos nach Bayern. Dort wird St. Benno schließlich ein Bierheiliger, indem ein Bier seinen Namen erhielt.

Aber auch in Sachsen hat sich die Erinnerung an den Bierheiligen nicht verloren. So lud der Wirt des Kurhauses Langebrück jedenfalls noch 1906 zu einem Großen St. Benno-Bier-Fest ein.<sup>32</sup>

Mit dem 13. Jahrhundert wird Bier dann am häufigsten in Zusammenhang mit der Erringung, Wahrung und dem ständig festeren Ausbau der mit dem Bergbau immer selbstbewusster gewordenen obersächsischen Städte erwähnt. Rechte wie Backen, Brauen und Schenken wurden ihnen meist schon bei der Städtegründung als ihnen zustehendes Regal vom Landesherren verliehen, allein, sie hatten es vor Übergriffen des Adels, der Rittergüter, Erb- und Lehnrichter, vor den Klöstern und vor allem vor der Konkurrenz der Nachbarstädte zu bewahren. Das Recht der Bannmeile, innerhalb der wirtschaftliche Einfluß der Stadt unumschränkt herrschen sollte und in der jede andere Konkurrenz als empfindliche Rechtsverletzung aufgefasst wurde, ist das ganze Mittelalter hindurch das heftigst umkämpfte, schuf und verletzte Bündnisse, gefährdete permanent den Frieden einer Region und führte selbst zu derben Auseinandersetzungen mit kriegerischem Charakter.

Nach Entstehen der sächsischen Städte um 1200 hatte sich zunächst eine einfache Art der Arbeitsteilung ausgebildet: auf dem Dorfe schaffte der Bauer, in den Städten saßen die Kaufleute und Handwerker und die städtischen Märkte regelten den Warenaustausch zwischen ihnen. Laut Blaschke<sup>33</sup> waren es in den sächsischen Städten vor allem zwei Gewerke, die den städtischen Wohlstand und die städtische Überlegenheit sicherten: Tuchmacherei und Bierbrauerei. Während aber die Tuchmacherei berufsmäßig betrieben wurde und deshalb zünftig war, war das Bierbrauen nur das Vorrecht bestimmter Häuser und damit eine Nebenbeschäftigung von Kaufleuten und Handwerkern. Diese Nebenbeschäftigung „wurde in den Jahresrhythmus eines Bürgerhaushalts etwa ebenso eingebaut wie heute das Einkochen von Obst oder das Stollenbacken.“ Manchmal hat das Brauen aber erhebliche Gewinne abgeworfen, wird es doch mitunter als die Grundlage der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit mancher Städte bezeichnet.

Ende des 15. Jahrhunderts ließ sich aber diese Art von Arbeitsteilung nicht mehr durchsetzen. Das Gewerbe zog wenigstens in Teilen aufs Land und wurde

---

<sup>32</sup> Radeberger Zeitung, Nr.51 vom 3.3.1906

<sup>33</sup> Karlheinz Blaschke, Sachsen im Zeitalter der Reformation, Sächsische Heimatblätter, Jg. 13, 1967

Konkurrent für die Städte, die zu ihrem Schutze zu Zwangsmaßnahmen der verschiedensten Art griffen, worunter die bekannteste wohl die Bannmeile ist. Für uns heute Glanzpunkte lokaler Geschichte, in der die Bürger in hellen Haufen auf die Dörfer zogen und u.a. das dort gebraute Bier und die Arbeitsgeräte dazu vernichteten. Allerdings kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, dass nicht immer wirtschaftliche Not zu diesen Exzessen zwang, es spielte auch einfach die Lust an Krawallen und Handgreiflichkeiten mit.

Als Beispiele solcher städtischen Übergriffe erwähnt Blaschke den Ausfall Auerbacher Bürger gegen einen Kretzschmar zu Rodewisch 1517 und der Chemnitzer gegen Jahnsdorf fünf Jahre später.

Regierungsrat Dr. H. Ermisch dazu in <sup>34</sup>: „...Schon der Leipziger Stadtbrief des 12. Jahrhunderts bestimmt, dass eine Meile um die Stadt kein ihr schädlicher Markt errichtet werden sollte. Ebenso wie der Markt, war der Betrieb von Handwerken und das Bierbrauen innerhalb der Meile verboten. Das Freiburger Stadtrecht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts sagt: die Meile gehört von Alters her zur der Stadt, so dass Niemand soll backen und brauen feile (d.h. für den Verkauf), man soll es in der Stadt holen. Mit großer Zähigkeit hingen die Städte an diesem Meilenrechte; bis tief in die Neuzeit hinein gab jede Verletzung desselben Anlaß zu energischem Widerstand. Das bezeugen nicht bloß zahllose Prozessakten, nicht selten auch griff der friedliche Bürger, wenn er sich in seinem Meilenrechte beeinträchtigt sah, zur Selbsthilfe; in Zeiten, in denen seine Wehrhaftigkeit längst nicht mehr auf der früheren Höhe stand, sehen wir ihn mit bewaffneten Mannschaften ausziehen, um die Braugefäße und Biervorräte benachbarter Dörfer zu zerstören, dem Dorfhandwerker seine Handwerksgeräte wegzunehmen...“

Beim Vergleich der Stadtrechte ist auffallend, dass Backen und Brauen wie in grauer Vorzeit immer in einem Atemzug genannt werden. Dieser Zusammenhang, technologisch leicht erklärbar, setzt sich bis in die Neuzeit auch technisch fort. In einem Beitrag in „Die Gartenlaube“ von 1858 – leider nur unvollständig erhalten – wird die erzgebirgische Societäts-Bäckerei und Brauerei zu Cainsdorf bei Zwickau vorgestellt, „ein Industrieschloß der Neuzeit, in dessen Burgverließ die Schienen der Eisenbahn dringen, um das herrliche Felsenkellerlagerbier in die weite Welt den Dürstenden zur Erquickung hinauszufahren.“ Der Betrieb ging im Oktober 1857 in Betrieb und der von außen mit Steinkohle geheizte Backofen lieferte ein vorzügliches Brot.<sup>35</sup> Mit dem Brauen begann man im Juni 1858. Die Brauerei war auf 40.000 Eimer Bier/Jahr ausgelegt und kostete 96.000 Thaler. Die in die Keller führende Zweigeisenbahn hatte Anschluß an die obererzgebirgische Staatsbahn

---

<sup>34</sup> Robert Wuttke, Sächsische Volkskunde, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung, Dresden 1901

<sup>35</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 303 vom 30.10.1857

(Zwickau-Schwarzenberg) und damit an das große deutsche Eisenbahnnetz. Das nötige Betriebskapital verschaffte man sich durch Aktien.<sup>36</sup>

An den engen Zusammenhang zwischen Backen und Brauen erinnern auch der sog. Bäcker-Brauer-Streit 1481 – 1517 in Bayern und der „Gute Montag“ in Münster (Westfalen). Ersterer war ausgebrochen, weil die Brauer die Bäcker nicht ausreichend mit guter Hefe versorgten und die Bäcker sich zur Erlangung der Hefe anderer Möglichkeiten bedienten. Durch herzoglichen Entscheid blieb das Privileg der Hefelieferung bei den Brauern, zwang diese aber, ihre Erntehefe getrennt zu lagern und den Bäckern nur geeignete Hefe zu liefern. Man nimmt heute an, dass die Bäcker auf der Lieferung der weniger bitteren obergärigen Hefe bestanden, es aber infolge der Hinwendung der Brauer zum untergärigen böhmischen Bier daran mangelte.

In Münster waren die Bäcker und Brauer seit 1492 in einer Gilde vereinigt und seit dem 16. Jahrhundert feierte man bei Grützbier und Koite, den westfälischen Nationalbieren, auch den sog. „Guten Montag“. Diese Gilde sei, nach Hermann Schönhoff<sup>37</sup> „eine seltsame Einrichtung für eine Zeit, da Zimmermann und Schreiner, Kleinschmied und Grobschmied, Mollenhauer und Fetkenhauer (Fassbinder) getrennte Handwerke ausmachten. Bis in die jüngste Zeit braute der münsterische Bäckermeister im eigenen Braukessel Grützbier und Koite, und in den letzten Jahrzehnten Altbier und Erntebier. Gewiegte Lokalhistoriker vermuten, dass das gemeinsame Band, das beide Gewerbe miteinander verknüpfte, die Hefe sei. Die Hefe, die der Bäckermeister für das tägliche Brot nicht entbehren konnte, und die in der Brauerei als Abfall verachtet wurde. Kurz und gut, noch heute ist mit der größten münsterischen Brauerei eine ebenso angesehene Bäckerei vereinigt, die ein besonders feines Brot, das Herrenbrot, herstellt. Und Bäcker und Brauer feiern noch immer einmütig den »Guten Montag«“.

Der historisch und technologisch sehr enge Zusammenhang zwischen Backen und Brauen führt uns aber auch auf die bis weit ins Mittelalter reichende starke Beteiligung der Frauen bei der Bierbereitung hin. Die ergab sich nicht nur aus der traditionellen Arbeitsteilung, wie sie sich zwischen Mann und Frau seit alten Zeiten ergeben hatte, sondern vor allem daraus, dass das Braurecht an Haus- und Grundeigentum gebunden war. Starb der Mann, ging häufig dieses Eigentum mit den daran geknüpften Rechten an die Frau über. Auch gibt es genügend testamentarische Verfügungen, die diesen Eigentumswechsel bereits zu Lebzeiten des ursprünglichen Eigentümers vorab festlegten. Erika Uitz<sup>38</sup> belegt das an Hand der Kämmereirechnungen der Stadt Mühlhausen sowie an den für die Jahre 1503 bis 1521 erhalten gebliebenen Ämterbüchlein der Stadt

---

<sup>36</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.107 vom 17.4.1858

<sup>37</sup> Hermann Schönhoff, Der münsterischen Bäcker „Guter Montag“, Die Gartenlaube 1914, Nr. 22

<sup>38</sup> Erika Uitz, Die Frau im Mittelalter, RM Buch und Medien Vertrieb GmbH, 2003

Zwickau. In diesem Zeitraum gab es unter den Zwickauer Brauern 24 Frauen, 6 davon übten ihr Braurecht über den gesamten Zeitraum von 18 Jahren aus. Ähnliches gibt es auch von Nürnberg (lt. Totengeläutbuch der St.-Sebold-Pfarrei), aus Hamburg und anderen Städten zu berichten.

Nach<sup>39</sup> waren an den „Bierausfällen“, wie die Stadtrechnungen des 15. Jahrhunderts belegen, auch die Dresdener Stadtschützen, ansonsten nur in Kriegsfällen, bei Prozessionen und zur Hütung der Ratsweinberge bei Kötschenbroda eingesetzt, beteiligt.

Die Bürgerschaft Dresdens musste aber fast jährlich, nicht selten mehrfach im Jahr, landesherrliche Heerfolge leisten, was der Stadt natürlich Kosten verursachte, die man sich gerne erspart hätte. 1466 hatte die Stadt ein Kontingent von 100 Trabanten zur Heerfahrt nach Plauen zu rüsten. Grund: Oberlehnsherr König Podibrad von Böhmen hatte Heinrich II. von Plauen in die Acht getan, weil er seine Untervasallen zu hart bedrückte, und mit der Ausführung auf Grund der bestehenden sächsisch-böhmischen Erbeinigung die Herzöge Ernst und Albrecht betraut.

Nach<sup>40</sup> hat „Küchenmeister vel [oder] Speiser“ Nicol Seidel über den mitgeführten Proviant und dessen Verwendung genau Buch geführt. Die Heerfahrt begann am 7. Februar und endete am 1. März. Außer Butter, Käse und Fleisch nahm man u.a. 400 Stück Stockfische, 1 Tonne Heringe, 2 Faß Bier und ½ Faß Wein sowie zur Bestreitung weiterer Verpflegungsbedürfnisse und der sonst auf der Heerfahrt vorfallenden Ausgaben 35 Schock Bargeld mit. Die Barschaft war bald alle und man musste 20 Schock nachfassen und bei einem Wirt in Zwickau ein Darlehen von weiteren 5 Schock aufnehmen. Die Gesamtkosten von 154 Schock 44 Gr. 10 Pf. wurden zu einem Teil durch ein „Heerfahrtsgeld“, das die Vorstädter aufbringen mussten, gedeckt.

Im übrigen gibt es keinen Hinweis auf einen blutigen Verlauf der Heerfahrt, es wird vermutet, dass die Dresdener Kriegsmannschaft in Plauen ankam, als alles schon vorbei war. Jedenfalls haben sie das Beste aus ihrem Kriegsdienst gemacht, fleißig gebechert. Und ganz offensichtlich hat der Dresdener Rat nichts dagegen gehabt, dass bei den Abrechnungen vor allem Bier so häufig erschien. „Ein Viertel Bier, das wir da getrunken (48Gr.), eins, das wir mitnahmen (45 Gr.), 1 Tonne Bier (18 Gr.), vier Viertel und 1 Tonne Bier (3 Schock 40 Gr.), 1 Faß Bier (1½ Schock)“ und so geht es in der Kostenzusammenstellung lustig weiter.

Wie andere Fürstenhäuser des frühen und späten Mittelalters war die Hof- und Landesverwaltung der Wettiner eine „Reiseherrschaft“; der Begriff einer „Residenz“ als ständiger Herrschaftssitz taucht sogar erst 1680 in einem Werk

---

<sup>39</sup> Clara Biller, Die Dresdner Vogelwiese, in *Universum*, Illustr. Familien-Zeitschrift, Dresden, Leipzig, Wien 1894

<sup>40</sup> Archiv für die Sächsische Geschichte, Neue Folge, 5. Bd., 1879

des Archivars Anton Weck auf. Man reiste also früher mit seinem Hof oder seiner Hofgesellschaft von Burg zu Burg, Stadt zu Stadt und mit dem jeweiligen Herrscher wechselte häufig auch ein von ihm bevorzugter Aufenthaltsort, von dem aus er gern regierte.

Brigitte Streich hat diese Herrschaftsform, die ein gehöriges Maß an Organisation voraussetzt, in <sup>41</sup> untersucht. Da und dort erfahren wir darin auch etwas über die uns hier interessierenden Getränke, ihre Produzenten, Verbraucher und den dazugehörenden Markt.

„Wichtigstes Getränk am wettinischen Hof war das Bier, das nach besserer und schlechterer Qualität unterschieden wurde. Besseres Bier war solches Naumburger oder Freiburger Provinienz; daneben gab es einfaches Speisebier oder Kovent für das Hofgesinde. Letzteres stammte meist aus der Hofwirtschaft des Amtmannes. Häufiger vom Hof aufgesuchte Ämter mit geringen Gersteuerzeugnissen wie Torgau bezogen die Grundsubstanzen zur Herstellung aus anderen Ämtern. Torgau erhielt 1407 342 Scheffel Gerste aus Delitzsch, aus denen 19 Fuder Bier gebraut wurden; 10 Fuder wurden von den Markgrafen Friedrich und Wilhelm und ihrem Gefolge konsumiert.“

Ähnliche Angaben folgen für Grimma, Meißen, Döbeln und Dresden. Eine Vergleichbarkeit im brautechnischen Sinne ist daraus kaum abzuleiten, weil unklar bleibt, wieviel der eingekauften Gerste tatsächlich vermälzt und verbraut wurde. Vielleicht bieten die Quellen dem historisch interessierten Brauereifachmann mehr als die Verfasserin für ihre Zwecke benötigte. Ihr jedenfalls „loser“ Bezug zum Brauen beweist, wenn sie im Zusammenhang mit dem vom Kurfürsten in Altenburg betriebenen Malzhaus schreibt, dass dessen Kapazität 1449/50 nicht ausreichte, „um genügend Bier für den Hofbedarf zu malzen.“

Aus der Fülle für uns interessanter Informationen seien herausgehoben:

- Der Bierverbrauch des kursächsischen Hofes stieg von 550 Faß Bier 1462 auf 1056 Faß 1479. Dabei lag der Anteil an weniger wertigem Speisebier bei 70%.
- Während die Speisebiere meist an den örtlichen Hofwirtschaften gebraut wurden, kamen die höherwertigen je nach dem Ort des Hoflagers aus Großenhain, Dresden, Freiberg, Torgau, Naumburg und Leisnig. Die Tafel des Kurfürsten selbst wurde täglich mit einem Viertel Faß Belgernschen Bieres versorgt, Importe aus Einbeck waren die Ausnahme.
- Für den Biertransport hatten Städte und Klöster zu sorgen, manchmal auch Fuhrunternehmen. Wo es möglich war, bediente man sich auch der Wasserwege.

---

<sup>41</sup> Brigitte Streich, Zwischen Reiseherrschaft und Residenzbildung: Der Wettinische Hof im späten Mittelalter, Böhlau Verlag Köln Wien, 1989

- Ämter, die häufig vom Hof besucht wurden, hatten nennenswerte Vorräte zur Versorgung des Hofes nur an Getreide und Bier, die man dezentral einkaufte, weil die Dominialgüter den Bedarf an Grundnahrungsmittel – eben auch an Bier – nicht decken konnten.
- Bierfahren bezahlte man stets nach der geladenen Fasszahl, wegen der Länge der Transportstrecken und der Gefahr auf den Straßen meist raten- weise, z. B. in Pegau
- Bierschröter bezahlte man nach der auf einem Kerbholz festgehaltenen Zahl der eingelagerten Fässer.
- Das niedere, für den täglichen Wirtschaftsbetrieb unentbehrliche, Gesinde, tritt in den Büchern trotz hoher Zahl kaum in Erscheinung. Handwerker wie Böttcher, Brauer, Drescher o.ä. fehlen ganz. Ihre Arbeiten wurden wohl durch Tagelöhner oder das Gesinde des Amtsschlusses durchgeführt.
- Fehlte im Amt notwendiger Vorrat an Kofent, griff man auf städtische Mälzer und Brauer zurück.
- Knechte und niederes Hofgesinde erhielten bei ihrer Hochzeit eine Bierspende, manchmal auch Wild.
- Knechte konnten auch von niederem Adel sein. Ein Nickel von Karlowitz war Türknecht und besaß in Dresden einen Hof mit Braugerechtigkeit. Er verkaufte Bier an den Hofschänken.
- Unter den Hofdamen stand die Hofmeisterin an der Spitze. Sie hatte auch, wenn es die Damen verlangten, zwischen den Mahlzeiten in den Keller nach Bier zu schicken.
- Die Narren – häufig Zwerge – hatten Anspruch auf eine nicht näher ausgeführte Narrenspende.
- Auswärtige Gäste wurden nicht im Schloß, sondern in den Herbergen der Stadt oder bei wohlhabenden Patriziern untergebracht und vom Hof aus gepflegt. 1484 erhielt so der päpstliche Legat Bartholomeo von Maraschis 232 Kannen Rheinwein, 55 Kannen Landwein und 149 Halbstübchen Einbecker Bier für sich und sein Gefolge.

Den meist kupfernen Braugefäßen drohte im Mittelalter doppelte Gefahr: Zerstörung wegen Verletzung der Bannmeile oder Wegnahme zum Zwecke des Einschmelzens zu Geld. Max von Boehn<sup>42</sup> schildert die grenzenlose Verschwendungssucht, die vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland ganz allgemein herrschte und auf die Dauer doch nicht durchgehalten werden konnte: „Schließlich griff man in der drückenden Geldverlegenheit zu der Ultima ratio bankrotter Regierungen, der Münzverschlechterung. Sie präludiert den großen Krieg wie eine Vorahnung all

---

<sup>42</sup> Max von Boehn, Wallenstein, Verlag Karl König/ Wien und Leipzig, 1926

des Übels, das noch kommen sollte. Die zahllosen kleinen Münzstätten leisteten dem Beginnen Vorschub, das, wie es scheint, von dem braunschweigischen Kanzler Anton von Wietersheim und seinem an moralische Bedenken nicht gewöhnten Sekretär Andreas Kippe zuerst systematisch zur Füllung der landesherrlichen Kassen benützt wurde. Von diesem Manne behielt es seinen Namen, an die „Kipper und Wipper“ heftete sich der Fluch der ausgebeuteten Untertanen. Da die ungleich bequemere Notenpresse noch nicht erfunden war, musste das Hartgeld im Werte herabgesetzt werden, und das geschah plump genug, indem man die Silbermünzen, die sich im Kurs befanden, aus Kupfer nachprägte und weiß sott. Nach einer Woche waren sie zwar wieder rot, aber ihren Dienst hatten sie schon getan.... Im Anfang war alles recht, die Landesherren nahmen das gute Geld ein und verausgabten ihr schlechtes neues, und das Publikum beteiligte sich von Herzen an diesem anscheinend so gewinnbringenden Geschäft. Alle Küchenutensilien, Braupfannen und ähnliche Kupfergeräte wanderten in den Schmelztiegel, um als schönes blankes neues Silbergeld daraus hervorzugehen. Hoch und nieder beeiferte sich, mühelos reich zu werden, und selbst geistliche Herren, wie der kursächsische Hofprediger Hoë von Hoenegg, waren eifrig bei der Sache. Aber Hilfsmittel wie diese pflegen kurze Beine zu haben. Sobald Käufer und Verkäufer erst des Betruges inne wurden, den man an ihnen verübte, war es um den Vorteil geschehen. Die Preise paßten sich der schlechten Münze an und gingen sprungweise in die Höhe, von 1618 bis 1622 stiegen sie um 150%. Einer so prompten Reaktion war man nicht gewärtig gewesen. Solange die Landesherren das gute alte Geld eingenommen hatten, waren sie es sehr zufrieden, seit aber das neue schlechte in die Kassen zurückströmte, machten sie lange Gesichter. Erst versuchten sie es mit dem Zwangskurs, eine Maßregel, die dem versteckten Selbstmord ähnelt, dann wurde die Valuta herabgesetzt, und schließlich verstiegen sie sich zu der geradezu ungeheuerlichen Maßnahme, ihr eigenes Geld zurückzuweisen, sobald von den Untertanen Steuern und Abgaben damit gezahlt werden sollten. Das war das Finale....“

Dieses Finale erlebte man auch in den Schönburgischen Herrschaften, die 1740 ihre Reichsunmittelbarkeit aufgaben und als sog. Rezessherrschaften nur noch über eine eingeschränkte Selbständigkeit verfügten. In den Schönburgischen Geschichtsblättern<sup>43</sup> liest man dazu: „Den Höhepunkt erreichten diese Zustände zu Beginn des 30-jährigen Krieges in der sogenannten Kipper- und Wipperzeit. Auch in unserem Schönburgischen Lande machten sich die Übelstände, die hierdurch hervorgerufen wurden, geltend. So schreibt Eckardt in seiner Chronik von Glauchau S. 465 vom Jahre 1621: Um diese Zeit kam das Kippen und Wippen auf, indem besonders durch die Pächter der Münze unter Mithilfe der Juden das Geld geringwerthiger ausgeprägt wurde. Dadurch entstand eine

---

<sup>43</sup> Schönburgische Geschichtsblätter, 1. Jahrgang 1894/95, E. Kästner, Waldenburg in Sachsen

künstliche Theuerung, weil das Geld so schlecht wurde, dass ein guter Reichsthaler bis auf den Wert von 14 Gr. kam und es Orte gab, wo 100 Thaler Münze kaum 5 Thaler Silber enthielten.... Der Weizen stieg auf 58 fl., das Korn auf 48 fl., 1 Pfund Rindfleisch kostete 10 Gr., Schweinefleisch 12 Gr., Kalbfleisch 8 Gr., 1 Kanne Bier 5 Gr. und eine Kanne Butter 2 fl.

Ein eindrucksvolles Bild jener Zeit des planmäßigen Verfalls des Geldes zeichnet auch Gustav Freytag in<sup>44</sup>. Daraus einige Auszüge: „Da fingen einige Reichsfürsten an – die Braunschweiger waren leider unter den ersten – die Arbeiten der verrufensten Heckenmünzer zu übertreffen. Sie ließen statt von Silber in einer schlechten Mischung von Silber und Kupfer schwere und leichte Landesmünze schlagen. Bald wurde versilbertes Kupfer daraus. Zuletzt schlug man z. B. in Leipzig das kleine Geld gar nicht mehr von Kupfer, das man höher verwerten konnte, sondern die Stadt gab statt dessen eckiges Blech mit einem Stempel aus. Wie die Pest griff diese Entdeckung, Geld ohne große Kosten zu machen, um sich. Aus den beiden sächsischen Kreisen verbreitete sie sich nach den rheinischen und süddeutschen...Alle Welt legte sich auf den Geldhandel. Der Kaufmann machte Geldgeschäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Übervorteilen riß ein. Der moderne Schwindel mit Aktien und Börsenpapieren gibt nur eine schwache Vorstellung von dem Treiben damaliger Zeit...Wem der gefällige Münzer einen alten Braukessel in Geld umschlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen...Das war eine lustige Zeit. Wenn Wein und Bier auch teurer waren als sonst, sie waren es doch nicht in demselben Verhältnis wie das alte Silbergeld. Ein Teil des Gewinnes wurde im Wirtshaus verjubelt.“ Aber die Strafe folgte auf dem Fuße und in anonymen Flugschriften wurden schließlich die eigentlichen Verursacher auch an den Pranger gestellt, „denn wahrlich, so mancher alte Kessel, worin so mancher gute Grütz- oder Hirsebrei gemacht ist, auch so manche gute alte Pfanne, worin so viel gutes Bier und so mancher schöne Trunk Breihahn gekocht wurde, ist verschmolzen und vermünzet worden, und dieses ist nicht von den gemeinen Kippern, sondern von den Erzkippern geschehen.“ Das aber meinte die Obrigkeit mit dem Landesherrn an der Spitze.

Auch Dr. Leopold gedenkt in seiner Chronik von Meerane jener Verhältnisse, indem er berichtet: „1621 kamen innerhalb und außerhalb des Landes allerlei Münzen auf, wodurch die gute Münze verlorenging und sehr leichte Münze Eingang fand, von der das Kupfer das meiste und beste war, so dass man keinen Dreier, halb Batzen, Fünfeuzner oder gute Pfennige mehr habhaft werden konnte, sondern man fast mehrentheils mit Groschen und 8-Groschenstücken gegen einander hat handeln müssen. Die gute Münze an Thalern stieg bis auf 10

---

<sup>44</sup> Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Verlag von Th. Knaur Nachf., Berlin W 50



Gulden, ein Rheinischer Gulden auf 7 Gulden, ja auch die Heller sind an etlichen Orten für Pfennige und insgesamt die Pfennige für 3 Heller, die 3 Hellerpfennige für zwei oder drei ausgegeben und angenommen worden. Im Jahre 1622 fiel die altenburgische Münze, ein 8 Groschenstück um 4 Groschen, ein Schreckenberger zu 4 Groschen um 2 Groschen; die kupferne Münze ist ganz abgekommen.

Der Münzmeister hing die Waage falsch auf oder wippte sie zu seinen Gunsten, zum Geldmachen wurde schließlich Blech verwendet. Kippen heißt soviel als Geldbeschneiden oder auch falsch wiegen, und Wippen heißt, das schwere Geld von der Waagschale werfen.“

Damals gab es in den Wirtshäusern verschwenderische Trinkgelage und Schmausereien der Zünfte, Gesellenverbindungen, Schützengilden und anderen. Fleißige Meister wurden in kurzer Zeit Spieler, Trunkenbolde und Trossknechte. Unehrllichkeit und Betrug zogen ein, die blauen oder Fressmontage wurden Mode, dem Sittenverfall war kaum Einhalt zu bieten. Auch von kirchlicher Seite nicht, übten doch die evangelischen Prediger in der Neumark noch 1633 Bier- und Brantweinausschank aus oder beschäftigten sich mit dem Pferdehandel. Ja, Carpzow, als Leipziger Professor einer der juristischen Begründer des Scheiterhaufens für Hexen und Zauberer, der sich damit brüstete, 20000 Todesurteile gegen Hexen und Zauberer unterzeichnet zu haben, begegnete 1616 einem Kandidaten für das Pfarramt, der weder von Luthers Katechismus noch von der Augsburgerischen Konfession etwas wusste und die Bibel überhaupt nicht kannte.

Es herrschte damals auf allen Gebieten allgemeine Verunsicherung. Verständlich, dass man in diesen Zeiten des Verfalls von Ordnung, Sitte und Recht um so nachdrücklicher auf Wahrung des Besitzstandes bei denen drang, denen bestimmte Regalien ein für allemal verliehen waren. So auch die Städte wegen ihrer Braugerechtsame und der Bannmeile. Diese wichtigen Bürgerrechte wurden um so bedeutsamer, je mehr die Blüte der Städte im Schwinden war. Die Braunahrung wird oft genug als die einzige bezeichnet, die die Bürger vor dem Verarmen schützte.

Kein Wunder also, dass es Interessengruppen gab, die die Bannmeile in ihrer Bemessung anzweifeln und eine neue Ausmessung forderten. In ältester Zeit war die Bannmeile durch Grenzsteine festgelegt. Die verschwanden aber im Laufe der Zeit und man vergaß, wo die Bemessung für die Bannmeile, die annähernd 15 km im Umkreis betrug, eigentlich angefangen hatte. Den häufigen Streitigkeiten konnte man also nur durch gelegentliche Neufestlegung begegnen. Die waren dann auch im 17. und 18. Jahrhundert häufig. Da man auch auf die geographischen Verhältnisse und die unterschiedlichen Besiedlungsdichten sowie die Nähe anderer Städte Rücksicht zu nehmen hatte, war das Festlegen solcher Meilen nicht einfach durch einen Kreiszug mit dem Zirkel möglich und das Verfahren deshalb langwierig; eigentlich kam man infolge veränderter geopolitischer Bedingungen mit der Neubemessung gar nicht nach. „Ausfälle“

gegen Dörfer und Gasthöfe, die das Verbotungsrecht durch Einfuhr auswärtiger Biere verletzten, waren zwar seit 1799 verboten, der letzte auf sächsischem Gebiet fand aber noch 1836 in Oelsnitz statt.

1706 wird wegen der Schenke in Broda von Dresden aus eine Vermessung der Viertelmeile bzw. Meile vorgenommen. Eine meißnische oder sächsische Mittelmeile betrug 2000 achteilige Ruten oder 16000 Dresdner Ellen, aber bereits neun Jahre später wurde von einer Gerichtsinstanz für dasselbe Amt Delitzsch die Meile auf 3600 Ruten festgelegt – man stelle sich die Differenz vor – ehe das Oberhofgericht schließlich die Meile auf 1500 Ruten beschied, aber durch eine sog. „Leuterungssentenz“ doch auf 2000 Ruten anhob. Das galt dann über längere Zeit, z. B. bei der Vermessung in Mühlberg noch 1719.<sup>45</sup> Damit entsprach – wenigstens im Kurfürstentum Sachsen – die Biermeile der Postmeile und wurde meist gemessen vom äußersten Hause der Stadt auf dem nächsten unverbundenen Fahrwege in Richtung der nächsten Schenk- oder Braustätte.

Die Festlegung der Bannmeilen war so wichtig, dass 1722 der Hofgeograph Adam Friedrich Zürner mit der Schaffung eines „Generale wegen Ausmessung der Biermeile“ beauftragt wurde. Es ist das auch der Schöpfer eines Kartenwerkes von Sachsen, „Atlas Augustaeus Saxonicus“, und der Verantwortliche für die Bestückung aller Post- und Landstraßen mit Postmeilensäulen, deren größte und schönste die Distanzsäulen auf den Marktplätzen oder vor den Stadttoren waren und teilweise noch heute sind.

Nach <sup>46</sup> verfügte August der Starke 1722, dass 1000 Ruten einer halben Postmeile oder einer Stunde entsprachen. Weil 1 Rute genau dem Umfang des Messrades des „geometrischen Wagens“ Zürnens, des Pfarrers und Hobbygeographen, entsprach, ist eine Stunde auch 4,531 Kilometern und eine Postmeile folglich 9,062 Kilometern gleichzusetzen.

Im gleichen Jahre wurde auch das Radeberger Bannmeilenrecht neu geregelt. Danach <sup>47</sup> „erstreckte sich dieses Recht nur noch auf einen Umkreis von 16000 Dresdener Ellen, was einer Entfernung von 9062,40 Meter entsprach. Bis zu diesem Tag betrug die Radeberger Biermeile 18,2 km. Da nunmehr einige Enklaven außerhalb dieser Biermeile lagen, verfügte August der Starke, dass Radeberg »wegen des erlittenen Brandschadens«, gemeint war der Stadtbrand von 1714, »Sonderrechte« erhielt. Zu den Enklaven zählte die Schenke in der Vollung (Pulsnitz), in Rödern, in Ebersbach bei Radeburg, zwei Gasthöfe in Bischofswerda und eine Schenke am Dresdener Altmarkt. Die Dörfer zwischen Großenhain und Radeberg mussten nicht in jedem Fall das Radeberger Bier

---

<sup>45</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 30. Band, 1909.

<sup>46</sup> Ines-Karen Wetzel, Keine Zeit zu verlieren, Sächsische Zeitung vom 3.7.2004

<sup>47</sup> Sächsische Zeitung vom 13./14.4.2002

trinken. (geb)“. Allein die Gewährung solcher Sonderrechte weist auf die Verworrenheit der Rechtslage in den damaligen Zeiten hin.

Näheres zur Geschichte des Dresdener Brauwesens, zu Biermeile und Bierausfall, Reiheschank und ähnlichem lese man bei Holger Starke in<sup>48</sup>.

Um ihr Recht mußten aber auch die Einwohner von Dörfern kämpfen, die nach Dresden eingemeindet wurden, denn nur allzuschnell war die Eingemeindung mit dem Verlust schon seit Generationen genutzter Privilegien verbunden.

Otto Mörtzsch berichtet solches von Fischersdorf vor Dresden, das 1550 unter Kurfürst Moritz eingemeindet wurde.<sup>49</sup>

Den dortigen Gasthofbesitzern Kirsten, Götz und Geisler war mit der Eingemeindung in die Wilsdruffer Vorstadt verboten worden, Gäste zu beherbergen und Wein und Bier zu schenken. Nachdem 1560 Götz und Geisler, ersterer Besitzer der „Drei Lilien“, letzterer der Wirtschaft „Weißes Rösschen“, intervenierten, sprach ihnen Kurfürst August wieder das Recht zu, in ihren jetzigen Häusern „Dresinsch bier“ (Dresdner Bier) in Vierteln und Vassen einlegen und ausschenken zu lassen, desgleichen Wein kannenweise zu 10, 20, 30 Kannen auf einmal und in „veslein“ einzulegen und zu verzapfen. Beide mussten aber sich die Getränke bei Strafe in Dresden einkaufen und das Bier durfte kein fremdes sein.

Die „Drei Lilien“ sind von den Erben Götzens später an den Markscheider und Landvermesser Georg Öder übergegangen, der 1577 das auf dem Hause liegende Recht, Gäste zu setzen und Bier und Wein zu verzapfen, sich nochmals von Kurfürst August bestätigen lassen musste. Als der Gasthof vier Jahre später an den Doktor der Rechte, Breutigam, und nach seinem Tode an dessen Frau überging, ging es ihr nicht besser. Auch sie musste das Privileg neu einholen, diesmal von Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar in Vormundschaft für die Brüder Christian II., Johann Georg I. und August.

1593 hatte sie es schließlich in der Hand, mit gewissen Einschränkungen, dass nämlich die Rechte anderer Herbergen und Gasthöfe durch die „Drei Lilien“ nicht eingeschränkt würden. Ausdrücklich wird auf den Glücksumstand verwiesen, dass Stadt und Festung Dresden schon damals manchmal überlaufen und auch zeitweilig für Besucher ganz gesperrt waren. So brauchte man auch die Herbergen und Gasthöfe in den Vorstädten und davor.

Ausgenommen vom Verbotungsrecht war seit alten Zeiten das den Dorfbewohnern gestattete Brauen des »Erntebieres« zum Eigenverzehr der bäuerlichen Familie einschließlich des Gesindes. Rohstoffe für dieses meist leichte Bier waren häufig Zucker und Mohrrüben, für die Bitterung Hopfen. Ein

---

<sup>48</sup> Ein bierseliges Land, Stadtmuseum Dresden und Sächsischer Brauerbund, Fliegenkopf Verlag Halle, 1996

<sup>49</sup> Otto Mörtzsch, Die ältesten Gasthofprivilegien zu Dresden-Fischersdorf (jetzt Fischhofplatz), Dresdner Geschichtsblätter 1916, Nr.2

in Sachsen 1671 ausgesprochenes Verbot blieb wirkungslos, sodaß noch Anfang des 20. Jahrhunderts solche Biere hierzulande anzutreffen waren.

In diesem Zusammenhang verdient Erwähnung, dass deutschlandweit im 15. Jahrhundert an den Ratsschulen, so in Landau, Landshut, Bayreuth, Hamburg, Schleiz und auch an der Kreuzschule in Dresden von den Schülern zu Margarethen (13. Juli) ein sogenannter Kernheller in Form von Kirschkernen oder als Äquivalent in Geld abgeliefert werden musste. Diese Abgabe hängt nach<sup>50</sup> zusammen mit der früher weitverbreiteten Sitte, „die geistigen Getränke (Wein, Met, Bier) mit allerlei Ingredienzien zu würzen, teils um des Wohlgeschmacks willen, teils wegen wirklich oder vermeintlich heilsamer Wirkungen. So wurden u.a. dem Bier gern Kirschkerne beigesetzt, und diese hatten die Schüler dem Schulmeister zu liefern oder dafür die entsprechende Zahlung zu entrichten.“

Ähnlich war es im Fläming. An das Erntefest um 1860 erinnert sich ein Einsitzer 1935 wie folgt: „Einige Tage vor dem Beginn der Getreideernte kamen die Treuenbrietzener Brauer mit dem Erntebier. Das hatte schon eine längere Lagerzeit in den dortigen Kellern hinter sich und besaß somit einen guten Geschmack. Auch meine Eltern erhielten drei oder vier Fässer Bier von einem der rund zehn städtischen Brauer. Die Großeltern dagegen erzählten mir, sie hätten in früherer Zeit das Erntebier selbst gebraut. Sie bereiteten sich Malz aus eigener Gerste, und die Dolden des wilden Hopfens fanden sie in ihnen bekannten Waldstücken und mit der Braupfanne halfen sie sich gegenseitig aus. Die Bardenitzer und Pechüler Mäher erzählten uns Kindern, bei ihnen werde das »süte Hänichen« (süße Hähnchen) gebraut.“

Es gab aber auch Dörfer wie Kühren bei Wurzen, deren Stiftungsurkunde ausdrücklich das Bierbrauen gestattete. Schon vor 1200 von Gerung, Bischof von Meißen, ausgestellt, erlaubt sie den flandrischen Einwohnern „Brot und Bier sollen sie unter sich nach Belieben verkaufen, aber sie sollen in ihrem Dorfe keinen öffentlichen Markt halten.“<sup>51</sup>

Robert Wuttke gibt, ausgehend von der 1697 veranlaßten statistischen Aufnahme von 98 Städten der sächsischen Erblände, einen Überblick über die Zusammensetzung der Bevölkerung und über die hauptsächlichen Erwerbszweige der erfassten Städte. Die Zahlen sind mit Vorsicht zu genießen und bedürfen im einzelnen einer Erklärung, die den Rahmen dieses Buches sprengen würde. Danach wurden die 98 Städte der Erblände von 151 898 Personen bevölkert, die in 25014 Häusern wohnten. Von den rund 30870 Bürgern, damals die Familienhäupter, waren ca. 5000 in textilen Gewerben

---

<sup>50</sup> O. Meltzer, Schulordnung der Kreuzschule zu Dresden in Neues Archiv f. Sächs. Geschichte und Altertumskunde, 14. Band, 1893

<sup>51</sup> O.E.Schmidt, Sächsische Streifzüge, 4.Band, Leipzig, Verlag von Otto Spamer, 1912

tätig, 3545 waren Brauer, 966 Fleischer und 940 Bäcker. Apotheker gab es 1235.

Interessanter noch ist die Städteübersicht, die uns einen Einblick in die Berufsstatistik und damit in die Haupterwerbszweige der Städte gibt. Auch sie bedarf einer vorsichtigen Betrachtung. Schon Zürner war es nicht möglich, die Vielfalt der handwerklichen Erwerbszweige in den Städten genau wiederzugeben. Deshalb ist die Charakterisierung der Städte mitunter widersprüchlich. Zürner betont z.B. an Eilenburg das Tuchgewerbe und den Hopfenanbau, die Städtestatistik von 1697 weist Eilenburg aber als eine Stadt aus, die vorzugsweise durch die Braunahrung bedeutend ist.

Die nachfolgende Tabelle wurde in leicht veränderter Form übernommen. Die Spalten Bürger und Gebäude entfielen, desgleichen wurden die Spalten für einige Berufe gestrichen, die Zahlen für textile Gewerke sind eine Addition der Tuch-, Zeug- und Bortenwirker sowie der Leineweber. Es fällt auf, dass in einigen Städten, in denen das Brauen ausdrücklich als vornehmste Nahrung bezeichnet wurde, keine Brauer aufgeführt werden, so in Freiberg, Zwickau, Torgau, Meißen, Grimma und Oschatz. Andererseits wirken in Marienberg 305 Brauer, die nichts oder nur wenig zum Rufe der Stadt oder zu deren Einkünften beigetragen haben.

Gründe dafür lassen sich nicht finden, es ist aber anzunehmen, dass die Organisationsform des Brauens - genossenschaftlich, im Stadtbrauhaus oder in Reihe - einen Einfluß auf die Erfassung hatte.

Als Beleg dafür mag das Schoßregister der Stadt Torgau aus dem Jahre 1505 dienen. Es verzeichnet alle Besitzer der der Stadt steuer- und zinspflichtigen Grundstücke und deren Besitzer auf. Vorwiegend war das den Grundbedarf deckende Handwerk geschosspflichtig, aber unter den vielen Handwerkern taucht nicht einmal ein Brauer auf.

Jürgen Herzog<sup>52</sup> zieht daraus den Schluß, dass das bedeutende Brauwesen für die Stadt zwar wirtschaftlich interessant war, im Schoßregister aber keine Rolle spielte. Die Braurechte lagen vorwiegend auf den großen Anwesen der Bürger, die als Hüfner nebenbei auch Ackerbau und Viehzucht betrieben und sich als Kaufleute und Brauherren betätigten.

Ganz ähnlich argumentiert Katrin Keller in<sup>53</sup>: „Eine an das Wohnen und den Hausbesitz in bestimmten Bereichen der Stadt gebundene weitere Nebenverdienstmöglichkeit war das Bierbrauen, welches zu den städtischen Privilegien zählte wie das Treiben zünftischen Handwerks. Schulden von Meistern verschiedener Professionen für größere Mengen von Gerste und Hopfen, Anweisungen für den Bau eines Malzhauses am Pferdestall des Sattlers Simon Parruth zeigen Engagement in dieser Richtung an. Wenn ein Delitzscher

---

<sup>52</sup> Jürgen Herzog, Das Schoßregister der Stadt Torgau des Jahres 1505, Sächsische Heimatblätter 1992 Heft 5

<sup>53</sup> Katrin Keller, Die ehrbaren Meister zu Delitzsch, Sächsische Heimatblätter 1993, Heft 5

Böttcher 1577 versprach, eine Schuld von 13 Talern „von dem ersten Ahngelde, welches Ehr aus seinem nehisten Sommerbier lösen wirdt gewisslich...zu bezahlen“, so wird auch die finanzielle Relevanz dieser Betätigung sichtbar. Der Erwerb eines größeren Ackerstückes und entsprechender Mengen von Braugerste erforderte Investitionen und konnte damit Grund finanzieller Schwierigkeiten werden, ebenso wie der Einstieg in Handelsgeschäfte mit handwerksfremden Erzeugnissen, der sich nur für wenige Delitzscher Meister nachweisen ließ. Für weniger vermögende Handwerker verboten sich solche Risiken im allgemeinen, sie mussten sich auf Gartenwirtschaft, das Halten einigen Kleinviehs beschränken.“

Andererseits fehlen in der Statistik von Wuttke Städte, die auch von sich behaupten, ein bedeutendes Braugewerbe gehabt zu haben. Eine davon ist Döbeln. Der Zschaitzer Kantor Hingst behauptet das jedenfalls in einem vor dem Gewerbeverein Döbeln gehaltenen Vortrag über die mittelalterliche Wohlfahrtspolizei in den sächsischen Städten.<sup>54</sup> Danach seien Hopfen und Gerste zum Mälzen bei der Stadt selbst angebaut worden und die später üblichen Bierfälschungen damals unbekannt gewesen. Dennoch habe die Stadtobrigkeit auf die Verwendung tüchtiger Malze und die Bierqualität immer ein Auge gehabt und durch sog. „Angießer“ prüfen lassen. Branntwein aus Korn wurde in einer Menge kleiner Brauereien in und bei der Stadt bereitet, aber kaum in Schankhäusern, sondern meist daheim, getrunken. Es war nämlich den Brauern verboten, Gäste zu setzen und ihre Ware anders als nach Kannen und Nösel zu verkaufen. Döbelner Bier sei durchweg Lagerbier gewesen und jeder brauberechtigte Bürger habe sein gebrautes Bier im Ganzen verkaufen oder in seinem Hause verzapfen können.

Aus der Berufsstatistik schlussfolgert Wuttke um 1900, „dass damals wie heute an erster Stelle die Textilindustrie steht, ihr zunächst kommt die Brauindustrie. Letztere war während des 15. und 16. Jahrhunderts die vornehmste »Nahrung« der Städte. Weit und breit waren die sächsischen Biere berühmt, sie genossen einen ähnlichen Ruf wie heute die bayrischen Biere. Jeder Hausbesitzer war Brauer, und da das platte Land verpflichtet war, aus den Städten sein Bier zu beziehen, konnte der Bürger mit einem festen Absatz rechnen. An dem stattlichen Gewinn wollte der Staat aber auch seinen Anteil haben; im 15. Jahrhundert wurde eine Tranksteuer eingeführt, bei der bald fiskalische Gesichtspunkte die Oberhand bekamen und die dann langsam die blühende heimische Brauindustrie zum Ersterben brachte. Gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts wird allseitig über die Abnahme des Wohlstandes der sächsischen Städte geklagt und der Rückgang in erster Linie auf das völlige Darniederliegen der Brauereien geschoben.“

---

<sup>54</sup> Saxonia, 3. Jahrgang, 1878

Stadt	Der Stadt vornehmste Nahrung	Einwohner	Brauer	Bäcker	Feischer	Textilgewerke
Dresden	Hofstadt u. Handlung	21298	89	52	66	94
Leipzig	Universität u. Handlung	15653	-	39	21	54
Freiberg	Bergwerk	7000	-	22	30	102
Wittenberg	Universität u. Brauen	6000	180	26	20	52
Annaberg	Spitzenhandel	3391	16	12	25	158
Chemnitz	Brauen u. Strumpfhandel	3250	111	33	34	232
Zwickau	Brauen, Tuch-, Steinkohlenhdl.	2968	-	18	11	179
Torgau	Brauen u. Handlung	2806	-	24	36	59
Joh. Georgenst.	Spitzenhandel	2616	-	12	15	-
Großenhayn	Tuchmacher u. Handlung	2600	12	20	20	295
Schneeberg	Spitzen-u. Blechhandel	2300	-	22	19	13
Meißen	Brauen u. Weinwachs	2200	-	17	22	85
Grimma	Brauen u. Tuchmacher	1970	-	19	21	122
Eibenstock	Spitzen-u. Blechhandel	1966	-	23	18	-
Roßwein	Ackerbau u. Tuchhandel	1806	-	13	10	309
Eilenburg	Brauen	1790	207	13	36	43
Marienberg	Spitzenhandel	1717	305	10	14	34
Oschatz	Brauen, Tuchmacher, Viehzucht	1565	-	11	11	64
Leisnig	Brauen u. Leinwandhandel	1520	201	15	13	177
Pirna	Ackerbau, Viehzucht, Handel	1495	-	13	31	48

In vielen Städten braute man nicht nur für den eigenen Bedarf, in den man den des umgebenden platten Landes einschloß, sondern auch für den „Export“. So genossen das Freiburger, Torgauer, Chemnitzer und Grimmasche Bier neben einigen anderen einen sachsenweit guten Ruf, der allerdings nicht über alle Zeiten anhielt.

Daneben gab es aber auch brauende Dörfer, Rittergüter und Klöster. Selbst Landes- und Schlossherren brauten. Brauereien auf den Schlössern Rochlitz <sup>55</sup>, Grillenburg <sup>56</sup> sowie Schloß Schönfeld <sup>57</sup> und Riesa <sup>58</sup> sind verbürgt.

<sup>55</sup> Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 23 und 24, 1934 und 1935

<sup>56</sup> Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 25 und 26, 1936 und 1937

Auf die bedeutende Brauerei des Schlosses zu Radibor bei Bautzen, deren Bier bis Kleinwelka, Bautzen und Dresden verfahren wurde, verweisen sowohl die alte sächsische Kirchengalerie<sup>59</sup> als auch Hanža Winarjec-Orsesowa. Letztere berichtet, dass 1623 der Gutsbesitzer und Patron des Dorfes Radibor das Osterreiten verbieten wollte. Daraufhin kam es zwischen den Männern des Christoph von Minkwitz und den Osterreitern zu einer kleinen Schlacht, aus der die Osterreiter als Sieger hervorgingen, schließlich das Schloß erstürmten und in der Schlossbrauerei ein Rundfaß anzapften. Nachdem sie genug getrunken hatten, ließen sie den Rest auslaufen und begaben sich zufrieden nach Hause.<sup>60</sup>

Die heute wieder bestehende Brauerei auf Schloß Weesenstein hatte eine Vorgängerin, die 1863 aufgelassen wurde. Auf Anregung des heutigen „Schlossbraumeisters“ wurde hier 2003 bereits zum 5. Male eine Sächsische Hopfenkönigin gekürt. Sie soll den sächsischen Hopfen bei vielen Anlässen repräsentieren<sup>61</sup>.

Ab 30.10.2004 wurde auf Schloß Weesenstein die Ausstellung: „Hopfen, Gold und Federvieh“ eröffnet, die sich auch mit der 700-jährigen Geschichte des Brauhofs auf Weesenstein befasst. Es war keine leichte Arbeit, „in dem harten Gneis Kellergewölbe, Stallungen, Brauhaus, Küche und allerlei Zimmer, Säle und Gänge in acht übereinander liegenden Stockwerken auszubauen; und es bleibt verwunderlich, im dritten Stockwerke Pferdeställe und im fünften zahlreiche Keller zu finden.“<sup>62</sup> Laut dem dortigen Kustos war der Brauhof „eine sehr effektiv arbeitende Wirtschaftseinheit und so gebaut, dass die Arbeitsabläufe reibungslos ineinander greifen konnten. Gewirtschaftet und gewohnt hat man damals auf engstem Raum und die Ressourcen mehrfach genutzt.“<sup>63</sup>

So wurde aus verdorbenem Bier Essig oder Schnaps, die Wärme des Backofens trocknete Holz und Grünmalz und die Abwässer liefen direkt in den Kräutergarten. Als bei steigender Bierproduktion das Dachwasser der Zisterne nicht mehr ausreichte, grub man einen Brunnen und nahm eine Rohrwasserleitung aus Holz in Betrieb. In Weesenstein wirkt heute ein Förderverein „Weesensteiner Braucommune“.<sup>64</sup>

An Hand der Fronregister der Grundherrschaft Gndstein, lange im Besitz derer von Einsiedel, lässt sich eine Brauerei auf dem Rittergut Gndstein schon

---

<sup>57</sup> Mitteilungen Sächsischer Heimatschutz, Bd. 17, 1928

<sup>58</sup> Sächsische Heimatblätter, Heft 6, 1960

<sup>59</sup> Sachsens Kirchengalerie, Band 14, Die Oberlausitz als besondere Abtheilung, Dresden, Verlag von Hermann Schmidt, 1837, S.161

<sup>60</sup> Hanža Winarjec-Orsesowa, Radwor Starodawna cyrkwinska wjes, Broschüre zum 100jährigen Jubiläum der Pfarrkirchweihe 1996

<sup>61</sup> Dorothea Walz, Weiblichkeit pur, Der Biergroßhandel 11/2003

<sup>62</sup> Radeberger Zeitung, Nr.251 vom 26.10.1934

<sup>63</sup> Birgit Grimm, Aus verdorbenem Bier wird Essig und Schnaps, Sächsische Zeitung vom 30.10.2004

<sup>64</sup> Sächsische Zeitung vom 18.11.2005



seit dem 16. Jahrhundert nachweisen. So waren nach <sup>65</sup> 111 Bauern der Dörfer Gndenstein, Wüstenhain, Roda, Dolsenhain und Altmörbitz zum täglichen Hopfenpflücken verpflichtet, die Gemeinde Roda zudem: „am Schloß und Wohnhause, item an Scheunen, Stellen, Keller, Schuppen im obern und untern Viehhofe, dergleichen zum Schaffstall und Wohnhause des Schaffers, item zur Mühle und Mühlgebäuden, Brücken übern Mühlgraben, Brau- und Malzhause...“ Baufrone abzuleisten.

Ob mit dieser Brauerei auch die gemeint ist, auf deren Resten sich das heutige Wirtshaus Zum Tonkrug befindet, ist ungewiß. Dessen Geschichte lässt sich jedenfalls bis 1700 zurückverfolgen. „Damals war es Bestandteil der Brauerei des Rittergutes Gndenstein, die, altem Kartenmaterial zufolge, aus einem Malzhaus und einem Brauhaus bestand. Das Malzhaus unterteilte sich in eine Malztenne und eine Malzdarre. Das Brauhaus bestand aus einer Hopfenkammer, einer Gährkammer und aus einer Gefäßkammer, in der die sogenannten Tonnen, Bierviertel oder –achtel lagerten.“ <sup>66</sup>

Ein Christian Hoffmann sei seit 1731 bestallter Brauer und Malzer zu Gndenstein und Sahlis gewesen, habe sein Handwerk also auf beiden zum Besitze der Herren von Einsiedel gehörenden Rittergütern Gndenstein und Sahlis ausgeübt. Irgendwann ist die gesamte Brauerei vollständig abgebrannt.

Ein Heinrich Hildebrand von Einsiedel hatte übrigens „vor vielen Jaren bekummernis und anfechtung gehabt, als sollte die frone den undertanen tzur unpilligkeit auffgelegt und unrecht sein...“ Luther und Melanchthon haben ihn damals beruhigt: Das weltliche Regiment könne ohne Frondienste nicht auskommen, und diese seien ohnehin leichter zu ertragen als die Arbeit und Verantwortung der Regenten. Auf Anraten Luthers erleichterte er aber das Lehengeld, das seine Untertanen neben den Frondiensten leisten mussten.

Gebraut wurde auch auf Burg und Schloß Mylau, wie ein 1970 gefundenes „Inventarium“ des 1604 verstorbenen Besitzers der Patrimonialherrschaft Mylau, Nicol von Schönberg, belegt.

Darin werden ein Wein- und Bierkeller, allerdings keine Räumlichkeiten zum Brauen erwähnt. Leipoldt in <sup>67</sup> hält aber die Nennung von Braugeräten und Rohstoffen als eindeutigen Beweis für das Bestehen einer eigenen Brauerei auf dem Schloß neben dem städtischen Brauhaus der Braukommune, die erstmals 1569 erwähnt wurde.

Im Verzeichnis der o.g. Hinterlassenschaft werden nämlich genannt: 4 Maischrucken, ein Brauschiff, 2 Biersiebe, 2 Trichter, 2 Würzgelten, 20 Kühlfässer, 12 Bierzuber, Gerste, Malz und Hopfen.

---

<sup>65</sup> Manfred Drobny, Frondienste in der Grundherrschaft Gndenstein im 16. Jahrhundert, Sächsische Heimatblätter 1986, Heft 6

<sup>66</sup> Werbeschrift des Wirtshauses Zum Tonkrug

<sup>67</sup> Auf der Burg Mylau im Jahre 1605, Sächsische Heimatblätter, Heft 5, 1976

Horst Fischer befasst sich in <sup>68</sup> mit der Baugeschichte von Schloß Seußlitz bei Meißen. Ehemals ein altes mittelalterliches Schloß wurde es später ein Kloster der Clarissinnen, kam als Rittergut 1722 an den Geheimen Rat und Kanzler Heinrich von Büнау, der unter Mitwirkung von George Bähr daraus ein Landschloß baute.

Das „Seußlitzer Ausgabenbuch 1722-1733“ belegt auch die Kosten für den Bau einer neuen „Presse“ und „Darre“, die Anschaffung einer neuen Braupfanne (100 Taler) sowie den Bau eines „Bräu Häusgen“ für den dort ansässigen Brauer.

Braugeschichtlich interessant ist auch das Malzhaus der Stadt Plauen, erbaut 1727/28 wahrscheinlich auf Resten der Burg der Grafen von Everstein (um 1100). Dazu Klaus Söllner in seinem Beitrag „Baudenkmale der Stadt Plauen“ in <sup>69</sup>: „Das Malzhaus trägt ein barockes Mansardendach, unter dem früher Hopfen gelagert wurde. Brauereigeschichtlich erscheint dieses Malzhaus interessant, weil es weithin der einzige und älteste Bau dieser Art ist. Wir treffen z.B. in Suhl erst wieder auf ein ähnliches Gebäude, das als Waffenmuseum genutzt wird. Das Plauener Malzhaus soll nach dem Vorbild des Hohensteiner Hauses erbaut sein. Es sollte durch einen Mälzereifachmann einmal genauer untersucht und beschrieben werden. Für die künftige Nutzung wäre eine Traditionsgaststätte des Brauwesens, verbunden mit einem kleinen Mälzereimuseum des VEB Getränk kombinat Karl-Marx-Stadt, zu empfehlen.“ Nicht bekannt ist, ob der Empfehlung Söllners nach technologischer Erkundung gefolgt wurde, eine Gastronomie wurde bis heute nicht eingebaut. Der Wunsch nach dem Einbau eines Mälzereimuseums wurde damals von Fachleuten sicher belächelt, da man sich bewusst war, dass verschiedene noch produzierende Mälzereien an sich schon Museen waren.

Eindeutig belegt ist ein „Hofbrauhaus“ auf der „Burg und Vestung“ Stolpen, wie nebenstehender Grundriß aus <sup>70</sup> beweist. In ihm haben die Bischöfe, so C.Christian Gercken in <sup>71</sup> „zweyerley Bier brauen lassen, dem an Güte gewisslich nichts abgehen musste, wie folgender Extract aus des Bischofs Johann VI. von Sahlhausen Stolpischen Hof-Wirthschafts-Ordnung seltsam beweist.“

Dieser Ordnung, aufgeschrieben bereits 1495 durch den Kämmerer Steffan Gebende aus Münzenberg in der Diözese Mainz, ist bereits weiter vorn gedacht worden. Danach oblag es dem Kornmeisteramte, ein Malz aus jeweils 24 Scheffel Gerste herzustellen, worauf für „Kuffenbier“ 8 Faß und für „Hofebier“ 10 Faß zu gießen waren. Auf diese Weise hergestellte Biere sollten bis

---

<sup>68</sup> Horst Fischer, Schloß Seußlitz - ein Werk George Bährs, Sächsische Heimatblätter 1972, Heft 6

<sup>69</sup> Klaus Söllner, Sächsische Heimatblätter 1975, Heft 2

<sup>70</sup> Jens Gaitzsch, Gräfin Cosel auf Burg Stolpen, Edition Leipzig, 2001

<sup>71</sup> Carl Christian Gercken, Historie der Stadt und Bergvestung Stolpen, Dreßden und Leipzig, Addeß- Comtoir 1764

Walpurgis (1.Mai) reichen. Sollten sie bis Michaelis (29. September) oder gar St. Galli (16.Oktober) reichen, wurden sie dicker eingebraut, man goß dann auf ein Malz 7 Faß für „Kuffenbier“ und 9 Faß für Hofebier.

Gercken erwähnt weiter den Bierzwang, den die umliegenden Dörfer seit 1555 unterworfen waren und der für uns insoweit interessant ist, als daraus hervorgeht, dass in Stolpen ganzjährig gebraut oder zumindest bevorratet wurde. Gercke erwähnt weiterhin die bei der Stadt Stolpen aus jeweils 36 Scheffel Dresdnischen Maßes gebrauten Lager- und Looßbiere. Lagerbier wurde vom 1. März bis um Pfingsten auf Vorrat gebraut, damit man auch über den Sommer, in dem kein tüchtiges Bier geraten wolle, einen guten Trunk habe. Ging der Vorrat an Lagerbier zu Ende, braute bis zum 1. März nach dem Lose, also Losbiere.

Walther Haupt gibt uns in <sup>72</sup> einen Überblick über die Aufgabenbereiche bischöflicher Beamten auf Burg Stolpen, von denen uns – das Amt des Kornmeisters wurde bereits bei Gercken genannt – hier nur das Amt des Bierkellermeisters interessiert. Der war für das Servieren des Bieres auf die einzelnen Tische verantwortlich und hatte darüber Buch zu führen, wieviel Faß und Viertel jedes Gebräude ergeben hatte, letzteres sicher zur Kontrolle des Kornmeisteramtes.

Auf den obersten Tisch, an dem der Bischof und seine höchsten Beamten saßen, wurde Starkbier nach Bedarf aufgetragen. Blieb davon etwas übrig, ging es auf den Tisch des Küchenmeisters. Der Tisch der Edelleute erhielt für jeweils zwei Personen einen Krug Starkbier und Hofebier nach Bedarf. Für die beiden obersten Tische gab es zusätzlich einen Liter Bier als Schlaftrunk und zwischen den Mahlzeiten, wenn gewünscht, einen Trank vorm Keller.

Dem Reitertisch standen pro Person ein Liter Hofebier und ein weiterer zum Schlaftrunk zu.

Hierarchisch geordnet ging es auch am Küchenmeistertisch zu. Küchen- und Kellermeister erhielten nämlich einen Krug Starkbier, jede andere Person nur einen Krug Hofebier, die beiden Küchenjungen mussten sich einen Krug Hofebier teilen.

Außerdem erhielten die Köche, die vermutlich nicht an den Tischen sitzen konnten, nach Rang unterschiedliche Mengen: der oberste täglich vier Liter, der zweite Koch drei Liter, alle übrigen Köche nach Bedarf, aber nur Einfachbier.

Es fallen die bisher im Zusammenhang mit Stolpen nicht verwendeten Begriffe Starkbier und Einfachbier auf. Unter Starkbier ist vermutlich das „Kufenbier“, unter Einfachbier aber etwas dünneres als Hofebier zu verstehen.

Haupt lässt einen „Exkurs über den Stolpener Scheffel“ folgen und nimmt darin Bezug auf das kursächsische Scheffelbuch von J.C. Wagner (Universal-Getreyde-Maaß-Vergleichung, Dresden 1720) und H.-J. von Alberti (Maß und Gewicht, Berlin 1957). In Verbindung mit den von Mörtzsch vermittelten

---

<sup>72</sup> Walther Haupt, Dienstanweisungen bischöflicher Beamten im Schloß Stolpen, in Das Hochstift Meißen, Evangelische Verlagsanstalt Berlin 1973

Angaben über die kursächsischen Scheffelmaße sind sie eher geeignet, uns zu verwirren als aufzuklären, zugleich aber erwecken sie unsere Bewunderung für unsere Vorfahren, die mit einer solchen Vielfalt von Maßen irgendwie leben mussten.

Günter Kappler<sup>73</sup> gibt im wesentlichen eine Zusammenfassung der vorangegangenen Quellen. 1697 habe man in Stolpen 750 Faß Bier gebraut; allerdings bleibt unklar, welche Sorte, denn an anderer Stelle liest man: „Später um 1750 braute man in Stolpen zweierlei Bier, nämlich das Losbier und das Lagerbier.“

Als Ergänzung zu Kapplers Beitrag erscheinen dann unter der Überschrift: „Wieder interessante Details zur Heimatgeschichte“ drei Folgen „Vom Brauwesen in Stolpen“ von Gerhard Schulze.<sup>74 75 76</sup>

Sie beziehen sich hauptsächlich auf die „Brauordnung der Stadt Stolpen“ vom 18.12.1702, in der schon das Brauen von Lagerbier und der Losbiere festgeschrieben war und korrigieren insofern Gercken und Kappler, erwähnen aber auch – ohne weitere Erläuterung – beim Ausschank neben dem Lager- und Losbier ein Mittelbier.

Weiter wird die Geschichte der Stolpener Braukommune bis zu deren Auflösung 1876 beschrieben. Brautechnisch interessiert die Bekanntgabe einer Anzeige im „Gemeinnützigen Pirnaischen Wochenblatt“ vom 15.2.1806, nach der „beim dem Rathe zu Stolpen zwei noch brauchbare kupferne Pfannen stehen, jede im Lichten 4 Ellen 3 Zoll lang, 2 Ellen 8 Zoll breit und 1 Elle 5 Zoll tief, ingleichen 4 Bierbottig, jeder im Durchmesser übers Kreuz – und 7¼ Elle weit und 2¼ Elle hoch, zu verkaufen...“

Nimmt man vereinfachend die Elle zu 0,6m an und unterstellt man, dass übers Kreuz rund bedeutet, ergibt sich für eine Braupfanne ein Bruttoinhalt von 21 hl und für einen Bierbottich ein solcher von 188 hl. Daraus wäre der Schluß zu ziehen, dass man schon damals mit einem „Drauflassverfahren“ gearbeitet hat, wenn unter Bierbottich ein Gärbottich verstanden wird.

In der von der Stadtverwaltung Stolpen herausgegebenen „Chronik von Burg und Stadt Stolpen“<sup>77</sup> befassen sich die Seiten 129 – 133 mit dem Brauen und Schenken in Stolpen. Hier wird „kuffen byer“ eindeutig als Starkbier bezeichnet, allerdings auch die Höhe des anzuwendenden Gusses mit der aus einem Malz hergestellten Biermenge gleichgesetzt. Das Gesetz vom 27.3.1838 ist betitelt: Aufhebung des Bier- und Malzzwanges, richtig aber: Aufhebung des Bier- und Mahlzwanges.

---

<sup>73</sup> Günter Kappler, Vom Stolpener Bier, Sächsische Zeitung vom 20.2.1991

<sup>74</sup> Gerhard Schulze, Vom Brauwesen in Stolpen, Teil 1, Sächsische Zeitung vom 6.3.1991

<sup>75</sup> Gerhard Schulze, Vom Brauwesen in Stolpen, Teil 2, Sächsische Zeitung vom 7.3.1991

<sup>76</sup> Gerhard Schulze, Vom Brauwesen in Stolpen, Teil 3, Sächsische Zeitung vom 12.3.1991

<sup>77</sup> Chronik von Burg und Stadt Stolpen, Edition Reintzsch, Leipzig 1994

Wie vorsichtig man bei der Beurteilung heute eindeutig geregelter Bewertungsgrößen, z.B. Ausbeute oder Schwand sein muß, erhellt aus einer in Stolpen dem Herkommen nach alten Festlegung, dass nämlich zu einem Malz 28 Scheffel Gerste verwendet wurden, war die Gerste aber nicht ganz rein, eben auch bis zu vier Scheffel mehr.

Betont wird das ganzjährige Brauen in Stolpen. Die gebraute Biermenge schwankte 1797 bis 1800 zwischen 2500-3000 hl, 1909 braute die Stolpener Brauerei, die ungefähr bis 1930 bestand, auch ca. 3000 hl/a.

Stolpen war früher eine wenigstens im Radeberger Umfeld bekannte Bierstadt, deren Bier im dortigen Ratskeller auch von Radebergern gern getrunken wurde. Er lag mit dem Rathaus bis zu seiner „auf Churfürstliche gnädigste Concession“ erfolgten Verlegung bis 1600 am oberen Ende des Marktplatzes neben dem Malzhaus.<sup>78</sup>

Die Bedeutung der Braunahrung für Stolpen wird auch in <sup>79</sup> hervorgehoben; das Stolpener Bier habe in „einem ganz besonderen Ruf gestanden“ und wurde allgemein als „ein vorzüglich gutes Bier“ bezeichnet.

Wer übrigens mit wachen Augen Burg Stolpen besichtigt, wird im „Gothischen Raum“ des Johannisturms und im Schösserturm auch Ausstellungstexte zum Brauen in Stolpen bemerken.

Die ehemalige Brauerei (Am Graben 7) mit Wappen von 1881 erinnert an das alte städtische Gewerbe. „Um die Mitte des 17. Jahrhunderts mussten alljährlich 50 Faß Bier an die kurfürstliche Hofkellerei geliefert werden. 1697 wurden von mehr als 100 brauberechtigten Bürgern 750 Fässer damit gefüllt. Göttinger erwähnt 1812, dass neben dem Feldbau das Bierbrauen »als vorzüglichste Nahrung« der Anwohner anzusehen sei. Bis 1838 gab es einen Bierzwang, demzufolge in den Nachbarorten bis Lauterbach und Bühlau nur das Stolpener Erzeugnis ausgeschenkt werden durfte.“<sup>80</sup> Andererseits war man großzügig, wenn es um die Bannmeile anderer Städte ging. Mit dem Stadtrat von Pirna gab es z.B. mehrfachen Streit, weil der Erbrichter von Porschendorf „Stolpenisch bier geschanckt“ und sogar selbst braute und damit den Pirnaischen Bierzwang nicht genügend beachtete.

Als die der Stolpener Braucommune gehörende, aber seit langer Zeit verpachtete, Brauerei nach Verkauf im Juli 1876 durch den neuen Besitzer in Betrieb gehen sollte, findet derselbe, daß in der vorausgehenden Nacht „der Maischbottich mit Petroleum und anderen stinkenden Ingredienzen geschwängert worden ist.“ Es möchte der heiligen Hermandad gelingen, die boshafte Frevler zu entdecken, der Geschädigte habe eine namhafte Belohnung

---

<sup>78</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 254 vom 27.12.1923

<sup>79</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 208 vom 20.9.1924

<sup>80</sup> Werte der deutschen Heimat, Band 17, Um Stolpen und Neustadt, Akademie-Verlag Berlin, 1970

ausgesetzt.<sup>81</sup> Unter dem Namen Gröschel produzierte die Stolpener Brauerei etwa bis 1935. Erst 2006 erinnerte man sich an die alte Brautradition und kreierte gemeinsam mit dem Böhmisches Brauhaus Großröhrsdorf ein Bier, das man in Anlehnung an den Stolpener Basalt „Basalter“ nannte.<sup>82</sup>

Über ein Brauhaus verfügten Schloß Pfaffroda, Schloß Wildenfels und Schloß Purschenstein in Neuhausen. In Neuhausen „braute man hier seit langem; schon im Erbregister von 1576 wurde der Bierzwang zur herrschaftlichen Brauerei erwähnt, die seit 1835 verpachtet wurde...“<sup>83</sup> Um 1875 muß die Brauerei abgebrannt sein, denn sie wurde 1877 an anderer Stelle errichtet und auf den Resten der alten Schlossbrauerei 1904 das Rentamt erbaut.

Brautechnologisch interessant ist unter Umständen eine Bemerkung, die sich bei<sup>84</sup> findet. Danach enthielt das die Ostseite des Schlosses Stein bildende Brauhaus, „über dessen First gleichwohl der Fels noch hinausragt statt der gewöhnlichen Braupfanne einen großen Kessel.“

Auch im Schloß Sachsenburg bei Frankenberg an der Zschopau hat man gebraut. Nach Christian August Bahn<sup>85</sup> betrieb man um 1750 im Schlosse ein Brauhaus, das im alten, nun bereits abgetragenen mittleren Schloßgebäude einen Vorgänger hatte. In einem Bergkeller konnte man in ausgehauenen Löchern 7 Faß Bier einlagern. Eine Schlossbrauerei existierte noch im 19. Jahrhundert, sie findet Erwähnung anlässlich eines tödlichen Unfalls ihres Bierschröters Flade, den ein unter den Wagen hängendes Bierfaß am Torpfeiler der Landesanstalt Hochweitzschen zerquetschte.<sup>86</sup>

Außerdem gab es in Sachsenburg eine Schenke, ursprünglich ein Erb- und Lehngericht, dessen Kretzschmar seit mindestens 1485 mälzen, brauen und schenken durfte. Der Erbkretzschmar fiel später als Mannlehen der Herrschaft zu.

Erheiternd zu lesen, wie die später gegründete Frankenger Scheibenschützen-Gesellschaft von Kurfürst Friedrich August II. dieselben Privilegien - nämlich steuerfreies Bier zu den Schützenfesten - erbat, wie die ältere Vogelschützen-Gesellschaft bereits von den Johann Georgen I. und II. erhalten hatte.

---

<sup>81</sup> Das Echo, Amtsblatt für Radeberg, Nr.79 vom 6.7.1876

<sup>82</sup> Sächsischer Bote vom 31.5.2006

<sup>83</sup> Werte unserer Heimat, Band 43, Um Olbernhau und Seiffen, Akademie-Verlag Berlin, 1985

<sup>84</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon, 11. Band, 1824

<sup>85</sup> C.A.Bahn, Historische Nachrichten von...Franckenberg und Sachsenburg, Schneeberg, bey Carl Wilhelm Fulden, 1755

<sup>86</sup> Radeberger Zeitung – Das Echo – Nr.16 vom 7.2.1893

Besonders interessant die Brauordnung der Stadt Frankenberg, die infolge des generellen Einführens des Losbrauens in Sachsen 1740 durch Kurfürst Friedrich August II. nach Revision approbiert wurde.

Mit dieser Ordnung werden nur noch Schank- und Lagerbiere zugelassen, eine früher gebraute dritte Spezies – deren Namen und Eigenschaften ungenannt blieben – aber verboten. Je nach Grundsteuer (Schoß) durften bis zu vier Biere gebraut und ausgeschenkt werden, nur Häusern, die zugleich Brauhäuser waren, wurden fünf gestattet. Zur besseren Bequemlichkeit der Bürger – damit sie es nicht zu weit zum Biere hatten – wurde die Stadt in Viertel aufgeteilt und Abbrauen und Schenken akribisch geordnet.

Nach §12 sollte nach dem Verlosen „ein jeglicher Brauherr sich in Zeiten auf gutes, gesundes und wohlzugerichtetes Maltz und rechten tüchtigen Hopfen, auch dörres Holz gefast mahen, auch starcke und vorher beym Brauen gewesene und erfahrene Personen zum Rühren und Tragen anschaffen, damit er nicht muthwilliger Weise verursache, dass das Bier umschlage, übel gerathen oder gar verderbe...“

Für beide Biersorten waren der Schutt mit 22½ Scheffel Gerstenmalz und der Guß mit 12½ Faß Wasser vorgeschrieben.

Lagerbier durfte erst bei Ausgehen der Schenkbier aufgetan und umgekehrt Schenkbier erst gebraut werden, wenn das in der Herstellung teurere Lagerbier eine vorgeschriebene Mindestmenge unterschritt. Es mussten deshalb die Bestände ständig kontrolliert werden.

Verboten war das übermäßige Trinken in den Brauhäusern, zu denen auch kein beim Brauen Unbeteiligter Zutritt hatte; alle Üppigkeiten, Unordnung, abergläubische Dinge und dergleichen sollten gänzlich abgestellt werden.

Als Pfannenzins wurde 1 Reichsthaler, 3 Groschen verlangt, dagegen war der Rat verpflichtet, die Pfanne jedes Mal in tüchtigem, brauchbaren Zustande, in gehöriger Ordnung und möglichster Reinlichkeit zu halten.

Trotz aller Verbote und dem offensichtlichen Bemühen, alles bis ins kleinste zu reglementieren, boten diese und alle anderen Ordnungen gerade wegen der Regelungen aller nur denkbaren Ausnahmen – wie überkommenes Recht, Einlagern des Bieres in fremden, für die Lagerung geeigneterer Keller, aber Ausschank unbedingt am Brauort – genügend Gelegenheit, die Ordnung subjektiv zu deuten und sie so zu umgehen. Die Rügenbücher sind voller solcher Vergehen.

Die Bedeutung der Braunahrung für Sachsens Städte lässt sich nur an Hand eingehender Studien der Stadtordnungen oder anderer archivierter Unterlagen ermessen. Das Geithainer Stadtbuch, geführt zwischen 1381 und 1481, belegt, dass auch dort das Braugewerbe blühte, später mag es so an Bedeutung verloren haben, dass Geithain bei Wuttke gar nicht mehr erwähnt wird. Nach Georg

Wagner <sup>87</sup> wurde nämlich 1463 verboten, „eine ausgemachte Rechtssache, um derentwillen man wahrscheinlich den alten Rat von 1460 heftig tadelte, hinfort zu erwähnen und in den Bierbänken davon zu reden. Jeder Zuwiderhandelnde sollte zur Strafe ein halbes Fuder Bier an den Landesherrn und einen halben Ofen Kalk an die Stadt liefern.“

Stadtordnungen, auch Statuten oder mancherorts Willküren genannt, regelten die wichtigsten Beziehungen der in den Städten lebenden Personen untereinander und mit dem Rat und dem Standesherrn. Nicht jede Person, die in einer Stadt lebte und wohnte, war ein Bürger und genoß deren Rechte. Die Erlangung des Bürgerrechtes und die Leistung des Bürgereides waren nämlich an Voraussetzungen gebunden, die nicht jeder erfüllen konnte. Meistens spielte die Höhe des Vermögens eine entscheidende Rolle. Auch das Brau- und Schankrecht setzte den Status des Bürgers voraus. Nun hatte nicht jede Stadt eine so weit gefasste Ordnung, wie die von Heiligenstadt aus dem Jahre 1335<sup>88</sup>, aber was das Bier angeht, regeln sie dessen Herstellung, Bezug und Absatz, auch Qualität und Preise doch in sehr ähnlicher Weise. Heißt es in der Heiligenstädter Willkür: „Welcher Bürger oder Bürgerin, die brauen oder mälzen, die mögen acht Tage lang Bier schenken mit dem Bierwische. Danach sollen sie drei Wochen lang kein Bier schenken. Wer darüber hinaus Bier schenkt, soll, so oft er mit dem Wische schenkt, der Stadt jeweils 10 Schillinge geben.“, so liest man in der Mügelner Stadtordnung von 1556: „Keiner soll Bier oder Getränke in ander Leuthe Häußer ausschencken, sondern auf den Häußern, wo es gebrauen, soll es geschencket und verkaufft werden.“<sup>89</sup> und in den Statuten der Stadt Mühlberg: „Es soll niemand von zweien Heusern oder mehr, dan allein auff sein gutt, darauf er wonet, zu brauen macht haben: wer ubervundig wirt, sol geben von einem itzlichen bier, die er zuviel gebrauen, dem Rath ein schogk.“<sup>90</sup>

Interessant die Passage aus der Heiligenstädter Willkür, die den Brauerlohn regelt. Darin heißt es: „Wenn ein Brauer brauen will, dann soll er nicht mehr Lohn nehmen von einem Gebräu als neun leichte Pfennige von zwölf Maltern, von sechzehn Maltern zwölf leichte Pfennige und vier Eimer Würze, und seinem Knecht sechs Göttinger Pfennige und vier Eimer Würze. Wer mehr nimmt oder wenn ein Bürger oder eine Bürgerin mehr gibt, die sollen der Stadt zehn Schillinge Pfennige geben.“

---

<sup>87</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 26. Band, 1905

<sup>88</sup> Willkür der Stadt Heiligenstadt von 1335, Hg. Stadt Heiligenstadt, Verlag Mecke Druck, Duderstadt, 1997

<sup>89</sup> „Gemeine Stadt-Ordnung und Statuten“ von 1556, in: Der Heimatbote, Heft 33, 2005

<sup>90</sup> Diplomatische Annales des Jungfern-Closters zu Mühlberg, Statuta der Stadt Mühlberg, Hg. Verlags-, Werbe- und Philaservice Robert Schmidt, Oschatz, 2005



Von Andreas Möller, dem Chronisten von Freiberg (1598-1660), der nach <sup>91</sup> beim Schlagen der Laute zu eigenen Gedichten gern ein Gläschen trank, besonders ein gutes Glas Freiburger Doppelbier, stammt ein kleines Lustspiel, Clearet. Darin erfahren wir auch etwas über die Güte des Freiburger Bieres:

„Auch eine Donne Freibergisch Bier,  
Es war gut, wir lipperten gewaltig siehr,  
Wir trunckens gschwind rümb aus dem Topf.  
Warlich Gott, es stieg uns zu Kopf.“

Der schlichte Mann soll manchmal erst um 11 Uhr abends etwas angesäuselt nach Hause gekommen sein und am nächsten Tag seinen Brummschädel bejammert haben.

Wie man sich einen Abend in der Zechstube der Gesellen und der Trinkstube der Meister und danach auf dem Heimgang vorzustellen hat, gibt Konrad Knebel ein anschauliches Bild in „Altfreiberg im Dunkel der Nacht“<sup>92</sup>

Da kreist der mit Schaumünzen behangene „Willkomm“, den man sich reichen lassen muß und aus dem man „ohne Zucken, ohne Rucken, ohne Bartwischen“ und nie mehr trinken soll, als man „beherbergen“ kann. Im Laufe der Zeit erfüllt die Gemäcker ein „gedresche“ und „gespey“, lärmende Rede und wüster Spott. Zuweilen kommt es auch zu „gestoze, gestöre, gestreube, gestrüze und gewerre“ und bei der Handgemenge auch zu „kamperen Wunden“, sofern nicht vorher die Polizeistunde dem Treiben ein Ende macht. Auf dem Nachhauseweg werden dann schnell mal ein Ratsherr überfallen (die nacht oberlauffen), Steine in die Wasserkästen der Trinkwasserleitung geworfen, Fensterscheiben zertrümmert und Wagen auseinandergenommen und auf der Stadtmauer wieder zusammengesetzt. Manch johlender Gesang, insbesondere wenn er das heilige Sakrament verletzte, wurde mit Singen in der Messe oder mit dem Brennendhalten der ewigen Lampe bestraft. Aber damals wie heute konnte man nur den strafen, den man bei der Tat erwischte.

Ein Loblied auf das Freiburger Bier, das schon zu Luthers Zeiten sich eines vortrefflichen Rufes erfreute, singt auch Johann Bocer:

Dies Bier, es ist in vielen Landen  
gar viel bekannt; es wird nicht schal  
selbst in der Zeit der höchsten Hundstagsqual,  
wo alle Fluren von der Sonne brannten;  
gibt Kraft den Gliedern und dem Geiste Kraft,  
im Übertrunke selbst ein edler Saft.<sup>93</sup>

---

<sup>91</sup> Reinhard Kade in Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, 9. Band, 1888

<sup>92</sup> O.E.Schmidt, Kursächsische Streifzüge, 5. Band, Dresden 1928

<sup>93</sup> Hermann Bink, Vom alten sächsischen Bier, Sächsische Heimat, 3 (1929), 17

Das Zschopauer Bier soll so gut gewesen sein, dass es die Bayernherzöge noch vor Gründung des Hofbräuhauses 1694 bezogen. Kurfürst Vater August nannte es einen „köstlichen Labetrunk“, den er sogar an den Kopenhagener und andere Höfe schickte. Er machte es zum Tafelbier am Dresdener Hofe, wo es sich bis 1732 erhalten hat.<sup>94</sup> Im Erzgebirgischen Kreis, dem größten der sechs Kreise in Sachsen, war das Amt Wiesenburg für seine bedeutende Brauwirtschaft bekannt.

Wenn man das Grimmasche Bier „Bauchweh“ nannte, dann konnte das sachliche Gründe haben, mitunter erfand aber die Konkurrenz solche abwertende Namen, die einem auch noch zu schaffen machten, wenn man wieder gute Qualität lieferte. Wenn man bedenkt, welchen Zufälligkeiten die Bierbereitung damals unterlag, kann eine über lange Zeiten gleichbleibende Beschaffenheit der Biere ohnehin nur behauptet werden. Man kann auch nicht, wie oft dargestellt, von den den Ratskellern angebotenen Bieren annehmen, sie seien die besten ihrer Zeit gewesen. Auch damals spielten die Einstandspreise eine Rolle und daneben musste man bemüht sein, für Abwechslung auch in den Getränken zu sorgen, also ein Weißbier neben ein Rot- oder Braunbier, ein dunkles neben ein helles, ein bitteres neben ein weniger bitteres zu stellen. Wenn nun gar Herzog Heinrich der Fromme eine Biersuppe aus Freiburger Bier mit gekochten Heringen bevorzugte, ist der Rückschluß auf die Biergüte nahezu verwegen.

Manche Urteile über die Getränkequalität des Mittelalters sind Vermutungen oder an sich unstatthafte Verallgemeinerungen, denen man nicht unbedingt Glauben schenken darf. So, wenn man in <sup>95</sup> liest: „Als Getränke bevorzugte man Bier und Wein, der im Mittelalter in höfischen Kreisen dem Honigtrunk Met den Rang ablief. Die Vielfalt der Zubereitungsarten übertraf die heutigen bei weitem, die meisten Wein- und Biersorten wären für uns jedoch völlig ungenießbar. Guten Ruf genossen im Spätmittelalter die Biere aus Einbeck und Erfurt, andere wiederum waren aufgrund ihrer zweifelhaften Beschaffenheit überregional berüchtigt.“

Dagegen muß man unumschränkt Dr. Heinrich Knaustus zustimmen, der in seinem 1575 in Erfurt erschienenen Werk „Von der göttliche Gabe und Kunst, Bier zu brauen“ für den meißnischen Kreis feststellt: „Das Land zu Meißen gibt keinem Land nichts zuvor an der Zahl, Mannigfaltigkeit, Güte und Vortrefflichkeit der Biere, doch lässt sich ein Bier im Sommer, das andre im Winter besser trinken, wie man denn solches auf alle Biere insgemein verstehen muß, denn kein Bier ist in der Welt so, dass es zu allen Zeiten und allen Naturen allewege gleich gut und gesund zu trinken gewesen. Es ist auch kein Bier so

---

<sup>94</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon, Zwickau, 1824, 13. Band

<sup>95</sup> Nick Yapp, Lebensalltag im Mittelalter, Verlag Das Beste, Stuttgart 1995

gering, das nicht zuzeiten für das allerbeste getrunken würde, denn Backen und Brauen gerät ungleich und nicht allewege gleichwohl.“

Das haben sicher auch die Besucher des einst hochberühmten Lorenzkircher Marktes gegenüber von Strehla erfahren, der ehemals die Stelle einer Getreidebörse innehatte, aber sehr schnell auch zu einem Volksfeste avancierte. Nach einem Bericht von 1716 wurden dort „zur Bequemlichkeit der Anwesenden grüne Lauberhütten wie auch Bretbuden erbauet, und schenkt man auf dem Marktplatz unter allerhand Saitenspiel und Vocal-Musik der Bergsänger allerley Biere, als Torgauisch, Lommatzscher und Kreynitzer Lagerbier, wie auch allerhand Dorfbiere von umliegenden Örtern, als Calbitzer Weißbier, und vormahls auch Finsterwaldisch und Cottbusser Weißbier hier eingeführet und verzapfet, aber wegen des Accises, damit fremde (preußische) Biere beleget werden, bleibet es nach.“<sup>96</sup>

Es waren wohl vor allem die Märkte, die Fremde in die Stadt anzogen und so mit den städtischen Bieren bekannt machten. Die Menschen gingen damals mehr zum Biere als dass die Biere zu ihnen gekommen wären. Die Einfuhr fremder Biere in eine Stadt war ja sehr erschwert, blieb meist der Stadtbehörde vorbehalten und wurde im privilegierten Ratskeller ausgeübt. Wo städtische Rechnungen aus alter Zeit erhalten sind, belegen sie allerdings den erheblichen Anteil der Ratskellereinnahmen am städtischen Budget, wie die Stadtherren auch das sog. Schrotamt, eine Abgabe von den in die Keller geschroteten Bier- und Weinmengen als markgräfliches Lehen für sich beanspruchten.

Erfurt, das infolge seines Reichtums seinem Lehnsherrn, dem Erzbischof von Mainz, ein Privileg nach dem anderen abkaufte, hatte 1463 in seinem Keller allein vom Verkauf des naumburgischen Bieres einen Reingewinn von 6104 Gulden. Deshalb setzte der Rat durch, dass in den kurmainzischen Dörfern Hochheim, Tittelstedt und Melchendorf, wo bis dahin weder Wein noch Bier verkauft werden durften, solches ermöglicht wurde. Allerdings ließ sich der Erzbischof und Kurfürst diese väterliche Fürsorge des Rates für den Durst seiner Bauern bezahlen: alle Beamten des mainzischen Hofes in Erfurt hatten zukünftig für ihren Eigenbedarf freie Einfuhr.

Im übrigen regelte der Erfurter „Große Stadt-Zucht-Brief“ von 1351 auch das Brauen und damit Art und Qualität des Bieres. Als 1388 Erfurter Bürger, dem Beispiel Arnstadts, Gothas und Salzas folgend, Weizenbier brauen wollten, wurden sie unter Bezug auf den Zuchtbrief in eine Strafe von 15 Mark genommen.

Bannmeilenrechte konnten auch, wie das Freiburger Beispiel beweist, anders als über das Weichbild der Stadt hinaus, durchgesetzt werden. Dort hatten selbst außerhalb der Stadt wohnende Bürger, hier wird das Wort Bergmann synonym für Bürger benutzt, Anteile am Stadtrecht und der Bannmeilenkreis reichte nun soweit, wie der Einzugsbereich der Arbeitskräfte sich ausdehnte. Andere

---

<sup>96</sup> O.E. Schmidt, Kursächsische Streifzüge, 3. Band, Dresden 1921

Bergstädte wie Dippoldiswalde und Siebenlehn, die ihre Entstehung wie Freiberg dem Bergbau verdankten, konnten gegen Freiberg nicht aufkommen und blieben in wirtschaftlicher und rechtlicher Abhängigkeit der größeren Stadt. Auf die unterschiedliche rechtliche Stellung der Vorstadtgemeinde und die der Bürger innerhalb der Stadtmauern wird in <sup>97</sup> hingewiesen. „Hinsichtlich ihres rechtlichen Status unterschieden sich am Ausgang des Mittelalters auch schon die Bewohner der unter Rats Herrschaft stehenden Grundstücke in der Stadt. Den Kern, die Vollbürger, bildeten die Besitzer brauberechtigter Häuser. Ihre Zahl blieb vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert verhältnismäßig konstant, im Jahre 1601 wird sie mit 661 angegeben neben 336 innerstädtischen Grundstücken, die kein Braurecht besaßen, deren Besitzer aber ebenfalls Bürgerpflichten ...zu verrichten hatten. Neben diesen „ansässigen“ Bürgern spielten in Freiberg auch „nichtansässige“ ...eine erhebliche Rolle. 1697 übersteigt deren Zahl (600) die der Hausbesitzer (520). Das »Geschoßbuch gemeiner Stadt anno 1533« verzeichnet außer 719 schoßpflichtigen Grundstücken der Instadt 280 in der Vorstadt; dass deren Besitzer auch das Bürgerrecht besitzen mussten, ist Knauths Mitteilung nicht zu entnehmen, jedoch wahrscheinlich. Braurechte hatten die Vorstadtbürger aber insgesamt nicht.“

Die Brauereien in Freiberg konnten sich dabei auf eine schon 1266 durch Heinrich I., den Erlauchten, getroffenen landesherrliche Entscheidung berufen, die bestimmte, dass auf allen Bergwerken, wo gewinnbringender Bergbau stattfand, nur Freiburger Bier verkauft werden durfte. Ursprünglich war diese Maßnahme gegen die Bürger von Dippoldiswalde gerichtet, die es gewagt hatten, Bergwerke im Freiburger Raum mit Bier zu beliefern. Nun mussten sie, um den Absatz zu halten, das schier unmögliche möglich machen, nämlich Bergwerke suchen, die nicht gewinnbringend waren und dennoch zahlungsfähige Bergleute beschäftigten.

Übrigens entsprach der harten Arbeit der Bergleute ihr derber Humor, ihr Vergnügen am Spott und ihr mitunter sehr ausgelassenes Treiben bei Bergbier und Knappschaftstreffen. „Während die Bergbiere in der Regel von den Gewerken einer Grube anlässlich eines glücklichen Erzanbruches oder einer anderen erfreulichen Begebenheit mit Freibier und Tanz veranstaltet wurden, vereinten die Knappschaftsfeste die gesamte Knappschaft des Bergreviers zu frohem Gelage. Wenn bei diesen mancher »dem edlen Gerstensaft mehr zugesprochen hatte als sein Magen beherbergen konnte«, kam es oft zu Zwischenfällen, die der Festordnung zuwiderliefen und mit Geldstrafen geahndet wurden. Dazu einige Beispiele: »Übern Tisch gebrochen 6 gr.; Herr

---

<sup>97</sup> Siegfried Kube, „Furstadt“, „Newsorge“ und „Bettelstadt“, Sächsische Heimatblätter

1977, Heft 3

Geschworne Gintzel, so der N.N. oben in Bosen gedipt und vielfältigmahl geherzet« 6 gr.<sup>98</sup>

Im übrigen waren am Voranschreiten des Bergbaus sowohl die albertinischen Kurfürsten als auch die ernestinischen Herzöge interessiert. Beide hatten Anrechte auf die Bergwerkserträge und gestatteten den Bergbau treibenden Regionen Freiheiten, die für andere sächsische Gebiete fast undenkbar waren. So waren die Bergwerksarbeiter z.B. von der Hälfte der Land- und Tranksteuer befreit<sup>99</sup>, in den Bergstädten durfte jedermann Handlung treiben, die Zufuhr von Lebensmitteln war zollfrei, die Häuser auf Gruben und Berghalden waren privilegiert und standen unter der Bergobrigkeit und schließlich waren die Bergleute auch vom Militärdienst befreit.<sup>100</sup>

Heinrich illustris ist übrigens derselbe, der 1277 den Bierzehnten aller seiner Silberzechen dem Nonnenkloster Nimptschen bei Grimma vermachte. Es ist das Kloster, in dem Torgauer, Belgerner, Mittweidaer, Grimmaer und seltener Freiburger in den Ausgaben für den Keller auftauchen und das, wie viele andere Klöster auch, eigenes Bier braute. Vermutlich ist hier Katharina von Bora, Luthers Frau, mit dem Bierbrauen in Berührung gekommen.

Hinsichtlich der Bierqualität waren sicher die Städte bevorzugt, die das Brauen recht früh unter städtische Kontrolle brachten. Dort wurde nach dem Los, also der Reihe nach, entsprechend der dem Hausbesitzer zustehenden Menge, gebraut und damit mindestens für eine gleichbleibende Qualität in den ersten Herstellungsstufen der Bierbereitung Sorge getragen. Zu diesen Städten zählte auch Meißen. Nach<sup>101</sup> brauten in Meißen zwischen 1500 und 1700 von 2000 Einwohnern regelmäßig 35 in drei städtischen Brauhäusern, über die Bierinspektoren eine strenge Kontrolle ausübten. Um der Einfuhr fremder Biere, insbesondere aus Freiberg und Torgau, aber auch des Klosters Altzella und Nossen zu wehren, kontrollierte die Stadt, der Kurfürst Friedrich der Sanftmütige 1497 die Bannmeile zuerkannt hatte, an fünf Toren noch bis 1864 auf Bier. 1793 führte Meißen bereits seit fünf Jahren einen erfolglosen Prozeß u.a. gegen Wilhelm Dietrich von Schleinitz auf Schieritz, um ihm das Bierbrauen zu verbieten. Außerdem führten die Bürger der Stadt, obwohl innerlich zwischen Patriziern und Plebejern ob des Bierbrauens zerstritten, in eifersüchtiger Behütung der Bannmeilenrechte regelrechte Kriege wegen fremder Biere im Weichbild der Stadt. Ältestes Brauhaus war das Brauhaus hinter der Frauenkirche, in seiner heutigen Form 1571 von einem Tuchmacher

---

<sup>98</sup> Walter Schellhas, Kurioses aus Freibergs Vergangenheit, Sächsische Heimatblätter 1986, Heft 3

<sup>99</sup> Steffi Tiesler, Zur Situation des sächsischen Elementarschulwesens unter August, Sächsische Heimatblätter 1987, Heft 1

<sup>100</sup> Gotthelf Friedrich Oesfeld, Der Erzgebürgische Zuschauer, Zweyter Theil, Halle, bey Johann Gottfried Trampe, 1774

<sup>101</sup> Festschrift „150 Jahre Felsenkeller Brauerei Meißen, 1982

und Händler errichtet. Welche Bedeutung man dem Brauen beimaß, mag man auch daran ablesen, dass auf 12 Biere (ca. 120 hl) ein „Reisiger“ zum Wehrdienst abgestellt werden musste, dessen Ausrüstung der Brauherr noch zu einem Drittel aufbringen musste. Außerdem oblag den Städten auch die Versorgung durchziehender oder in der Nähe lagernder Landsknechthaufen, die allein mit Bier sich nicht abspeisen ließen: „Trinken ohne Essen ist wie zwischen zwee Stühle gesessen“, ließen sie z.B. 1420 dem Amt Radeberg wissen, als sie sich bei Großenhain zu einem Marsch auf Prag sammelten.<sup>102</sup> Das Brauprivileg der Meißener Bürger wurde aber schon 1444 zumindest teilweise durchbrochen, erhielt doch das Dorf Planitz-Deila zu dieser Zeit die Braugerechtigkeit.<sup>103</sup>

Meißen war von zu Hause aus keine rein markgräfliche Stadt, seit ihrer Gründung hatte auch der Burggraf in ihr das Sagen. Von allen gerichtlichen Bußgeldern durfte er den „dritten Pfennig“, also den dritten Teil beziehen, daneben von den Fleischhauern und den Bierbauern eine gesonderte Abgabe wie auch den allgemeinen Herdzins von der Stadt.

In vielfacher Weise interessant ist auch die Braugeschichte der Stadt Leipzig, wie sie C.W. Naumann in<sup>104</sup> dargestellt hat. Danach wird vermutet, dass schon bei der Gründung der Stadt durch Markgraf Otto von Meißen um 1160, den Lokatoren, also den Unternehmern, unter denen sich die Siedlung vollzog, sowie dem markgräflichen Vogt und dem Erbschultheiß das Recht zustand, Brauhäuser zu errichten. So gab es dann seit alter Zeit in Leipzig 16 Brauhäuser, den Brauherren oder Brauwirten gehörend, in denen die zugezogenen Bürger nach Maßgabe ihres schoßpflichtigen Grundstückes ihr Bier abbrauen lassen mussten. Ursprünglich war die Zahl dieser brauberechtigten Bürger mit 200 gleich der für die Siedlung vorgesehenen Grundstücke. Sie wuchs durch Teilung der Grundstücke und auch des zugehörigen Braurechtes bis Ende des 16. Jahrhunderts auf knapp 400, auch Brauerben oder Braugäste genannt, an.

Die Lage der Brauhäuser ist aus nebenstehendem Stadtplan ersichtlich.

Während der Blütezeit der Braunahrung bis Ende des 16. Jahrhunderts wurden in den 16 Brauhäusern 11000 Faß Bier gebraut, in jedem Brauhaus bis zu 50 Sude.

Gebraut wurde in allen Brauhäusern Braunbier nur im Winterhalbjahr von September bis April, dazu seit dem 16. Jahrhundert Weißbier im durch die Stadt verpachteten Broyhanbrauhaus.

---

<sup>102</sup> Hans-Werner Gebauer, Sächsische Zeitung vom 16.4.2005, Radeberg verpflegt Truppen für Pragmarsch

<sup>103</sup> Werte unserer Heimat, Band 32, Elbtal und Lösshügelland bei Meißen, Akademie-Verlag Berlin, 1979

<sup>104</sup> C.W. Naumann, Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Brauerei C.W.Naumann A.-G., Verlag Kurt Scholtze Nachf., Leipzig 1928

Auch Leipzig war vom Niedergang der Bierbrauerei seit dem 17. Jahrhundert betroffen. Die Zahl der Brauhäuser ging bis 1808 auf drei (neben dem Ratsbrauhaus) zurück und schließlich beharrten nur noch 10 Bürger auf ihrem Braurecht. Als Brauconsorten ließen sie im Adamschen Brauhaus nach Erlanger und Mannheimer Art, im Ploßschen und Kraftschen Brauhaus den bitteren und süßen Rastrum oder Raster brauen. Ab 1827 bildeten sie die sog. Braukommune und leiteten in einem eigenen Brauhaus schließlich den Beginn des industriellen Brauens ein.

Von den vielen Leipziger Urkunden, die Naumann verwendet, sei insbesondere auf die nebenstehende Brauordnung von 1531 verwiesen, in der ausdrücklich die Wiederverwendung der Hefe erwähnt wird.

Die wird auch belegt durch Jens Kunze in <sup>105</sup>. Da es nämlich beim Bierbrauen im Amt Leisnig wiederholt an Hefe mangelte, besorgte man diese um 1523 aus Rosswein und Colditz.

In einer Verordnung, die 1308 die Dresdener Bürger über den Handel mit Getränken treffen, wird bestimmt: „...Wer dem anderen Wein, Met oder Bier verkauft, der soll ihm rechtes Maß geben mit den Hefen, die soll man ausgießen und soll die messen und abziehen bei dem, der das Maß gewähren soll. Wer aber bei einem kauft, der keinen Unterschied wegen der Hefen macht, das stehe ihm frei.“<sup>106</sup>

Die Verwendung untergäriger Hefe ist seit 1830 belegt. Man bezog sie damals über Hopfenhändler aus Bayern.

Durch ihr Bier bekannt waren auch: Schandau, ein Städtchen ohne Ackerbau, nur von Gewerbe und Handel lebend; Königstein, dessen Bier elbaufwärts bis Schöna verkauft werden durfte und im 17. Jahrhundert auch auf der kurfürstlichen Tafel erscheint; Crimmitschau, das bis zum Dreißigjährigen Krieg eine bescheidene Blüte durch Bierbrauerei und Tuchmacherei erlangte; Schmiedeberg, das im Dreißigjährigen Kriege von 62 Häusern der Brauerben 42 verlor und Gräfenhainichen, das noch 1815 jährlich 200 Wispel eigenen Hopfen zur Versorgung von 62 brauberechtigten Bürgern erntete.

Schmiedeberg liefert übrigens ein sehr frühes Beispiel für wirksamen Umweltschutz. Kurfürst Christian II. ließ nämlich das Vitriolwerk dort schließen, weil die Stadt wegen der Beeinträchtigung der Fische und der Brauerei Einspruch gegen den Weiterbetrieb erhob.<sup>107</sup>

Nach Angelika Taube <sup>108</sup> besaßen nämlich wie die Steinbrecherei in Königstein die dortigen Brauereien überörtliche Bedeutung. „Der Ruf des hiesigen Bieres war so gut, dass der Dresdener Hof zu den besten Kunden zählte. Mitte des 18.

---

<sup>105</sup> Jens Kunze, Das Amt Leisnig als Teil des wettinischen Kommunikationssystems, Neues Archiv für sächsische Geschichte, 73. Band, 2002

<sup>106</sup> Urkundenbuch Dresden/Pirna, Nr.23 vom 16.10.1308

<sup>107</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- u. Zeitungslexikon

<sup>108</sup> Angelika Taube, Festung Königstein, Edition Leipzig, 2000

Jahrhunderts ging wöchentlich ein Bierschiff nach Dresden ab.“ Das Bierbrauen in Königstein ist schon seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bekundet. Damals machte sich eine landesherrliche Regelung des Bierbrauens und – schenkens aufgrund Pirnaer Beschwerden nötig. In der Bielatalstraße 27 verwies ein Rundbogenportal mit einem Schlussstein von 1689 auf den Zugang zu den Kellern der alten Stadtbrauerei.

Königsteiner Bier soll in Dresden in ebenso gutem Rufe wie das Freiburger gestanden haben und nach Schumann<sup>109</sup> „bekamen die Arbeiter an der Frauenkirche beim Grundsteinlegen – als eine besondere Ergötzlichkeit – ein Faß Königsteiner Bier.“ Auch „sollen die Dredner Wirte oft beschuldigt worden sein, andere Sorten Bier statt Königsteiner fälschlicher Weise zu verschenken.“ 1697 gab es in Königstein 31 Brauberechtigte, die 1260 Faß Bier herstellten, aber 1800 wurde durch eine eigene Brausocietät dem zuvor gesunkenem Brauwesen wieder so aufgeholfen, dass hier (1818) eins der besten Biere, auch noch einmal so viel als sonst, gebraut wurde. Als sich um 1850 alles auf das Lagerbierbrauen „verstürzte“, habe auch die bis dato auf ihrem alten Brauschlendrian stehengebliebene Stadt Königstein den Stadtbierzopf abgeschnitten, um sich dem gebieterisch mahnenden Fortschritt anzuschließen. Vielleicht bringe man jetzt auch wieder etwas Ordentliches zuwege, wie in alten Zeiten, sofern die technische Oberleitung in die richtigen Hände gelange.<sup>110</sup> Die Königsteiner Braugenossenschaft löste sich offiziell am 1.10.1910 auf. Über ihre Anfänge, die, wie oben schon erwähnt, bis ins 15. Jahrhundert zurückreichen, lässt sich genaueres nicht mehr feststellen, da die Akten bei dem großen Königsteiner Brand 1810 vernichtet wurden.<sup>111</sup>

Die Königsteiner Braugeschichte endet mit dem Braumeister Alfred Eckelmann, der 1944 seinen 90. Geburtstag beging und in<sup>112</sup> als „der letzte der einst weithin bekannten Königsteiner Bierbrauerzunft“ bezeichnet wurde. Die Eckelmann'sche Brauerei brannte im April 1914 trotz schnellen Eintreffens der Feuerwehren vollständig ab.<sup>113</sup>

Auch das kleine Städtchen Lauenstein hatte eine landesherrliche Brauberechtigung und übte den Bierzwang über die Dörfer des Gerichtsbezirks seit 1521 aus. Auch dort war der Reiheschank bis 1829 üblich, danach wurde diese Gerechtsame in eine Hand verpachtet. Unter Bezug auf Schiffner's Chronik von Sachsen 1830 meint W. Bachmann in<sup>114</sup>, dass dieser Wechsel der

---

<sup>109</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen, 5. Band, Zwickau 1818

<sup>110</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 112 vom 22.4.1858

<sup>111</sup> Radeberger Zeitung Nr.233 vom 7.10.1910

<sup>112</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr. 303 vom 27.12.1944

<sup>113</sup> Radeberger Zeitung Nr. 96 vom 28.4.1914

<sup>114</sup> W. Bachmann, Lauenstein in Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Band 19/20, 1930/31



Qualität abträglich gewesen sei, da „man anjetz indessen auf das hiesige Bier nicht mehr so erpicht ist, sondern gern in's böhmische Bier geht“, welche Beobachtung entschieden im ganzen Erzgebirge noch heute zeitgemäß sei. Vom Lauensteiner Ratskeller, der schon seit dem 16. Jahrhundert Bier ausschänkte, liegt ein Pachtvertrag von 1695 vor. Es legt fest, dass die „Gemein, das am Markt gelegenen Rathauses sammt dazu gehörigen Freiheiten und Schänkgerechtigkeiten, es sei Wein, Malvasier, Rheinfall, Meth, Bier, Brantwein oder andere Getränke, wie E.E.Rath von Ihrer Churf. Durchl. zu Sachsen privilegiert und begnadigt, derselbe auch solches bis anhero verpachtet und zu verpachten Macht gehabt, an Georg Söhneln von Jakobi 1695 bis wiederum 1696 liebt Gott, und also auf ein Jahr zu lassen ihn zu solcher Schanknahrung die untere Wohnstube, drei Kammern, Keller und Stall.“

In <sup>115</sup> behandelt Hanns Becker die Nahrungsmittel, Bekleidung, Unterkunft und Trinkwasserversorgung der Stadt Pegau in der Vergangenheit. Danach spielte auch das Bier im alten Pegau eine bedeutende Rolle. „Es gab eine größere Anzahl Brau- und Malzhäuser im Besitze einzelner Bürger. 1443 werden 11 Malzbürger aufgeführt. Daneben gab es eine beträchtliche Anzahl brauberechtigter Häuser. Wie stark ein »Gebräude« in damaliger Zeit war, darüber findet sich nichts. Jedoch war der Verbrauch dieses Getränks ganz erheblich, wie wir aus den Steuerregistern ersehen. Von den etwa 140 von ihrem Braurecht Gebrauch machenden Bürgern brauten in der Zeit von 1437 bis 1477 durchschnittlich 2,23 »Biere«, wozu noch z.B. im Jahre 1493 die Einfuhr an fremden Bieren von insgesamt 118 Faß, 4 Tonnen, 14 Kufen mit einem Inhalt von 722 Eimern, 20 Kannen kommt.“ Pegau hatte damals etwa 2000 Einwohner.

Ein Eimer fasste 60 Kannen, eine Kanne zwei Nossel.

Wie Pegauer Bier schmeckte, ist nicht bekannt. Es war gut genug, es zu vier verschiedenen Heerfahrten den Pegauer Kriegern in einigen Fässern mitzugeben, ihrer Frau Herzogin schenkten sie aber lieber eine Kufe Naumburger Bier.

Viele sächsische Städtchen entwickelten sich als eine Siedlungsform, in der vielfältiges Handwerk und Ackerbau die eigentümliche Existenzform ihrer Bürger ausmachte. Zuweilen nennt man diese Städtchen Ackerbürgerstädte, formal die Gleichwertigkeit auch der Bürger ausdrückend, die sich nur von der Landwirtschaft ernährten und die man später als Ökonomen bezeichnete.

Als Beispiel dafür mag das Städtchen Hohnstein dienen, das als Stadt unter der gleichnamigen Burg entstanden ist. 1444 mit Stadtgerechtsamen ausgerüstet, hatte Hohnstein im Dreißigjährigen Krieg sehr zu leiden und verstand sich nach

---

<sup>115</sup> Heimatkundliche Blätter, 3. Jahrgang, Heft 3, 1957

<sup>116</sup> selbst „als gar unermögende Handwerksleute, als Schuster, Schneider und Leineweber, zumahl alhier fast keine Nahrung außer des gar wenig nutzbaren Bierschanks und geringen ( wie wohl weniger) Ackerbau getrieben werden mag.“

Hohnsteins Ortschronist, der Pfarrer Michael Weisse, beschreibt die Lage 1729 so: „Das Städtgen Hohnstein ist geringe gegen die anderen, bestehet etwa aus 100 Feuerstätten, darunter in die 40 Brauberechtigte zu finden.“

1724 hatte ein Großfeuer die Stadt heimgesucht und zusammen mit der Kirche, der Schule und 52 Wohnhäusern auch das städtische Malz- und Brauhaus vernichtet. Bürgerfleiß half, den Schaden schnell zu überwinden, aber der Reiheschank trug wohl am wenigsten dazu bei. Die Brauberechtigten hatten meist neben einer kleinen Landwirtschaft einen zweiten handwerklichen Beruf, z.B. Leineweber, und das Brauen und Schänken war eigentlich nur ein Zubrot. Wechselte ein Haus seinen Besitzer, wurde das eigene Braugerät mit übereignet, und das war in der Regel nicht viel: ein paar Zober, wenige Tonnen, Biercrännel (?), Bierviertel und Bierkannen.

Im 19. Jahrhundert hatte Hohnstein immer noch 40 brauberechtigte Bürger. Man baute dort, wie auch in Wehlen und Rathen, Hopfen an. Eines der ältesten Gebäude der Stadt, ein reizvoller Fachwerkbau mit kleinem Dachreiter, wurde um 1688 erbaut, beherbergte ab 1835 die erste deutsche Korkfabrik, dem sich später eine Nutzung als Wohn- und Brauhaus anschloß. 1917 erfolgte dann der Umbau zum Rathaus.<sup>117</sup>

An diesen Umbau, vorgenommen von dem Dresdener Architekten Woldemar Kandler, erinnert Hans-Joachim Kandler in <sup>118</sup>.

Im 16. Jahrhundert, besonders als Christian I. der Stadt das Hauptgeleite verschrieben hatte, stand in Oschatz neben der Tuch- und Leinweberei auch die Bierbrauerei in großer Blüte. Oschatzer Bier war auf der ganzen Hohen Straße rühmlichst bekannt, Petrus Albinus hat es in seiner Meißnischen Chronik erwähnt. Nach dem großen Stadtbrande 1842 hat aber die Bierbrauerei in Oschatz ganz aufgehört.<sup>119</sup>

In Oschatz durften anfangs nur die Einwohner Bier herstellen, die kein Handwerk betrieben. Erst seit 1386 durfte jeder »angesessene« Bürger brauen. Später hat der Rat nur noch einzelne Häuser mit diesem Recht belehnt. 1815 waren das immerhin noch 241 Gebäude innerhalb der Ringmauern. „In enger

---

<sup>116</sup> Alfred Fiedler, Die Haus- und Feldbesitzer zu Hohnstein, Sächsische Heimatblätter Jg. 11, 1965, H. 4

<sup>117</sup> Werte unserer Heimat, Band 1, Gebiet Königstein, Sächsische Schweiz, Akademie-Verlag Berlin, 1985

<sup>118</sup> Hans-Joachim Kandler, Er baute 58 Kirchen, Der Sonntag vom 12.12.2004

<sup>119</sup> G. Vödisch, Oschatz, Kulturgeschichtliches Städtebild, Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 13, 1924

Verbindung mit dem Brauwesen stand der Hopfenanbau, dessen älteste von 30 Anlagen rings um die Stadt seit 1331 bestand.“<sup>120</sup>

Wie schon in der Städtestatistik dargestellt, war in Sachsen die Tuchmacherei ein bedeutendes Gewerbe. Deren Kampf um Mitbestimmung im Rat zog sich beispielsweise in Görlitz vom 13. bis ins 16. Jahrhundert hin, wo er 1527 mit einer totalen Niederlage der Zünfte endete. Dieser fälschlicherweise als „Revolution der Zünfte“ bezeichnete Konflikt wird durch Rudolf Fleischer in <sup>121</sup> nachgezeichnet. Immer drehte es sich dabei auch darum, das ausschließliche Recht der „Geschlechter“, Bier zu brauen und zu schenken, zugunsten der Handwerker zu brechen. Kaiser Karl IV. hatte sogar auf Grund des Aufruhrs der Zünfte „wegen der Bierfuhr, des Bierbrauens, Weinschenkens“ usw. bestimmt, dass der Rat aus 300 brau- und schankberechtigten Bürgern gewählt werden sollte, auch dass die Handwerker für den eigenen Bedarf Bier brauen durften, der patrizische Rat konnte das aber auf Dauer verhindern.

Der Rat setzte demnach durch, was 1538 der Görlitzer Bürgermeister und Oberstadtschreiber seinem Landesherrn König Ferdinand I. mitgeteilt hatte, dass nämlich „Meltzen, breuen und schencken sein burgerlich narung, dorauf die stete gewidempt, ausgesatz und gebauet sein, gleich wie der adel auff sein rittirschaft“ und „des burgers narung stunde auf dem bierbreuen, des sich suesten kein hantweg brauchen muste.“

Die Biereigner oder Brauhofbesitzer Görlitz' waren demnach Vollbürger, die kein Handwerk betreiben durften, wie auch umgekehrt kein Handwerker brauen durfte. Dem lagen auch wirtschaftliche Erwägungen zugrunde, denn damals konnten die wenigsten Handwerker sich Grundstücke leisten, auf denen das raumbeanspruchende Mälzen, Brauen und Versenden möglich war. Zudem mussten die brauberechtigten Häuser innerhalb der Stadtmauer liegen, gehörte doch Bier zu den wehrhaft zu schützenden Waren.

Ernst-Heinz Lemper hat die Geschichte und kulturhistorische Bedeutung der Görlitzer Brauhöfe in <sup>122</sup> beschrieben. Danach gab es ab 1385 einen Pfannenzins für das Ausleihen der Braupfanne und deren Transport von einem Bierhof zum anderen; gebraut wurden überwiegend Weizen-, also Weißbiere. „Ein Bier“ entsprach dem Inhalt einer Braupfanne und war ein in Görlitz geeichtes Hohlmaß, dem wiederum 1½ Faß gleichkamen. Wieviel Liter einem Faß entsprachen, ist laut Lemper nicht bekannt.

Die Biereigner darf man sich – nach Lemper – nicht als einen nebenberuflichen Brauer und Schankwirt vorstellen. Das zur Bierbereitung erforderliche

---

<sup>120</sup> Werte unserer Heimat, Band 30, Um Oschatz und Riesa, Akademie-Verlag Berlin, 1977

<sup>121</sup> Sächsische Heimatblätter, 1960, Heft 6

<sup>122</sup> Ernst-Heinz Lemper, Geschichte und kulturhistorische Bedeutung der Görlitzer Bierhöfe, Görlitzer Magazin, 10. Jahrgang, 1996

Fachpersonal wurde von der Stadtverwaltung gestellt und besoldet und stand unter Ratsaufsicht.

Ausführlich behandelt Lemper auch die Kämpfe der Stadt Görlitz mit Zittau sowie den Streit mit dem Pfarrer Johann Behem.

Görlitz als bedeutendes Handels- und Gewerbezentrum im östlichen Mitteldeutschland mit seinen zahlreichen Privilegien – Münzrecht seit 1268, Salzmarkt seit 1306, Stapelrecht für Waid seit 1339 und Alleinvertrieb für Bier im Görlitzer Weichbild – erwähnt auch W. Schmidt in <sup>123</sup>.

Nach Karl Czok <sup>124</sup> war „unter den 50 Innungen, die in Görlitz existierten, die der Tuchmacher die stärkste. Sie waren im Rat vertreten – ebenso wie die Fleischer und Rotgerber –, doch hatten sie kaum etwas mitzubestimmen, weil die Tuch- und Leinwandgroßhändler und die Juristen die stärkeren Positionen besaßen. In deren Händen befanden sich auch die meisten der 94 Brauhöfe.“

Hier weist Czok, wenn auch unbewusst, auf eine Lücke in der Geschichtsforschung hin: es wird nämlich die Wirtschaftskraft und Bedeutung des Bierbrauens im Mittelalter und der frühen Neuzeit so oft betont, die persönliche und soziale Rolle des Brauherrn aber, wenn überhaupt, nur angedeutet. Haben denn die Menschen, die diesen Erwerbszweig repräsentierten, wirklich alle nur in der Anonymität gelebt und gewirkt?

Eine Brauerei war schließlich kein Pappenstiel, ihr Erwerb und ihr Betreiben verursachten Kosten, die den Personen, die sie aufbringen konnten, auch eine entsprechende gesellschaftliche Stellung zukommen lassen sollte. Da war es bei den Rittergutsbesitzern anders. Von denen gab es in Sachsen um 1750 mehr als 800, ihre Besitzer betrieben häufig auch Brauereien und setzten neben anderen Rechten mitunter auch den Bierzwang für ihre Beschäftigten durch. In Adels- und gutbemittelten Bürgerkreisen trieb man mit Rittergütern einen schwunghaften Handel. Es war deshalb notwendig, totes und lebendes, bewegliches und unbewegliches Inventar zu taxen. Danach wurde eine Kuh mit 20-25, Brau-Schank-, Branntweinbrennerei- und Schlachtgerechtigkeit mit 2000 Talern, Mühlen mit zwei Gängen und reichlich Wasser mit 1200, dagegen eine Rittergutsschmiede nur mit 50 Talern taxiert.

Näher mit Gutsbesitz und Gutsbesitzern hat sich Axel Flügel beschäftigt <sup>125</sup>. Danach betrug nach einem Kommissionsanschlag vom 6.5.1743 Vermögen und Einkünfte des Rittergutes Ammelshain 44818 Taler, die Belastungen 10703 Taler (teilweise kapitalisiert). Der Kapitalwert der sog. landwirtschaftlichen Nebengewerbe, also Brauerei, Brennerei, Ziegelfabrikation und Schäferei betrug aber mit 3500 Talern nur 7,8%. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass

---

<sup>123</sup> Werner Schmidt, Görlitz und sein Umland, Sächsische Heimatblätter 1995, Heft 1

<sup>124</sup> Karl Czok, August der Starke und Kursachsen, Koehler u. Amelang, Leipzig 1987

<sup>125</sup> Axel Flügel, Gutsbesitz und Rittergutsbesitzer – Das Beispiel Ammelshain..., Sächsische Heimatblätter 1996, Heft 2

die Zusammensetzung der Kapitalwerte nicht direkt der Zusammensetzung der Einkünfte entspricht.

Generaldirektor Ernst Mathias hat in <sup>126</sup> unter der Überschrift: »Dresdens Braukunst im Laufe der Zeiten« geschrieben. „In Dresden selbst wird schon in der Landesordnung von 1482 von der ‚Braunahrung‘ gesprochen, ein Gewerbe, das den Bürgern vorbehalten war und diesen große Verdienstmöglichkeiten gab. Allen in der Bannmeile Dresdens wohnenden Bürgern standen Braugerechtsame zu.

Wie mit dem Brauen, so war es auch mit dem Mälzen. Auch dieses Recht war mit dem Bürgerrecht verbunden. Schon 1490 wurde den Alt-Dresdnern von Rats wegen der Kauf und die Verwendung böhmischen Malzes verboten. Böhmische Gerste durfte wohl gekauft, musste aber in Dresden gemälzt werden. Da um das Jahr 1519 die Dresdner Biere keinen guten Ruf genossen, wurden auswärtige Brauer herangezogen. 1645 entschloß sich der Rat zur Errichtung einer eigenen Brauerei, und zwar wurde als Braumeister ein Halberstädter Brauer namens Sebastian Back abgestellt, der Breuhahn, ein hannoversches Weizenbier, probeweise braute. Aus einem Ausstoß von acht Faß im Jahre 1645 entwickelte sich ein solcher von 293 Faß, ein Erfolg, der zur Erbauung der neuen Breuhahn-Brauerei in der Breiten Gasse führte. Neben diesem Regiebetrieb, der sehr bald von der Stadt unter steigenden Einnahmen verpachtet wurde, entstanden mit dem Erwachen der Gewerbefreiheit eine Anzahl größerer Braubetriebe....“

Interessanterweise fehlt in diesem Artikel jeder Hinweis auf eine Dresdener Brauerinnung, genannt ist nur der spätere Verband der Brauereien von Dresden, der seit dem 31.8.1894 besteht.

Karl Stiegler<sup>127</sup> hat diese Innung seit 1513 als Zusammenfassung der Dresdener Braumeister unter dem Zeichen des Bierfasses mit den dieses umrahmenden Gerstenähren behauptet, verbürgt ist sie aber erst seit 1795. Seit diesem Jahr gibt es eine vereinigte Innung der Brauer und Mälzer. Davor gehörten die Dresdener Brauer dem Böhmischem Brauerinnungsbund, einer weitverzweigten Organisation, an. Eine Innung der Mälzer gab es aber in Dresden schon seit 1602.

Eine Statistische Übersicht der Mitgliederzahl der Innungen zu Dresden im Jahre 1856<sup>128</sup> nennt neben 813 Schuhmachern, 643 Kaufleuten, 599 Schneidern und 106 Bäckern unter den 59 aufgeführten Innungen auch 17 Brauer und 70 Böttcher. Auch findet sich in den „Dresdner Nachrichten“ von 1856 eine Bekanntmachung der Brauerinnung<sup>129</sup>. Andererseits wird das Brauen aber im

---

<sup>126</sup> Dresdner Anzeiger, Jubiläumsausgabe, 1.9.1730-1.9.1930

<sup>127</sup> Karl Stiegler, Schankprivileg und Bierstrafe, Alt-Dresdner Biergeschichten, Sächsische Zeitung v. 10.9.1983

<sup>128</sup> Dresdner Geschichtsblätter 1915, Nr. 1

<sup>129</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.76 vom 15.12.1856

Entwurf der neuen Gewerbeordnung unter der Klasse der innungsmäßigen Gewerbe nicht erwähnt.<sup>130</sup>

Als am 9. Mai 1888 der Freiburger Brauerbund im Bahnhofshotel zu Kötzschenbroda seine Jahreshauptversammlung, den sog. „Brauertag“ abhielt, billigte man dieser größten sächsischen Vereinigung wohl den Status einer Innung zu. Ihr Einflussbereich wurde ungefähr von den Orten Oschatz, Döbeln, Freiberg, Schandau, Sebnitz, Radeberg und Bischofswerda begrenzt und man zählte damals ungefähr 200 Mitglieder. In seinen Jahresversammlungen wurden gewöhnlich etwa 40 Lehrlinge losgesprochen und ebenso viele aufgenommen.<sup>131</sup>

Bis 1912 existierte auch ein Oberlausitzer Brauer- und Mälzerverein, der auf Antrag bei der Zittauer Gewerbekammer in eine Innung umgewandelt werden sollte. Obwohl nach eigener Einschätzung dafür nur noch etwa fünf Mitglieder in Frage kamen, wurde die Innung gegründet.<sup>132</sup>

Eine Bestätigung für eine fehlende Innung der Brauer in Dresden vor 1795 kann man auch aus Bräuers Werk<sup>133</sup> herauslesen. Darin fehlt sowohl bei der Darstellung der Zünfte oder Innungen als auch bei der der Gesellenverbände oder Bruderschaften ein Hinweis auf eine Brauerinnung in Sachsen. Es findet sich lediglich die Bemerkung, dass in Zwickau 1542 auch Brauer langjährig sesshaft waren.

Als Maße für die damalige Zeit gibt Stiegler an:

1 Kanne = 0,936 l

1 Eimer = 58,97 l

1 Faß = 393,12 l

und fährt fort: „Nach dem ‚Staats- Post und Zeitungslexikon von Sachsen‘ von August Schumann (1816) gab es in Dresden im Jahre 1697 nicht weniger als 89 Bierbrauer, die 9492 Fässer oder 678 Gebräude, jedes zu 36 Scheffeln, Bier brauten, von welchem 15820 Taler Tranksteuer bezahlt wurden.“

Danach hätte der damalige Ausstoß Dresdens bei 37300 hl gelegen und würde bei 21300 Einwohnern mit 175 l/Kopf etwa dem heutigen Bedarf entsprechen.

Wie man sich eine Hausbrauerei um 1650 vorzustellen hat, vermittelt uns das Inventarverzeichnis eines Dresdener Kammerherrn Georg Reichbrodt, mitgeteilt durch Otto Mörtzsch in<sup>134</sup>.

Neben einer alten Backtase [Gärbottich] werden erwähnt: „23 Bierfaß gut und böß, 2 Bierviertel...Auffm Boden über dem Brawhauß: Eine Handtmühl. – An

<sup>130</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.36 vom 5.2. und Nr.37 vom 6.2.1857

<sup>131</sup> Neues Echo, Zeitung für Stadt und Amtsgerichtsbezirk Radeberg, Nr. 52 vom 2.5.1888

<sup>132</sup> Radeberger Zeitung, Nr.291 vom 15.12.1912

<sup>133</sup> Helmut Bräuer, Gesellen im sächsischen Zunft Handwerk des 15. und 16. Jahrhunderts  
Hermann Böhlaus Nachfolger Weimar, 1989

<sup>134</sup> Otto Mörtzsch, Ein vornehmer Dresdner Haushalt zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges,  
Dresdner Geschichtsblätter 1914, Nr. 1

Brawgefäß hat sich befunden: 33 Kühlfaß, 14 Bütten, 3 Bottig als Gerbottig und ein Meischbottig, eine Hoppsege (Hopfensäge), ein Brandteysen (Brandeisen zum Einbrennen des Hauszeichens), so im Hause gelegen, 40 Bottichtauben (Dauben) zu dem Bottich, der eingegangen und im Hause gestanden, 5 alte Reiffen darzu gehörig, 3 Bottich Tücher, eine kupferne Tille, so die Thalerin zur Verwahrung, ein Stoß Brawholz ufn Hoff.. – Im Maltzhause hat sich befunden: Auff der Darre 28 alte Hürten, item 13 neue Hürten, so noch nicht gebraucht, 5 Schauffeln, 4 Mulden, 3 alte Malzkörbe“.

Carl Hollstein ergänzt in <sup>135</sup> Otto Mörtzsch' Mitteilungen, erwähnt dabei auch den „neu gemachten und mit Bretten verschlagenen Pottich im Hause.“

In einer anderen Publikation Hollsteins <sup>136</sup> erfahren wir, dass auch der Hofjuwelier Johann Melchior Dinglinger Besitzer brauberechtigter Häuser in Dresden war. So gehörte zu dem als Dinglinger-Haus bekannten Grundstück Jüdenhof 5, Ecke Sporergasse ein halbes Hoch-Plauisches Röhrwasser und die Brauberechtigung zu jährlich zwei Bieren und auf dem Grundstück Frauengasse ein halbes Weißeritz-Röhrwasser mit der Brauberechtigung zu jährlich 1½ Gebräu Bier.

Das oben erwähnte städtische Breihahnhaus in der Dresdener Breiten Straße verfügte über einen Saal, in dem häufig Gremien des Landtages, nämlich die Städtevertreter, ihre Sitzungen abhielten. Die Ständerversammlung erhielt erst 1775 ein eigenes Parlamentsgebäude, das Landhaus, 1907 wurde dann das neuerbaute Landhaus am Schlossplatz in Gebrauch genommen, das alte Landhaus an der Landhausstraße verlor damit seine ursprüngliche Bestimmung und wurde schließlich Stadtmuseum. Den Namen des Brauhauses leitet man aber in <sup>137</sup> nicht wie oben von einem hannoverschen Biere Breuhahn sondern vom Halberstädter Breihahn ab. In dieses Breihahnhaus auf der Breitegasse wurde dann übrigens die Armenversorgungsbehörde Dresdens verlegt, nachdem man die für den Umbau nötigen 639 Thaler 10 Ngr. und 8 Pf. 1851 dem Stadtrate bewilligte. <sup>138</sup>

Die Dresdener Bürger scheinen jedoch wie ihre Fürsten immer fremdes Bier dem eigenen vorgezogen zu haben, denn 1648 beschloß der Rat, es solle niemand, wer es auch sei, Freiburger Bier in sein Haus führen bei Strafe von 8 Schilling für ein Faß. Das eigene Bier ging im Wege des Bierzwangs in die Löbnitz, was sich wiederum der Bischof von Meißen 1470 energisch verbat.

---

<sup>135</sup> Carl Hollstein, Beitrag zur Geschichte der Familie Reichbrodt und ihres Grundbesitzes in Dresden, Dresdner Geschichtsblätter 1916, Nr. 4

<sup>136</sup> Carl Hollstein, Der Grundbesitz der Familie Dinglinger, Dresdner Geschichtsblätter 1910, Nr. 2

<sup>137</sup> Aspekte sächsischer Landtagsgeschichte, Sächsischer Landtag 1998

<sup>138</sup> Dresdner Journal, Nr.281 vom 26.10.1851

Schon 1552 ließ Dresdens Stadtrat fremdes Bier auf den Dörfern um Dresden wegnehmen.

Nicht immer ist es wegen des Meilenzwangs und des Braurechtes zu handfesten Auseinandersetzungen gekommen, wo es ging, versuchte man es auch mit Diplomatie. So gab es zwischen dem Hochstift Meißen und dem Dresdener Rat einen langen Streit um den Gasthof Serkowitz, in dem gegen den Willen des Stiftes Dresdener Bier ausgeschenkt wurde. Der Streit wurde 1530 mit dem Kauf des Gasthofs durch den Rat beigelegt, der sich diese erträgliche Raststätte an der alten Meißner Landstraße nicht entgehen lassen wollte.

Älter noch ist ein Ratsbeschluß Dresdens vom 20.7.1468, nach dem zukünftig niemand, er sei wer er sei, Freibergisch oder ein anderes fremdes Bier in sein Haus einlegen darf. Wer solches benötige, habe es vom gemeinen Stadtkeller zu beziehen. Sollte jemand zufällig ein Faß fremdes Bier erhalten, vielleicht geschenkt bekommen haben, so sei auch dieses im Stadtkeller einzulagern bei Strafe von 8 Schilling Groschen pro Faß.<sup>139</sup>

Eine löbliche, der Gesundheit sehr zuträgliche Einrichtung, war in Dresden schon 1471 die Gewährung des „Sechswöchnerinnenbieres“ für junge Mütter. Ihnen vergönnte man „ein viertel Bier, doch das man es vor fur den Stadtkeller rucken und ablegen unnd uff schleifen einheimb fueren soll.“<sup>140</sup> Art und Herkunft des Bieres bleiben unbekannt, die Einbeziehung des Ratskellers lässt auf ein „Importbier“ schließen.

Als 1725 der Neudorfer Förster August Hecht, Besitzer eines Teils der Maxischen Berge innerhalb der Trachenberge in seinem Weinberghaus „gut Eulenburger Bier“ schenkte, hatte er zwar Vertrauen in die auf kurfürstlichen Befehl den Förstern zugesagte Schenkhübelgerechtigkeit gesetzt, aber nicht mit der brauenden Bürgerschaft Dresdens und deren Viertelsmeister und Bieraufseher gerechnet. Die Schenkhübel waren nämlich nur einfache strohgedeckte Hütten mit einigen im Boden eingelassenen Tischen und Bänken, die am 1. Mai errichtet und am 1. Oktober wieder abgerissen wurden und bei denen man Schnaps, Bier, Brot, Käse, Knackwurst und manchmal auch Kaffee bekommen konnte.

Otto Trautmann berichtet nun in <sup>141</sup>, dass die Dresdener den Förster Hecht vermutlich auf solch einen Schenkhübel beschränken, mindestens aber den Ausschank Dresdener Biere durchsetzen wollten. „Ein Bierkretzschmar mit fremden Bier aber stritt wider die Gerechtsame der ehemdem eifrig bewachten »Biermeile«, des Bierzwangs, welchen die Stadt über die Orte im Umkreise von

---

<sup>139</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Stadtbuch Dresden Nr. 337

<sup>140</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Stadtbuch Dresden, Nr. 354

<sup>141</sup> Otto Trautmann, Aus der Geschichte der Trachenberge, Dresdner Geschichtsblätter 1905, Nr. 2



einer Meile übte. Im Ratsarchiv befindet sich ein Bericht des Dresdner Bieraufsehers Karl Gottfried Grahl, die Schenken an der Heide betreffend, vom 1. April 1728: »Nachdem ich befunden, dass in der sogenannten Lohschenke Lauser und ander frembd Bier verzapfet wird, im Weißen Hirsch Ostrauer Bier befunden, in Boxdorf kein Bier gewesen, in Hechts Weinberge Oberwarter und ander frembd Bier annoch verzapft wird, als habe ich solches E.E.Hoch- und Wohlweisen Rath gehorsamst denunzieren sollen.«<sup>142</sup>

Als die Viertelsmeister nun gegen Hecht vorgingen, verteidigte sich der gegenüber dem Amt und dem Kurfürsten unter Berufung auf die Schenkühelgerechtigkeit mit einem Einwand, der die Dresdener Brauerschaft aufs höchste entrüstete. Er brachte nämlich vor, dass ihm das Dresdener Bier unzuträglich sei und dass er fremdes Bier seiner Gesundheit wegen auf Anraten des Medikus habe einlegen müssen. „Wie auch das Dresdner Bier jener Zeit beschaffen sein mochte, eine solche Behauptung vonseiten eines Försters wurde als eine »kahle excuse« und Ungehörigkeit befunden es wurde erhärtet, dass das Dresdner Bier »dergestalt beschaffen sei, dass es viele 1000 so vornehme als andere Personen trinken und über Ungesundheit, die sie davon bekämen, nicht klagen.«“ Hecht musste jeenfalls erklären, dass er so lange kein fremdes Bier mehr schenken wolle, wie ihm eine Konzession nicht gegeben sei und trug auch die Kosten des Verfahrens.

Trautmann macht uns auch mit zwei Einrichtungen lokaler Bedeutung bekannt: den „Topfschenken“, in denen Bier nicht in Gläsern, sondern in Krügen oder Töpfen verabreicht wurde und der „Grabegesellschaft“, einer losen Vereinigung der ständigen Bewohner der Trachenberge, die als Hausgenossen im rechtlichen Sinne unfähig waren, eine Gemeinde zu bilden. Gegen Bergrutsch, Feuersnot und andere Gefahren bildeten sie eine Solidargemeinschaft, die auch ihren Verstorbenen die letzte Ehre erwies, wovon auch ihr Name herrührt. Wer sich in die Gesellschaft einschrieb oder in den Trachenbergen Eigentum erwarb, musste Geld geben und Bier bezahlen, das man zu Weihnachten als Warmbier vertrank. An Topfschenken oder „Bierstuben in Töpfchen“ wird auch in den Lebenserinnerungen des 1863 in Dresden verstorbenen Gutsbesitzers Moritz Schelcher <sup>142</sup> erinnert. Danach war um 1810 an solche Bierstuben nicht zu denken, „es existierten die feineren für Beamte, Advokaten und dergleichen Stände nur im Konsistorio in der Schlossgasse, dann im alten Kriegskollegium, im Prinzenpalais bei den Hausmännern, die fremde z. B. Reibersdorfer, Flöhaer, Reinsberger Bier zu verzapfen ein ausschließliches Recht hatten. Diese Stuben hielten sich fort bis 1831, wo die Konstitution und Städteordnung es aufhob. Aber alle diese Orte, die ich von 1816 an auch mit besuchte, waren höchst angenehm hinsichtlich der Gesellschaft, ebenso im Landhause und im Schlosse bei den Hausmännern. Sonst existierte in jedem Brauhaus eine viel besuchte Bierstube.“

---

<sup>142</sup> Dresdner Leben um 1804, Dresdner Geschichtsblätter 1910, Nr. 4

Schelcher erwähnt auch Strehlen und Löbtau als Hauptvergnügungsorte für die gewöhnliche Klasse der Besucher, weil man dort auf dem Türmchen, der Spiegelschleife und Sorge Dorfbier bekam. Man lebte dort mit 15 Pfennig sehr auskömmlich, eine Kanne Bier kostete 6 Pfennige, Brot, Butter und Käse 9 Pfennige.

Bei den drei Dresdener Wachtparaden, die Schelchers Vater keinen Tag versäumte – Erholungsstunde und Neuigkeitsvermittlung zugleich – wurde „nur Luft, nicht wie jetzt [also 1864] bayrisches Bier geschluckt.“

Die Landesherren selbst tauschten das ganze 16. Jahrhundert hindurch jedes Jahr sechs Fuder Landwein gegen sechs Fuder Einbecker Bieres aus. Tauschpartner war der Herzog von Braunschweig. Der Austausch von Geschenken war meist politisch motiviert und galt der Vorbereitung von Allianzen. Im Dezember 1564 geht von Wien eine „zweifidrige“ (zwei Fuder) Sendung ungarischer und österreichischer Weine an Kurfürst August ab, im ganzen 163¾ Eimer. August revanchiert sich mit 12 „Vassen“ Ortrandischen, Freibergischen und Torgauischen Bieres, die Kaiser Maximilian alle „ausbündig“ gut findet.<sup>143</sup>

Im übrigen ist auch die Dresdener Biergeschichte voll des Streites um die Durchsetzung der Bannmeile und dem Feststellen und Ahnden von Verstößen gegen den Meilenzwang. Weil auch noch das Schlichten von Streitigkeiten der Braueigner untereinander wegen der Folge des Reihebrauens und des Zeitpunktes des Ausschenkens notwendig wurde, kann man ohne Übertreibung sagen, dass zur damaligen Zeit den Stadtrat wenig mehr beanspruchte als das Brauen.

Leider waren unsere mittelalterlichen Vorfahren nicht schreibfreudig. Stadtrechnungen und Steuerlisten tauchen wenigstens für Dresden erst im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts auf, systematische Aufzeichnungen des Rates über seine Verhandlungen und Beschlüsse frühestens 1487. Regelrechte Protokolle über die gewöhnlichen Ratssitzungen liegen seit 1527 vor.

Über solche Protokolle zwischen 1527 und 1532 hat Otto Richter berichtet.<sup>144</sup>

Was darin Brauen und Mälzen angeht, beschäftigen sich diese Aufzeichnungen mit Verboten für auffällig gewordene Bürger, „an keynen werckeltagen zum bier zu gehen“, legen Gersten- und Malzpreise fest, verbieten das Ausschenken fremder Biere und behandeln auch Beschwerden der Mälzer, die nicht mehr in der Lage waren, genügend Personal zu beschäftigen. Man kümmerte sich um die Aufnahme von Brauern, verbot das Frühkneipen vor der Messe, aber auch das Brauen und Schenken auf dem Lande – so in Preßenitz, Serckewitz, Catitz und Rypchen – erhöhte auf Antrag die Zahl der auf einem Haus liegenden Bier

---

<sup>143</sup> Paul Rachel, Fürstenbesuche in Dresden, *Dresdner Geschichtsblätter* 1908, Nr. 2

<sup>144</sup> Otto Richter, *Dresdner Rats-Sitzungsprotokolle aus den Jahren 1527-1532*, *Dresdner Geschichtsblätter* 1911, Nr. 3 und 4

oder ließ nach, wenn ein Besitzer sein Haus umbaute. Defekten Brauhäusern drohte man die Schließung an. Entgegen der herkömmlichen Ordnung durfte mitunter auch noch nach Ostern gemälzt werden und wurde das Brauen vor Weihnachten freigegeben, weil im betroffenen Jahr der Wein schlecht und zudem sehr teuer war. Bei Teuerungen schrieb man auch den Guß pro Bier vor und legte Bevorratungsmengen für Gerste fest, damit der alte Bierpreis erhalten bliebe. Den Brauern durfte unter dem Brauen von den Biereignern kein Essen gereicht werden. Sehr geachtet wurde auf die Feuersicherheit der Betriebsstätten, auf Antrag wurde auch das Einlegen von Fremdbier für den Eigenbedarf gestattet.

Dazu Karl Ziegler in <sup>145</sup> und <sup>146</sup>: „Kaum hundert Jahre nach der ersten urkundlichen Erwähnung Dresdens wurde eine erste vollständige Liste des Stadtrates mit zwölf Mitgliedern erarbeitet. So geschehen am 16. Oktober 1308. In dieser wichtigen Sitzung der Dresdner Stadtväter kam auch eine erste Maßordnung für Büttner und Becherer mit Bestimmungen für Wein- und Bierhandel zustande, und daraus hat der Ratsarchivar Dr. Müller in seiner „Dresdner Chronik“ den Schluß gezogen, dass man daraus auf eine Zunahme des bereits bestehenden Wein- und Bierhandels schließen könne. Etwa um 1370 gab es in Dresden nach einer genaueren Geschäftsverteilung im Stadtrat bereits ein Braupfannenamt, ein Bier- und Weinamt und ein Bierschrotamt...

In Dresden bereits vor 1500 aber hat der Ratskeller im ältesten Dresdener Rathaus bereits bedeutende Schankprivilegien gehabt... Dieses älteste Rathaus...wurde nicht nur zu Amtshandlungen des Rates genutzt, sondern diente auch für verschiedene Handwerker-Innungen als Kaufhaus. Die »Große Ratsstube« wurde auch von den vornehmen Ratsherren, reichen Bürgern und den Edelleuten des Landes als Fest- und Tanzsaal benutzt, wobei allerdings wohl mehr Wein als Bier geflossen sein dürfte...Bereits am 7.Januar 1460 erhielt der damalige Ratskeller ein Schankprivileg für fremdes Bier. Da stoßen wir auf das in der Folgezeit oft zu Ärgernissen führende Problem des »fremden Bieres«. Bierbrauereien aus der näheren und weiteren Umgebung Dresdens versuchten immer wieder, ihr Bier auch in der Stadt Dresden loszuwerden. Und eben das duldeten die Stadtväter und die Bürger selbst nicht! Allein der Ratskeller...hatte das Recht, fremdes Bier einzuführen und zu verschenken. Ihr eiges Stadtbier aber, das sollte unbedingt auch in den Orten der Umgebung verschenkt werden. Das ergab aber Probleme.“

Auf das Bierschrotamt Dresdens und seine Verbindung mit einer gemeinnützigen Stiftung wird auch im Urkundenbuch der Stadt Dresden verwiesen<sup>147</sup>. Die Urkunden betreffen das Jahr 1457.

---

<sup>145</sup> Karl Stiegler, Alt-Dresdner Biergeschichten, Sächsische Zeitung v. 3.9.1983

<sup>146</sup> Karl Stiegler, Alt-Dresdner Biergeschichten, Sächsische Zeitung v. 17.9.1983

<sup>147</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Stadt Dresden, Nr. 189 und

Bei der Ratswaage am Rathaus, damals dem Eingang der Webergasse gegenüberliegend, war auch das Dresdener in Kupfer ausgehängt, daher später diese Gasse auch Scheffelgasse hieß. Wie andernorts stimmte es aber mit anderen Scheffelmaßen nicht überein. Darum kam es immer wieder zu Unstimmigkeiten und deshalb war man gezwungen, mit „zweierlei Maß“ zu messen. Erschwerend kam hinzu, dass die Inhaber der Maße oben am Rande etwas wegschnitten, so dass die Maße immer kleiner wurden. Mit den Bier- und Weinfässern verfuhr man ähnlich. Die Dresdener Maßordnung von 1308 bestimmte deshalb auch, „dass der Büttner, der ein Faß durch Abschneiden der Zarge fälschte, solchen Betrug dadurch büßen sollte, dass ihm der Daumen abgehauen wurde. Es wurden damals auch bereits alle im Bier- und Weinhandel gebräuchlichen Gefäße »geohmt«, und es erging die Verordnung, dass ein Fuder 12 Eimer oder 27 Sturnitzen, der Eimer  $13\frac{1}{2}$  und die Sturnitze 6 Stübchen fassen sollte.“<sup>148</sup>

Unter Bezug auf ein „Verzeichnüss derer Aemter und darzu gehöriger Städte und Dörfer“ aus der Zeit zwischen 1582 und 1598 hat Otto Mörtzsch in <sup>149</sup> und <sup>150</sup> sächsische Scheffelmaße zusammengestellt und mit dem Dresdener Scheffelmaß verglichen. Danach waren die gebräuchlichen kursächsischen Getreidemaße der Scheffel, das Viertel, die Metze und das Mäßchen, die größeren waren Malter und Wispel. Es galten : 1 Wispel = 2 Malter = 12 Scheffel und 1 Scheffel (1,083 hl) = 4 Viertel = 16 Metzen = 64 Mäßchen. 1 Dresdener Scheffel entsprach auch 113 Dresdener Kannen oder 226 Kannen Wasser.

Um die Schwierigkeiten zu ermessen, denen damals die Händler und Steuereinnahmer ausgesetzt waren, sei erwähnt, dass es zu dieser Zeit in Sachsen 73 verschiedene Scheffelmaße gab.

Eine „Vergleichung mancherlei Getränkemaße, des Wein- und Bier-Gemäßes, auch des Ellenmaßes in verschiedenen Gegenden“ findet sich auch bei Johann Christian Vollbeding in <sup>151</sup>, und der Königliche Oberlehrer Kohlheim in Berlin rechnete beim Bier 1 Gebräude zu 9 Kufen oder 18 Faß oder 36 Tonnen oder 144 Oehmchen oder 3600 Quart <sup>152</sup>.

Nach Meyers Konversationslexikon <sup>153</sup> umfasste ein Gebräude als früher übliches Biermaß in Preußen 18 Faß oder 41,22 hl, in Sachsen 24 Faß oder

<sup>148</sup> Johannes Kleinpaul, Alte und neue Maße, Die Gartenlaube Nr. 33, 1919

<sup>149</sup> Otto Mörtzsch, Sächsische Scheffelmaße am Ausgange des 16. Jahrhunderts, Dresdner Geschichtsblätter 1913, Nr. 1 und 2

<sup>150</sup> Otto Mörtzsch, Mittelalterliches Scheffelmaß im Jahre 1378, Dresdner Geschichtsblätter 1904, Nr.4

<sup>151</sup> Johann Christian Vollbeding, Neuer gemeinnützlicher Briefsteller für bürgerliche Geschäftsleben, Druck und Verlag von Carl Friedrich Amelang, Berlin 1820

<sup>152</sup> J.F. Kohlheim, Praktisches Rechenbuch, Berlin 1841, Druck und Verlag von A. W. Hayn

<sup>153</sup> Meyers Konversationslexikon, 4. Auflage, 1889

94,31 hl, in Leipzig 16 Faß oder 70,78 und in Hannover 43 Faß oder 87,07 hl. Demnach hatten die Fässer in deutschen Landen unterschiedliche Inhalte: in Preußen 2,29, in Sachsen 3,93, in Hannover 2,02 hl und, was Vergleiche zusätzlich erschwert, in Teilen dieser Länder, so in Leipzig, noch davon abweichende Inhalte (4,42 hl). Nach Meyers Lexikon von 1926<sup>154</sup> wurde in Bremen ein Gebräude (Bräu) zu 71,125 hl gerechnet.

Allerdings ist bei der Bewertung solcher Maßangaben Vorsicht geboten, wie folgendes Beispiel aus von Römers „Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen“ beweist: „In Absicht des Biergefäßes wurde schon am 30. November 1702 ein Mandat wegen durchgängiger Gleichheit derselben nach dem Dresdner Ohmen, im Cod.Aug.Tom I.p.1723 und zwar in Rücksicht der Tranksteuer erlassen; daher auch diese Verordnung in einem wegen der Tranksteuer unterm 20.Januar 1703 erlassenen Befehl, im Cod.Aug.Tom.II.p.1579 wiederholt, und durch einen Befehl vom 16.Dez.1705 ibid.p.1598 nach welchem alle neue Gefäße nach dem Dresdner Gebinde reduziert werden soll, ingleichen durch ein Mandat, wegen Einführung des Dresdner Kannenmaasses durchs ganze Land, vom 21. Dec.1705 im Cod.Aug.Tom.I.p.1727 dergestalt wiederholt worden ist, dass das Faß zu 5½ Eymer und 24 Kannen, oder überhaupt zu 420 Dresdner Kannen, und also das Viertel zu 210 Kannen und die Tonne zu 105 Kannen gerechnet wird. Auf den Eymer hingegeben kommen 86⅔ Kannen.“ Nach Adam Riese gehen aber auf einen Eimer genau 72 Kannen!

Um Fälschungen zu wehren wurden auch 1622 in Freiberg die hölzernen Biermaße, „welche der Rat nach uralter Gewohnheit unter die Bürger jedes Jahr neu austeilen lassen, aus bedenklichen Ursachen verändert und gewisse zinnerne Maße dafür eingesetzt.“

Stiegler berichtet dann von den Fehden des Ortes Bannewitz gegen Dresden, von denen er meint, dass man auch hier fast von einem sogenannten »Bierkrieg« sprechen könne, wie er zwischen verschiedenen Brauereien im ganzen Lande des öfteren sogar mit groben Schlägereien zwischen den Bierfuhrleuten ausgetragen wurde.

Stiegler übertreibt in diesem Falle, macht lokale Geschichte bedeutend. Freilich haben die Bürger Verstöße gegen ihre Rechte sehr gestört, andererseits waren sie aber auch nur zu gern bereit, gegen Dritte auf die Einhaltung von Gesetzen zu verzichten. Auch waren die Mittel, einen Einspruch geltend zu machen, damals andere als heute. Man war handgreiflicher in seinen Argumenten, aber bewaffnete Konflikte, selbst Kleinkriege, ohne Billigung des Landesherrn oder gar des Königs waren auch in dieser Zeit an die Einhaltung formaler Normen, z.B. eines Fehdebriefes o.ä. gebunden. Aber sie gab es auch, eben nur nicht in Dresden.

---

<sup>154</sup> Meyers Lexikon, Bibliographisches Institut, Leipzig 1926

Die Dresdener hatten sich mehr auf das Petitionieren eingelassen. 1673 wandten sich Rat und Bürgerschaft an den ihnen wohlgesonnenen Kurfürsten Johann Georg II. (1613-1680), untätigst auf wiederholte Eingaben hinweisend, wie die Landesordnung und hiesigen confirmierten (bestätigten) Statuten, auch die uralten staatlichen Privilegien gegen das wieder eingerissene Einschleppen und Verzapfen fremden Bieres wieder hergestellt werden könnte. Er möge doch diese Missstände kräftig steuern und allen »Winckel-Schenken« in der Stadt, den Vorstädten und innerhalb der Meile solches nachdrücklich verbieten.

Der Kurfürst reagierte prompt und verfügte: „Verbothen ist alles frembde Bier Einschleiffen und verzapfen / außer des Raths Kellern / Befehlen demnach hiermit und in Kraft dieses unseres offenen Mandats, dass alle und jede / keinen ausgenommen / welche sich des fremden Bier-Einführung und Verzapfung bißhero angemaßet, solch frembd Bier Einführung und Schencken binnen 14 Tagen gänzliche und durchaus abschaffen und einstellen – bay Vermeidung Unserer schweren Ungnade! Der Rath soll den Säumigen das Bier wegnehmen und wer sich nicht unterwirft: Exekution! – Zu Uhrkundt mit Unserem zu End aufgedrückten Cantzley-Secke besiegelt und geben zu Dresden den 15. Martii Anno 1673.“

Ein Vorgang, der sich seit Kurfürst Moritz Brauordnung von 1543 bis auf August den Starken 1696 mehrfach wiederholt hat.

Kriegerischen Anstrich dagegen hatte die Görlitzer Bierfehde, die 1490 , 1491 oder wie andere meinen, gar erst 1496 begann.. Unter der Überschrift. „Bierkrieg und Notgeld – das war einmal“ konnte man in <sup>155</sup> lesen: „Nicht unerwähnt soll bleiben, dass Zittau im 14. Jahrhundert schon über 100 Bierhöfe besaß, und so geht auch der Festzug [ zur 750-Jahrfeier – Anm. d. Verf.] auf den Bierkrieg zwischen Zittau und Görlitz 1491 ein; er entstand, weil Görlitz nicht erlauben wollte, dass Zittauer Bier in Görlitzer Weichbilddörfern eingeführt wurde.“

Zittau soll um 1390 die größte Brauerei betrieben haben. Ihr kupferner Braukessel ließ das Brauen von 10 Eimern Bier auf einmal zu.

Der Stadtführer Zittau<sup>156</sup> belegt, dass der ehemalige Reichtum dieser Stadt aus drei ergiebigen Quellen floß: der Bierbrauerei, dem Fernhandel mit Tuchen und Leinen sowie dem Landerwerb. Schlegel schreibt: „Das Privileg, Bier zu brauen, hatte Ottokar II. von Böhmen bereits 1268 erteilt. In der Mitte des 16. Jahrhunderts gab es 150 Bierhöfe in der Stadt, das bedeutet, in jedem vierten Hause wurde gebraut. Insgesamt kamen 120000 Hektoliter im Jahr zusammen. Bis Himmelfahrt schenkte man Weizen- und Gerstenbier aus, und das Märzenbier wurde als Lagerbier den Sommer über verkauft. Bis Schlesien, Ungarn, Wien und Prag verschickten die Zittauer ihre Biere. Das »Helle Zittauer« galt als ausgesprochen gut und wurde in Niederlausitzer Städten nur in

---

<sup>155</sup> Der Morgen, Nr. 120 vom 21., 22. und 23. Mai 1988

<sup>156</sup> Siegfried Schlegel, Zittau, Lusatia Verlag Dr. Stübner, Bautzen 1995

bevorzugten Gaststätten ausgeschenkt. Der Stadtrat wachte scharf darüber, dass in den Ratsdörfern niemand braute. Er wollte das »liederliche Luderleben« in den »Saufdörfern« verhindern, wie der Chronist 1721 zu berichten wusste.“

Das klingt glaubhaft, immerhin sind Zweifel an der Höhe der Bierproduktion angebracht. Außerdem fällt auf, wie leichtsinnig hier die Begriffsbestimmungen, die sich auf den Zeitraum der Bierherstellung beziehen mit denen, die die Rohstoffe benennen, vermischt werden. So entsteht der Eindruck, als seien die im Winter hergestellten Schenkbiere überhaupt nicht gelagert worden und das gegen Ende des Frühjahres hergestellt Märzenbier sei möglicherweise aus anderen Rohstoffen hergestellt. Darauf wird zu einem späteren Zeitpunkt noch zurückzukommen sein.

Nach einer anderen Quelle,<sup>157</sup> hatte König Ottokar II. schon 1268 festgelegt, wieviel Bier ein „Sittawisch Faß“ enthalten sollte (ca. 10 Hektoliter) und erlaubt, dass Zittauer Bier in Bautzen und Görlitz zollfrei eingeführt werden durfte. Die Zahl der Bierhöfe habe sich aber infolge Arbeitsteilung, Zusammenlegungen und Absatzproblemen von 195 im Jahre 1504 auf 104 im Jahre 1757 verringert. Davon haben die Österreicher bei der Beschießung 1797/98 zerstört, die letzten Braubürger haben sich schließlich 1845 in einer Sozietätsbrauerei zusammengeschlossen.

Nach erheblichem Exportrückgang hatte man 1543 nur noch 1202 Biere gebraut, diese Zahl ging auf durchschnittlich 624 pro Jahr zwischen 1542 und 1574 und 548 zwischen 1613 und 1615 zurück. 1796 waren es dann nur noch 182 und beim Zusammenschluß zur Sozietät gar nur 100 Biere. Der Ausschank beschränkte sich damit nur auf Zittau und die Ratsdörfer, die dem Bierzwang unterworfen waren. Der Zittauer Rat habe sich häufig willkürlich verhalten und anfechtbare Verordnungen über das Bierbrauen erlassen, später auch keine glückliche Hand gegenüber dem Landadel und anderen Städten zum Schutze des eigenen Bieres gehabt. Immerhin haben die Zittauer ihr Bier bis nach Prag, Breslau und Wien geführt und zur Bequemlichkeit ihrer Ratsdörfer 1811 in Eibau auf gemeinschaftliche Kosten ein großes Brauhaus angelegt.

Ein Beispiel dafür bietet der lange Kompetenzstreit mit Dr. Ulrich von Nostitz, dem nach dem Pönfall 1546 Hainewalde zugefallen war. Gegen den Widerstand Zittaus hatte der nämlich die erste Landbrauerei innerhalb des Zittauer Weichbildes in Betrieb genommen und trotz Proteste und Bestrafung weiter geführt. Diese Brauerei hat erst am Beginn des 20. Jahrhunderts den Betrieb eingestellt.

Johannes Renatus, eigentlich Joh. A. Freiherr von Wagner, schildert uns in<sup>158</sup> Ursache, Verlauf und Beendigung der Auseinandersetzung Zittaus mit Görlitz in

---

<sup>157</sup> Werte unserer Heimat, Band 16, Die südöstliche Oberlausitz mit dem Zittauer Gebirge, Akademie-Verlag Berlin, 1971

<sup>158</sup> Johannes Renatus, Allerlee aus der Oberlausitz, Emil Hübner Verlag, Bautzen, 1895

epischer Breite. „Zu Zittau in der Stadt lebte ein Franziskanermönch, Laurentius mit Namen; der war so dumm, wie es selbst die damaligen Polizeiorgane nicht verlangten. Indessen besaß er die vorzügliche Eigenschaft des feinsten Biergeschmacks, den es auf der Welt gegeben hat; darum er denn vom Abte hoch geschätzt ward. Laurentius besuchte die Malzböden der Klosterbrauerei jeden Tag dreimal, schöpfte mit einem Becher von Rosenholz Malzkörner und kostete dieselben. Sobald er sie für gut befand, durften sie in die Braupfanne geschüttet werden. Also geschah, dass das Klosterbier das beste in der Stadt ward und solch einen guten Ruf um sich verbreitete, das selbst Görlitzer Bürger dessen beehrten. Das sollte aber mit der Zeit gar verhängnisvoll werden.“

Bruder Laurentius sei übrigens von einem auf das Biergeheimnis lüsternen Brauknecht ermordet und als Leiche in einem Braukessel schwimmend aufgefunden worden. Das Geheimnis hatte der Tote wohl bewahrt, denn in den Jahren darauf ist das Bier immer schlechter wie zu des Laurentii Zeiten gewesen.

Doch weiter mit Renatus: „Schon seit langen Zeiten waren die Zittauer der Ansicht: Selber essen macht fett, daher sie denn nicht duldeten, dass fremde Biere – mit alleiniger Ausnahme des Oybiner Klosterbräu's – im Gebiete der Stadt verkauft wurden. Wenn nun auch die Schwesterstadt Görlitz in ganz gleicher Weise auf sich hielt, so konnte sie doch nicht ganz verhüten, dass das vorzügliche Zittauer Bier als offener Handelsartikel importiert wurde. Darob entsetzten sich die Görlitzer und wehrten der weiteren Einfuhr des Zittauischen Gerstensaftes. Das wiederum nahmen die Zittauer übel und regten sich, solche Abwehr abzuwehren...“

Ein gütlicher Vergleich unter Hinzuziehung von Sachverständigen aus Budussin, Lauban, Löbau und Kamenz sollte versucht werden. Nach Renatus war das Ergebnis gerade so gewesen wie im neunzehnten Jahrhundert, allwo dereinst fünf Techniker in einer Prozessverhandlung auch fünf verschiedene Gutachten abgaben, so dass der leitende Jurist großen Respekt vor der Technik und deren Vertretern erhalten musste.

„Der Streit der gütlich Verhandelnden ging in Zank über, der Zank in Schimpfereien, also, dass die Budussiner den Schmeichelnamen Träbersäcke erhielten, die Görlitzer zu Wendehüten ernannt wurden, die Zittauer zu Kühtreibern, die Laubaner zu Zwiebelfressern, und die Löbauer zu Krautmahlern. Nur die Kamenzer gingen frei aus; haben aber anno 1620 auch ihr Fett gekriegt...[„Sie haben's gerochen, wer siegt!“], soll Sachsens Kurfürst Johann Georg I. ausgerufen haben, als sich die Kamenzer rechtzeitig auf die Seite des Kurfürsten schlugen, der für den Kaiser die Lausitz eroberte. Seitdem tragen sie den Spitznamen „Kamenzer Nasen“.<sup>159</sup>]... Es kam zu Nichts. Nunmehr halfen sich die Zittauer selbst.

---

<sup>159</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 10 vom 10.1.1860



Als die Thurmuh die zehnte Stunde des 3. Juni des Jahres 1463 verkündet hatte, versammelten sich die Zittauer nebst Mitgliedern der Ritterschaft zu gemeinsamen Berathungen. Man beschloß noch selbigen Tages: Sich der Görlitzer Abwehren nicht gefallen zu lassen...Weil nun die Zittauer Jahre hindurch immer wieder ihr Bier in Görlitz einschmuggelten, klagte diese Stadt ao 1489 beim Kaiser Matthias über ihren Schaden, worauf am 11. December selben Jahres der Monarch von Ofen aus verordnete:

Nach Gelegenheit der Sachen »dass hinführo niemand fremdes Bier zu schänken, 1½ Meilen zu rings um Görlitz zu rechnen, führen sollte. Widrigenfalls möchten Die von Görlitz dieselbigen Verbrecher nach Gelegenheit der Sachen strafen und das Bier wegnehmen.« Junge Görlitzer machten sich auf, ermittelten des zittauer Bierschanks verdächtige Orte und zerschlugen die Gefäße..

Freilich beschwerten sich nun wieder die Zittauer, also, dass König Wladislaw ao. 1490 den Görlitzern befahl in »Ansehung der Bierfuhren Unfreundliches nicht vorzunehmen«. Andernteils verkündete der Landvogt, Sigismund von Wartenberg, den Görlitzern, »er habe den Zittauern befohlen, die Sache ruhen zu lassen«.

Weil nun aber diese sich nicht daran kehrten, vor wie nach in alter Weise verfuhrten und selbst mit bewaffneter Hand die Überfälle der Görlitzer auf deren Gebiet abwehrten, so beschwerte sich abermals Görlitz, also, dass Wladislaw nunmehr den Zittauern befahl: »Sich nicht weiter an den Görlitzern zu vergreifen und solche Fehde von Stund an abzustellen«. Dieser Befehl war aber bei den Zittauern in den Wind gesprochen. Sie trieben's ärger denn zuvor.

Im Görlitzer Gebiete waren Alle einig im Kampfe wider die gottlosen Biereinfuhren. Nur eine Ausnahme kam vor. Der Pfarrer Böhm, deß Dorf zu Görlitz gehörte, hatte sich jedes Patriotismus oder Urbitismus dermaßen entschlagen, dass er Zittauer Bier kommen ließ und verkaufte. Der Magistrat machte kein Federlesens und trieb ihn aus dem Amt. Böhm beschwerte sich zwar bei dem Papste, und dieser gab dem Pfarrer Recht. Aber was machten sich die Görlitzer daraus! Ihr Zorn schwoll von Neuem immer mehr an. Als nun die Kunde kam, die Zittauer seien wiederum mit großen Bierfuhren unterwegs, da ließ sich die Kampfeslust nicht mehr halten. Über Hirschfelde an der Neiße gelangte der Troß an eine Stelle zwischen hier und Ostritz im Ostritzer Gehölz, die man gemeiniglich den »Läusehügel« nannte. Hier erwarteten die Bierbeförderer die Nacht, unter deren Schutz alsdann weiter gedrunken werden sollte.

Die Görlitzer hatten nunmehr leichtes Spiel. Eine Schar wohlbewaffneter junger Bürger schlich sich nach dem Läusehügel und begann hier einen grimmen Kampf. Hei, wie sausten da die Hiebe nieder! Wie spällten da die zerhauenen Fassreifen und Fassdauben! Die alten Götter selbst nahmen Theil wie vor Troja; So gab es ein entsetzliches – nicht Blut – sondern Bier-Bad, denn des edlen Saftes der in Strömen auf die Erde floß, wollt es schier kein Ende nehmen, also,

dass allda ein Weiher entstand, den man noch in jetzigen Gezeiten die »Bierpfütze« nennt. –

Am Morgen des folgenden Tages gelangte die Kunde von dieser Gräuelthat alsbald gen Zittau. Die ganze Stadt war empört. Wuthschnaubend verlangten die Bürger einen Rachekrieg, und der Rath trat zusammen. Einhellig beschloß man, den Görlitzern einen Absagebrief zu senden. Der ward allsogleich formuliert und vom Bürgermeister laut vorgelesen:

»Derer von der Sitta an die Görlitzer Absagebrief. Wir, Bürgermeister, Rathmanne und ganze Gemeine der Stadt Zittaw entbitten und thun kund euch: Nachdem ihr über Geboth und Verboth Königlicher Majestät, unser allergnädigsten Herrschaft, auch über mannigfaltig gleiche unserer In bittunge, unser gebrawen Bier, zu merklichen unsern Schaden unerkannt aus eigener Torst, mit frevelicher gewappneter Hand, nehmet und mehrmalen torstighen genommen habt, dass wir um solches Uebels und bösen Muthwillen, wie vor geschrieben, unerfolget alles Rechten, und bewahrt aller Ehren von Euch uns geschehen, euer Feind, das wir lieber vertragen wären, sein wollen und wo wir wissen, können und mögen, zu Tag und Nacht, euch und alle den euern, am Leibe und Gute, Schaden wieder zugezügen, wollen wir unsere Ehre damitte vor uns, unser Helffer und Helffers Helffer, wie noth ist, vollkömmllich bewahrt haben, mit Unterschrift des Brieves versiegelt mit unser Stadt Innsiegel. 1496. « Nunmehr begann ein neuer Kampfeszug. Die Zittauer drangen ins Görlitzische gen Teutsch- und Wendisch-Oßig usw., und raubten dort Kühe, Pferde, Kälber, Schweine und Schafe; tödteten auch etliches dieses unschuldigen Gethiers, also, dass es diesmal wirkliches Blutvergießen setzte. Als sich die streibaren Mannen darauf gen Heidersdorf und Linde zu gleichen Theilen wandten, hatten die Görlitzer das Nachsehen.

Hierauf klagten die Görlitzer abermal beim König Wladislaw. Der ließ endlich etliche der Zittauer gefangen setzen und die Stadt eine Buße von 300 rheinischen Gulden an Görlitz zahlen. Dies ward eher überwunden. Daß aber der Papst Alexander auf die Klage des Wendisch-Oßiger Pfarrers gegen die Zittauer eine Bulle ergehen ließ, das war fürchterlich, also, dass die armen Zittauer nunmehr ihren Schmerz durch eigenen Genuß des eigenen Bieres zu betäuben suchten.“

Ein mindestens sieben Jahre währender „Krieg“ war beendet. Blut war kaum geflossen, das der requirierten Tiere ausgenommen, die aber ohnehin zum Blutlassen bestimmt waren. Schwerwiegenden und dauernden Erfolg hatte keine der Parteien. Nur läutete man seitdem in Zittau allabendlich um 9 Uhr die sogenannte Bierglocke. Wer, unabhängig von Rang und Namen, nach dieser Zeit von den Circulmeistern in Bier- oder Schankhäusern noch angetroffen wurde, musste zwölf gute Groschen, der Wirt sogar ein neues Schock Strafe bezahlen.

Die Zittauer, so jedenfalls <sup>160</sup>, wollten die 300 Gulden Wiedergutmachung für ihren Vandalismus nicht zahlen und drohten, aus dem Sechsstädtebund auszuscheiden. Dieser, eigentlich zum Schutz gegen die Willkür des Adels und zur Erhaltung des Friedens in der Oberlausitz 1346 gegründet, sprang nun, von Zittau sozusagen erpresst, ein. Die Städte Löbau, Kamenz, Bautzen und Lauban, als die bestellten Gutachter im Bierstreit, bezahlten die Schulden. Dem Frieden in der Region haben sie damit freilich nicht dienen können.

Als die Sechsstädte im Schmalkaldischen Kriege 1547 dem böhmischen König Ferdinand gegen den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich angeblich nicht rechtzeitig ihr Truppenkontingent zur Verfügung stellten, verfielen sie der Strafe des Königs, dem sog. „Pönfall“. Alle Privilegien fielen an den König zurück und von jedem verbrauchten Scheffel Görlitzer Maßes musste ihm eine Biergeld bezahlt werden.

Freilich folgte bald eine Restitutionsurkunde, die den Städten einige ihrer Privilegien zurückgab. Görlitz erhielt so das Privileg des Waidhandels, Löbau den Bierzwang sowie Zittau den Meilenzwang zurück. <sup>161</sup>

Im „Klosterstübl“ zu Zittau, zu DDR-Zeiten wegen des besten Sauerbratens mit Klößen bekannt, erinnerte ein Schnitzwerk mit darunter stehenden, für Uneingeweihte schwerverständlichen, Spruch an den Bierkrieg mit Görlitz, wohl das nachhaltigste Ereignis der Zittauer Geschichte. Er lautete:

Die Sitter haben sich ritterlich gewert,  
die gerlitzer haben dem Landvogt die Stiffeln geschmert.  
1491.

Löbau fiel während der Hussitenkriege durch einen gedungenen Brauknecht namens Heinrich Zacher in Schutt und Asche, sein Wiederaufbau vollzog sich danach nur langsam. Immerhin zeigt ein Plan des Stadtkernes von 1773 mit der Reihenfolge der steuerpflichtigen Hausgrundstücke von 1608 ein vorderes und ein hinteres Malzhaus sowie ein oberes und hinteres Brauhaus. <sup>162</sup>

Wie andernorts haben die Löbauer Bürger nachdrücklich, ja rücksichtslos, auf dem Recht der Bannmeile und dem Bierzwang bestanden. 1500 gab es 106 Bierhöfe in der Stadt und oft genug zogen die mit gewappneter Macht in die Dörfer der Bannmeile und zerschlugen die Fässer mit fremden Bieren und legten die Dorfhandwerker in den Stock. Manchmal ereilte sie dafür auch die gerechte Strafe. So 1537 als sie nachts in Kittlitz einfielen, dafür 1000 Taler Strafe zahlen mussten und um diese aufzubringen das Dorf Georgewitz verpfänden mussten. <sup>163</sup>

---

<sup>160</sup> Sächsische Zeitung vom 15.1.1993

<sup>161</sup> Volker Ruhland, Zur Gründung des Oberlausitzer Sechsstädtebundes, Sächsische Heimatblätter 1996, Heft 5

<sup>162</sup> René Freund, Kloster und Kirche des Franziskanerordens in Löbau, Sächsische Heimatblätter 1996, Heft 3

<sup>163</sup> Neue Sächsische Kirchengalerie, Diözese Löbau, Verlag von Arwed Strauch, Leipzig 1908

Auf die Braugerechtsame der Oberlausitzer Städte, jahrhundertlang eine wesentliche Quelle ihres Reichtums, aber auch steten Haders und Unfriedens, wird in <sup>164</sup> verwiesen.

„Streit ums Oberlausitzer Bier“ setzten diejenigen Handwerker, die vom Bierbrauen ausgeschlossen und neidisch auf die Besitzer der zahlreichen alten Bierhöfe waren, der Adel, die sich nicht an die verbrieften Rechte der Städte hielt und seine Biere oft innerhalb der städtischen Gebiete abzusetzen versuchte, aber auch die Städte untereinander, deren Interessengebiete sich vielfach überschnitten. Beispiele dafür sind die Fehde Görlitz/Zittau 1490, Löbau/Kittlitz ab 1506 und ein 30 Jahre währender Bierkrieg um den Ausschank Löbauer Bieres in Walddorf am Kottmar unmittelbar nach dem unseligen Dreißigjährigen Kriege.

Der Argwohn des die Sechsstädte dominierenden Görlitz richtete sich gegen Endes des 15. Jahrhunderts berechtigt auch gegen Kamenz, das mit dem Einlegen seiner schmackhaften Biere beim Kretzschmar in Horka gegen Görlitzer Interessen verstieß. Der Gastwirt wurde deshalb 1490 seiner Biervorräte beraubt und wochenlang ins Görlitzer Gefängnis gesetzt.

Dieser Vorfall wird in <sup>165</sup> zum Anlaß genommen, auf das schon lange zuvor in hoher Blüte stehende Kamenzer Brauwesen hinzuweisen. Man unterschied schon damals in Kamenz „großbierichte“ brauberechtigte Häuser, die 5 oder 6 Biere, jedes ungefähr zu 40 hl, und „kleinbierichte“, die bis zu 4 Biere im Jahr einbrauen durften. Beim Reiheschank wurde abwechselnd eine Woche Lagerbier in einem Haus und drei Wochen lang Einfachbier in zwei anderen Häusern ausgeschänkt. Der Einfach-Reiheschank war auch zum Verkauf von Bierhefe berechtigt, der gesondert angezeigt werden musste. Der Lagerbier-Reiheschank wurde auf Drängen der Gastwirte um 1860 aufgelöst, der Reiheschank ging gegen 1890 von selbst ein. Eine Kamenzer Braukommun als GmbH erzielte im Geschäftsjahr 1913/14 das erste Mal einen Ausstoß von mehr als 20.000 hl, hatte nach nicht unbeträchtlichen Abschreibungen einen beachtlichen Reingewinn, von dem dann 10% Dividende zur Ausschüttung gelangten.<sup>166</sup> Dem Infanterieregiment Nr. 178 stiftete die Kommun 1915 sogar einen Transport Bier, der zur Front abging, ein Beweis von Reichs- und Königstreue, den sich nicht jede Brauerei leisten konnte.<sup>167</sup> Als sich 1923 eine Fusion mit der Brauerei zum Felsenkeller Dresden infolge Widerstandes der Mehrheit der Kommun zerschlug, beschloß man einstimmig die Umwandlung der GmbH in eine Aktiengesellschaft.<sup>168</sup>

---

<sup>164</sup> Radeberger Zeitung, Nr.171 vom 24.7.1942

<sup>165</sup> Festschrift zum 25-jährigen Bestehen der Brauerei Kamenz 1927

<sup>166</sup> Radeberger Zeitung, Nr.29 vom 5.2.1915

<sup>167</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 33 vom 10.2.1915

<sup>168</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr.45 vom 22.2.1923

Die oberlausitzer Stadt Ostritz, eine deutsche Städtegründung um 1230, erhielt nach <sup>169</sup> am 16.9.1355, im Jahr seiner Kaiserkrönung, von Karl IV. eine Bestätigung aller von früheren böhmischen Königen verliehenen Privilegien, darunter auch das des Bierbrauens und des Verkaufs von Brot und Salz.

Julius Rolle widmet in <sup>170</sup> den brauberechtigten Bürgern Ostritz, die sich zunfthmßig zu einer „ dem Braurbar zugetanen Bürgerschaft“ zusammengeschlossen hatten, ein ganzes Kapitel, damit wohl andeutend, welche Bedeutung gerade dieses Gewerbe für Ostritz hatte.

Die Bierhöfe, auf denen die Braugerechtigkeit lag, ließen im Malzhaus, auch Bräuhaus genannt, das Bier brauen, das ihnen nach einem bestimmten Schlüssel zugeteilt wurde und das sie aus ihrer Wohnstube heraus verkaufen konnten. Den Sechsstädten Görlitz, Bautzen, Zittau, Kamenz, Löbau und Lauban war Ostritz ein Dorn im Auge, „dass sie ihnen in die statrechte griffen durch bierbrauen“.

Die Biersteuer hatten die Ostritzer an das Kloster St. Marienthal abzuführen, das nach dem Dreißigjährigen Kriege und dem großen Stadtbrand 1661, bei dem 38 Bierhöfe und das Malzhaus abbrannten, den Bürgern zwar das Brauen weiterhin gestattete, sich aber vorbehielt, „zu mindern, zu mehren oder gar abzuschaffen.“

Ein langwieriger Prozeß mit dem Kloster kostete Ostritz 1200 Reichstaler. Den Verkauf Ostritzer Bieres auf umliegende Dörfer, sogenannte „Bierzüge“, wollte das Kloster durchaus nicht zulassen. Seit Menschengedenken hätten diese das Bier aus dem Kloster bezogen und von einer Zwangsgerechtigkeit, wie sie die Ostritzer wünschten, sei im Privileg von 1357 nichts erwähnt. Erst durch Vermittlung des Kurfürsten Johann Georg II., des Oberamtes in Bautzen und des Kaisers Leopold II. kam es 1671 zu einem Vergleich: Ostritz durfte auf die Dörfer verkaufen.

1705, mit Einführung der „Accise“, kam das Brauen in Ostritz unter landesherrliche Kontrolle. 1814 gab sich die „Bürgerschaft des Braurechts“ ein neues Statut, das unter anderem auch Strafen für unzeitgemäßen Bierausschank und unsachgemäße Herstellung festlegte. Unter Strafe war gestellt das Ausschanken „dicken oder warmen“ Bieres zwischen Martini (12.Nov.) und Walpurgis (1.Mai) sowie das Abweichen von Guß und Schüttung (ein Gebräu aus 20 Scheffel Gerste und 20 Pfund Auschaer Hopfen durfte höchstens 14 Viertel Bier bringen).

1839 wurde dann der Bierzwang aufgehoben und 1847 schließen die Manuale der brauberechtigten Bürgerschaft. „Die Einfuhr fremder Biere, insbesondere der bayrischen, und die Kapitalmacht der großen Brauereien in Zittau und Görlitz versetzten dem heimischen Gewerbe den Todesstoß. Viele Leute waren mit dem einfachen Schankbier nicht mehr zufrieden und tranken lieber das stärker eingebraute helle Böhmisch oder das dunkle Bayrisch.“

---

<sup>169</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 12. Band, 1891

<sup>170</sup> Heimatbuch der Stadt Ostritz, Ostritz-Dresden

Überhaupt begann in der Oberlausitz erst mit dem Prozeß der Bauernbefreiung – im preußischen Teil 1819 und im sächsischen Teil 1832 – eine nennenswerte Industrialisierung des Landes. Die freigesetzten Arbeitskräfte wurden in der ländlichen Kleinindustrie, also in Brauereien, Molkereien, Mühlen, Tabak- und Ziegelfabriken eingesetzt, deren eigentlicher Aufschwung aber so richtig erst nach der Reichsgründung 1871 einsetzte. Je eine Brauerei wurde in Weißwasser, Muskau und Hoyerswerda, 12 im Landkreis Rothenburg betrieben.<sup>171</sup>

Am 1. Dezember 2003 hat das Kloster St. Marienthal in Zittau einen Verkaufsladen eröffnet. Neben verschiedenen Brotsorten und Kuchen bietet man dort auch Klosterlikör und Klosterbier an.<sup>172</sup>

Auch in Bautzen hatte das Bierbrauen eine lange Tradition. Nach Hermann Knothe<sup>173</sup> gab es dort unter den Bürgernamen, die sich von Berufen ableiteten, schon im 13. Jahrhundert einen Petrus brasiator, das ist Brauer. Wie in vielen Städten der Oberlausitz gehörte zu den ältesten Rechten auch das Bierbrauen der Hausbesitzer, auf dem neben der Betriebe der Handwerke ganz besonders das Wohlergehen der Städte beruhte. „Nach und nach ward, um Feuersgefahr zu vermeiden, dies Recht nur auf die grösseren, mit den dazu nöthigen Räumlichkeiten ausgestatteten Häuser beschränkt. In Bautzen belief sich 1532 die Anzahl dieser »Bierhöfe« auf 103. Jeder derselben durfte nur eine bestimmte Anzahl von Bieren im Jahr brauen; damals wurden in Bautzen 759 Bier gebraut. Nach der Anzahl der Biere, die jeder Bierhof zu brauen berechtigt war, wurde er nun auch versteuert, nämlich mit 6 Gr. von jedem. Außerdem hatte man 8 Gr. von jedem Biere als »Wassergeld in des Rathes Kammer« zu entrichten, da das nöthige Wasser mittels kunstreicher Wasserwerke aus der Spree bis zur Höhe der Stadt emporgeführt werden musste.“

Genauer über das Brauurban oder die Braugerechtigkeit Bautzens erfahren wir bei<sup>174</sup>. Danach waren die in jedem Brauhause befindliche kupferne Braupfanne und die Hopfenseihe Eigentum der Stadt, für die der Brauherr einen Zins von jedem Gebräude an die Stadtkämmerei abzuführen hatte. Von den Brauhäusern brachte man dann die Würze in sogenannten „Zuben“ zur Vergärung in die nächstgelegenen Bierhöfe, zum Transport in entferntere Bierhöfe benutzte man Fässer. Von den Bierhöfen wurde dann das fertige Bier zum Verschrotten in die Gasthäuser gebracht oder in Krügen von den brauberechtigten Bürgern abgeholt. Bis 1522 braute man in Bautzen Weißbier, danach Braunbier, das

---

<sup>171</sup> Leszek Belzyt/ H.W. Rutenberg, Die Oberlausitz vom Wiener Kongreß bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, in: Geschichte der Oberlausitz, Leipziger Universitätsverlag 2001

<sup>172</sup> Tag des Herrn vom 14.12.03

<sup>173</sup> Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, 5. Band, 1884

<sup>174</sup> Richard Reymann, Geschichte der Stadt Bautzen, Bautzen, Druck und Verlag von Gebr. Müller, 1902

sogenannte Wurzener Bier, auch Klotzmilch genannt, 1818 erstmals Gerstenweißbier und 1835 das erste Doppel- (Lager-) bier.

Über das Bierbrauen in den Städten der Oberlausitz wissen wir einigermaßen Bescheid. Daß es sich lohnt, dem ländlichen Brauen in diesem Gebiet mehr Aufmerksamkeit zu widmen, kann am Beispiel des Dorfes Camina in unmittelbarer Nachbarschaft Radibors bei Bautzen belegt werden. Das hatte eine, wie man jedenfalls damals meinte, bedeutende Brauerei, die gutes Bier herstellte, das nicht nur in die unmittelbare Umgebung, sondern auch nach Dresden und sogar „in fremde Länder“ versandt wurde.<sup>175</sup>

1843 brannte die Brauerei, in der der Braumeister Witschas (Lehmann) tätig war, samt dem Gasthofe ab. Erst 1853 baute dann der Bürgermeister Nowak beide neu auf. Offensichtlich ging man dabei nicht fachmännisch vor, denn am 2. Mai 1856 brachen zwei Gewölbe zusammen und verschütteten 300 Eimer Doppelbier. 200 Eimer davon konnte man retten und Personenschaden gab es zum Glück nicht.<sup>176</sup>

1859 will Nowak neben der alten eine neue, weit größere Brauerei, errichten, die Doppelbier (Porter-Lagerbier) herstellen sollte und zu der das nötige Kapital über den Verkauf von 2500 Aktien zu je 100 Taler beschafft werden sollte. Im Nu waren 1800 Aktien vergeben, 500 behielt Nowak selbst, sodaß die Hoffnung groß war, die restlichen 700 schnell an den Mann zu bringen. Die Brauerei sollte als Aktienbierbrauerei und Rumfabrik in Camina bei Bautzen firmieren, weil Nowak ein Patent besaß, nach dem aus Biertrebern Rum gebrannt und die verbleibende Schlempe, wie vordem die Treber, als Viehfutter verfüttert werden sollten.<sup>177</sup>

Die Sache funktionierte sogar, wurden doch unter ministerieller Kontrolle aus drei Scheffeln Treber ein Eimer 50%iger Rum hergestellt, der an Güte dem aus Jamaika nicht nachstand und einen Erlös von 40 Talern brachte.<sup>178</sup>

Der Gewinn pro Scheffel Treber, der bisher für 15 Ngr. verkauft wurde, betrug nunmehr 13⅓ Thaler und rechtfertigte das Patent, das das Königliche Ministerium des Innern dem Herrn Peter Noack auf vorläufig fünf Jahre erteilte.<sup>179</sup>

Für die neue Brauerei – 90 Ellen lang und 60 Ellen tief, versehen mit zwei Kelleretagen – waren 25000 Taler veranschlagt, für die zugesellte Brennerei 10000, für eine Dampfmaschine 10000 und für Löhne und Gehälter 16380 Taler, davon 4320 für den Braumeister und seine Genossen.

Selbst in Camina ist das Wissen um seine ehemaligen Brauereien verloren gegangen, wie es auch in den Nachbargemeinden Bornitz und Quoos Brauereien

---

<sup>175</sup> Serbska Nowina (Sorbische Zeitung), 1859

<sup>176</sup> Serbska Nowina vom 17.5.1856

<sup>177</sup> Serbska Nowina vom 26.2.1859

<sup>178</sup> Serbska Nowina, 1859, S.35

<sup>179</sup> Dresdner Nachrichten Nr. 57 vom 26.2.1859

gab, von denen heute niemand mehr redet. Und Nowaks Patent muß einen Haken gehabt haben, dass es trotz seiner Gewinnträchtigkeit von anderen Brauereien nicht genutzt wurde. Eine mögliche Erklärung dafür liefert Braumeister Hollack aus Burkersdorf. Er verweist darauf, dass das für Noack patentierte Verfahren seit vielen Jahren bekannt sei und in der Braukunde des Professors Leuchs zu Nürnberg seinen Niederschlag gefunden habe. Noack habe für seine Versuche unausgewaschene Treber verwendet, und er biete ihm eine Prämie von 200 Thaler, wenn es dem Caminer gelänge, aus 3 Zentnern Treber der Hollackschen Brauerei 2 Eimer 25grädigen Lutter zu ziehen.<sup>180</sup>

Dennoch kam es 1859 zur Gründung einer Aktiengesellschaft, der Sächsischen Rumfabrik Compagnie, deren 5000 Stammaktien zu 10 Thalern auch schnell an den Mann gebracht wurden, zumal man einen jährlichen Gewinn des dreifachen Nominalbetrages, also eine Dividende von 300% versprach.<sup>181</sup> Sofort kamen Zweifel an der Solidität des Unternehmens auf, sodaß sich Herr Noack verbindlich machte, alle Aktien zurückzukaufen und mit seinem beweglichen und unbeweglichen Vermögen zu haften, falls nach Verlauf zweier Jahre nicht eine Dividende von wenigstens 50% gezahlt würde.<sup>182</sup> Auch wurde mit der Produktion, unter Geheimhaltung des Verfahrens, im kleinen Umfang in Dresden, Schäferstraße 28, begonnen.

Das Unternehmen nahm aber tatsächlich schnell ein unrühmliches Ende, nachdem sich dessen Direktor Franke gezwungen sah, eine weitläufige Auslassung des Herrn Peter Noack aus Camina in Nr. 46 des „Dresdner Journal“ „näher und zwar streng wahrheitsgetreu zu beleuchten, und darzuthun, wie derselbe sich in einem wahren Labyrinth von Phantasiegebilde und Illusionen, von Schein und Wirklichkeit, von Wahrheit und Lüge und von Widersprüchen aller Art bewegt.“<sup>183</sup>

Daraufhin kam es in einer stürmischen, unter Polizeibewachung stehenden Generalversammlung, in der „ein zweiter Shakespeare hätte Stoff für seine ernsten Charaktere und ein zweiter Kotzebue Stoff für Lustspiele und zwergfellerschütternde Possen hätte finden können“, zu dem Beschluß, die Gesellschaft aufzulösen und gegen Herrn Peter Noack aus Camina Criminalklage zu erheben.<sup>184</sup> Damit hat aber die Tragikomödie noch kein Ende. Die gegenseitigen Anwürfe gehen ohne Eingreifen der Justizbehörde in den öffentlichen Blättern hin und her und schließlich macht Herr Noack bekannt, dass er vom 1. Mai 1860 ab die „Sächsische Rumfabrik“ wieder eröffnet habe und aus Mitleid mit durch anderen geprellte Aktionäre ihre Aktien zu 50% zurückkaufe.<sup>185</sup> Er hat dann auch den Verkauf frischer Brantweinschlempe

---

<sup>180</sup> Dresdner Nachrichten Nr.99 vom 9.4.1859

<sup>181</sup> Dresdner Nachrichten Nr. 295 vom 22.10.1859

<sup>182</sup> Dresdner Nachrichten Nr. 301 vom 28.10.1859

<sup>183</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 60 vom 29.2.1860

<sup>184</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 71 vom 11.3.1860

<sup>185</sup> Dresdner Nachrichten , Nr. 131 und 132/1860



annonciert <sup>186</sup>, musste sich aber schon kurze Zeit darauf wegen der Belästigungen durch die Treberlagerung rechtfertigen.<sup>187</sup>

Sebnitz, 1423 erstmals urkundlich erwähnt und 1451 beim Anfall an Sachsen Stadt genannt, war bis zum Dreißigjährigen Krieg ein bedeutender Marktflecken. Der Rat kauft 1544 ein Grundstück am Markt und baute darauf ein Rat- und Brauhaus. Es kam dem Rat so teuer zu stehen, dass er 1560 die Braugerechtigkeit verpachtete und danach das ganze Haus zunächst vermietete und 1571 schließlich verkaufte. Kein Ausnahmefall, wie H.-D. Karch meint: „Auch andere Städte verkauften ihre Rathäuser, wenn sie in Geldnot gerieten.“<sup>188</sup> Als die wirtschaftliche Situation besser wurde, haben die Sebnitzer ihr Rathaus zurückgekauft. Bei einem Überfall der Kroaten ist es dann 1633 verbrannt.

1939 haben dann Bürgermeister und Ratsherren einen wichtigen Beschluß gefasst: Da ihr Rathaus den immer mehr steigenden Ansprüchen nicht mehr genügte, es zu einem Neubau aber nicht reichte, sollte das im Stadtzentrum gelegene Brauhaus umgebaut und zu einem Rathaus umgestaltet werden. Ein Kostenvoranschlag sah dafür 225000 Reichsmark für die Bauleistungen vor.<sup>189</sup>

In neuerer Zeit stand das Sebnitzer Brauhaus unterhalb des Finkenberges, der es vom Bahnhof Sebnitz trennte.<sup>190</sup>

Nach B. Hoffmann<sup>191</sup> bildeten 70 brauberechtigte Häuser in Sebnitz eine Braugenossenschaft, die ihre Biere von Fachkräften abbrauen ließ. Das Brau- und Malzhaus dazu befand sich bis 1714, als es von einer Flut weggerissen wurde, in der Langen Straße. Es wurde nicht wieder aufgebaut, stattdessen nutzte man bis zum Stadtbrand 1854 die Kellerräume des Rathauses. 1855 zog man in das neue Brauhaus am Scherbelberg ein, das 1878 an einen Herrn Rohleder zunächst verpachtet und 1889 mit Auflösung der Braugenossenschaft verkauft wurde. Die Brauerei, unter dem Namen Bergschloß firmierend, wurde 1914 Aktienbrauerei und ging 1929 in Liquidation. Philipp Theodor Rohleder musste sich 1907 wegen Wechselfälscherei en gros vor dem Landgericht Bautzen verantworten und wurde trotz Wiedergutmachung des finanziellen Schadens zu 2½ Jahren Gefängnis und Verlust der Ehrenrechte auf drei Jahre verurteilt.<sup>192</sup> Etwa zum gleichen Zeitpunkt wurde wegen gleichen Deliktes übrigens der Besitzer der Brauerei Sörnewitz, Bolle, polizeilich gesucht.<sup>193</sup>

---

<sup>186</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 225 vom 12.8.1860

<sup>187</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 244 vom 31.8.1860

<sup>188</sup> Heinz-Dieter Karch, Die alten Sebnitzer Rathäuser, Sächsische Heimatblätter 1989, Heft 3

<sup>189</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt vom 17.2.1939

<sup>190</sup> Festordnung zum 13. Kreisposaunenfest am 19./20.9.1936

<sup>191</sup> Bernd Hoffmann, Der Bierkenner, 14. Ausgabe, April 2005 (Freundeskreis Brauereigeschichte Dresden/ Ostsachsen e.V.)

<sup>192</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo Nr.215 vom 14.9.1907

<sup>193</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo, Nr.208 und 212 vom 6./11.9.1907

Als im August 1883 in Sebnitz das Elbgausängerfest stattfand, rühmten die Sänger zwar die ausreichenden Quartiere und die zumeist beste Verpflegung, „nur die Bierverhältnisse ließen viel zu wünschen übrig; die in dieser Beziehung sehr verwöhnten Dresdner, Radeberger und andere Sängerschaften konnten sich mit dem dünnen, matten Gerstensaft des Sängerbieres nicht befreunden und wurden darum die schönen Dresdner und das vorzügliche Radeberger Böhmisches-Bier sehr vermisst.“<sup>194</sup>

Über Kommunbauten in den Städten und Marktflecken der Oberlausitz berichten in mehreren Folgen H.-D. und Ursula Karch. Die Zusammenstellung allein der Raumprogramme in den Rathäusern von Bautzen, Görlitz, Löbau, Zittau und Kamenz, bei denen kein Ratskeller fehlt, zeigt die Buntheit des damaligen Lebens in diesen Häusern, bevor die Verwaltung immer mehr Raum für sich beanspruchte.<sup>195</sup>

Weil man früher die Marktplätze sehr großzügig bemaß, konnten sich um ihn herum auf dem teuersten Grund und Boden der Stadt die Gründungsgeschlechter (Lokatoren) ansiedeln. In Görlitz waren das 22 ratsfähige Geschlechter auf ebenfalls 22 Grundstücken rings um den Untermarkt. Dort brauten sie auf ihren Höfen auch Bier und schenkten aus.

Andere der Kommune dienende Profanbauten, mussten meist auf die freie Fläche des Marktes gestellt werden. So entstanden die Salzhäuser, Brot- und Fleischbänke, aber auch die Brauhäuser in Wittichenau und Hirschfelde.<sup>196</sup>

In anderen sächsischen Städten konnte man auf andere Grundstücke ausweichen: so in Kamenz, wo man 1617 mit dem Erhalt der Malzschrotgerechtigkeit ein Malzhaus baute und in Königsbrück. Dort baute man ein Malzhaus (1694 erwähnt) und ein Brauhaus (1847 abgebrannt). Auch die Schlossbrauerei der Standesherrschaft Königsbrück brannte am 20.1.1900 völlig ab. Sie war zu der Zeit im Besitz des Kommerzienrates Naumann aus Dresden und wurde vom Braumeister Hentschel geleitet.<sup>197</sup>

H.-D. und U. Karch erwähnen auch Brau- und Malzhäuser als Kommunalbauten in Pulsnitz und die Kommunbrauerei in Elstra.<sup>198</sup>

Danach gab es in Pulsnitz neben einem Schlossbrauhaus, dessen Braugerechtigkeit sich von den „Schliebenbrüdern“ seit 1523 herleitet, ein oberes und ein niederes Brauhaus. Das niedere gab es seit 1542, um 1800 war es nicht mehr vorhanden. Die Hälfte seiner Einnahmen erhielt die Kirche.

---

<sup>194</sup> Radeberger Zeitung Nr.93 vom 11.8.1883

<sup>195</sup> H.-D. Karch und Ursula Karch, Kommunbauten in den Städten und Marktflecken der Oberlausitz, Sächsische Heimatblätter, 1990, Heft 1

<sup>196</sup> dito, aber Sächsische Heimatblätter 1990, Heft 6

<sup>197</sup> Neues Radeberger Echo, Nr. 10 vom 24.1.1900

<sup>198</sup> dito, aber Sächsische Heimatblätter 1991, Heft 2

Das Oberbrauhaus, zwischen 1523 und 1542 erbaut, brannte beim großen Stadtbrand 1637 mit ab, wurde wieder aufgebaut und nach mehreren Umbauten 1871 abgerissen.

An Malzhäusern gab es in Pulsnitz das sog. Niednersche Malzhaus, ein Privathaus, und ab spätestens 1793 ein größeres städtisches Malzhaus, das nach Umbauten 1844 in der Brauerei aufging (1870).

Mit welcher Ausdauer und Zähigkeit übrigens der Rat und die Bürgerschaft Pulsnitz' an dem landesherrlichen Regal des Brauens und Schenkens festhielten, verdeutlicht eine im Auftrage der Familie Beyer, Besitzer der einstigen Brauerei Bretnig, veranlasste Studie zum Brau- und Schankrecht Bretnigs.<sup>199</sup> Danach ging man noch 1709 gegen das Recht zuerst des Bretniger Lehnrichters und dann der Herrschaft Bretnig vor, obgleich man es seit 1532 formal anerkannt hatte. Erst ein Gutachten der juristischen Fakultät der Universität Wittenberg beendete den von der Stadt Pulsnitz um 1700 heraufbeschworenen Bierkrieg zugunsten Bretnigs.

Weil sich das Braurecht Bretnigs bis zum 3. Juni 1532 zurückverfolgen lässt, wird die Bretniger Brauerei in<sup>200</sup> als eine der ältesten sächsischen Brauereien bezeichnet. Sie, die 1972 rund 20.000 hl Bier pro Jahr erzeugte, wurde 1982 Versandlager für Fremdbiere, 1992 geschlossen und schließlich 2004 als Industriebrache abgebrochen. Weil das Brauereigebäude größtenteils aus Sandstein errichtet wurde, dessen Entsorgung zu schade wäre, hat man die Quader nummeriert und für eine spätere Verwendung eingelagert.<sup>201</sup>

Glücklicherweise hat der Lokalhistoriker Eberhard Gebler die Geschichte der Bretniger Brauerei auf Grund von Aufzeichnungen der Hilde Beyer und Wolfgang Seltmann bis 1992 ergänzt. Das beigelegte Bildmaterial sowie Ansichten und Schnitte erlauben, für die Zukunft mehr zu bewahren als nur reine Erinnerung.<sup>202</sup>

Wegen Verletzung der Braurechte kam es an vielen Orten Sachsens zu Differenzen, die allerdings erst die Nachwelt zu „Bierkriegen“ hochstilisierte. So durften nach dem ab 1665 geltenden Brau- und Schankrecht z. B. die Wermsdorfer ihr Bier nur aus der Wermsdorfer Erbschenke beziehen, bei Biermangel aus Mutzschen. Daran haben sich die Wermsdorfer aber nicht immer gehalten, brauten ihr Bier schwarz oder bezogen es woanders her. Erst 1838, mit der gesetzlich verordneten Freigabe des Bierbezugs für Jedermann, endeten die Streitereien, der über die Jahrhunderte immer wieder aufflackernde „Bierkrieg“.<sup>203</sup>

---

<sup>199</sup> Dr. Löschner, Geschichtlicher Aufriß über Brau- und Schankrecht Bretnig, Pulsnitz, Auftragsarbeit

<sup>200</sup> Radeberger Zeitung Nr. 149 vom 19.6.1942

<sup>201</sup> Sächsische Zeitung vom 25.8.2004

<sup>202</sup> Eberhard Gebler, Die Historie der Brauerei Bretnig von 1938/1992

<sup>203</sup> Oschatzer Allgemeine Zeitung, Extra vom 15.7.2006

In dem kleinen Ort Elstra, seit 1528 Stadt, wurde das Braurecht seit dem 13. Jahrhundert von der Kommune ausgeübt. 114 brauberechtigte Bürgerhäuser ließen in einer Kommunbrauerei der Reihe nach brauen. 1884 leistete man sich einen Neubau, der bis 1912 mehrfach umgebaut wurde. Die Kommunbrauerei ging allerdings mit dem 1. Januar 1909 in den Besitz der Stadtbrauerei Kamenz über.<sup>204</sup>

Nach der Langebrücker Chronik<sup>205</sup> wird noch noch 1904 in Elstra der Reiheschank ausgeübt. Durch Heraushängen eines Holzzeichens wurde der Ausschank einfachen, durch einen Kranz das von Doppelbier, angezeigt.

Wo es die geologischen Verhältnisse zuließen, haben die Städter unter und neben ihren Städten Berg- und Tiefkeller angelegt, deren Verwendungszweck bis heute nicht immer eindeutig geklärt werden konnte. Nach<sup>206</sup> gibt es davon im Osten Deutschlands mehr als 2500 solcher Anlagen. Zu den bekanntesten gehören Glauchau, Zwickau, Gera, Altenburg, Waldenburg, Lommatzsch, Penig und Lichtenstein. Ähnliche Tiefkelleranlagen finden sich auch unter Burgen und Schlössern, in Schloß Lichtenstein, Forderglauchau und anderen, mitunter auch in Form labyrinthartiger Systeme außerhalb der historischen Stadtkerne, so die Peniger Kellerberge oder die Scherberggänge in Glauchau. Nach Ansicht der „FAZ“ brauchte man geeignete Lager „für verderbliche Güter mit konstantem kühlen Klima. In den Tiefkellern schwankten die Temperaturen zwischen acht und zehn Grad, die Luftfeuchtigkeit war relativ hoch. Es ist anzunehmen, dass schon zur Zeit der Stadtgründungen im Spätmittelalter erste Anlagen entstanden, unter anderem für die Bierbrauer. Jeder brauberechtigte Bürger brauchte für die Lagerung des Bieres einen Keller. Zahlreiche auch noch heute gebräuchliche Bezeichnungen in den Ortschaften weisen darauf hin: Kellerhaus, Kellergasse (Waldenburg), Bierbrücke (Chemnitz)... Die Keller wurden bei ihrem Bau nicht als Schutzräume oder Fluchtgänge geplant, doch in Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen wuchs ihnen diese Funktion nicht selten zu.“

In Chemnitz wurde über die noch heute bestehende, allerdings 1869 erneuerte „Bierbrücke“, tatsächlich das Bier transportiert, das in die Bierkeller des Kaßberges eingelagert werden sollte. Nach Kretschmar waren diese Keller „gemauerte Bergstrecken, die mit der Brauerei der starkgehopften schweren Lagerbiere entstanden sind.“<sup>207</sup>

Als sich 1860 zwei Häuser in der Glauchauer Obergasse senkten, hieß es dazu in einem Aufruf des Stadtrates: „Ein ebenso unerwarteter, als harter Unglücksfall hat in diesen Tagen Einige unserer Mitbürger betroffen.

---

<sup>204</sup> Radeberger Zeitung, Nr.273 vom 21.11.1908

<sup>205</sup> Th. Seelig, Chronik von Langebrück, 1898-1904

<sup>206</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.10.1990

<sup>207</sup> Werte unserer Heimat, Band 33, Karl-Marx-Stadt, Akademie-Verlag Berlin, 1979

Höhlungen und unterirdische Gänge, welche unzweifelhaft aus unvordenklicher Zeit stammen, von deren Existenz und Zweck Niemand der Lebenden Kenntniß besaß, sind plötzlich zusammengebrochen und haben dadurch die Zerstörung der beiden darüber befindlichen Wohn- und sonstigen Gebäude herbeigeführt.“ Als sich 1910 ähnliches, nur mit geringeren Folgen wiederum in Glauchau wiederholte, stellte man nur fest, dass „da wieder einmal einer der vielen unterirdischen Gänge eingestürzt sei, mit denen mehrere Städte der Gegend...fast völlig unterminiert sind und von denen sich manche viele Kilometer weit verborgen durch das Land hinziehen. Denn von vielen ist die Ausdehnung und die Richtung ebenso unbekannt wie der Zweck, dem sie früher dienten.“

Eine ungefähre Vorstellung von den Folgen solcher Tiefkellerverbrüche vermittelt G. Skibinski in <sup>208</sup>. (Foto)

In Lichtenstein hatten es sich schon 1903 einige Herren zur Aufgabe gemacht, die zahlreichen Gänge unter der Stadt, die bis Bernsdorf, ja sogar bis Hartenstein und Glauchau führten, teilweise aber verschüttet oder zugemauert waren, zu vermessen und mit dem Plan dieser Bauwerke die fast vergessenen Spuren des grauen Mittelalters wieder in Erinnerung zu bringen.<sup>209</sup>

Dr. Siegfried Börtitz hat in <sup>210</sup> unter der Überschrift „Unsichtbare Gefahren im Baugrund“ auf diese Kellergänge, die unterschiedlich als Keller, tiefster oder unterster Keller, Höhler, Höler, Kellerstrecken, Tiefkeller, gangförmige Keller o.ä. bezeichnet werden, hingewiesen, ihre Gefahren benannt, aber sich aus der Diskussion um den eigentlichen Zweck dieser Bauwerke herausgehalten. Eines sei sicher: es handele sich nicht um bergbauliche Objekte.

Später, in <sup>211</sup>, betont Börtitz noch einmal, dass sowohl bergbauliche als auch Gründe der Wehrhaftigkeit von der Hand zu weisen sind. Mit großer Wahrscheinlichkeit waren die Kelleranlagen Wirtschaftskeller. Für eine solche Nutzung liegen auch die meisten schriftlichen Nachrichten vor. Danach wusste man schon von alters her die gleichmäßige und verhältnismäßig niedere Temperatur von Kellern zu schätzen und hat sie deshalb zum Lagern von Bier, Wein und anderen leicht verderblichen Lebensmitteln genutzt. Von daher versteht sich auch, dass die Begriffe Keller, Bergkeller, auch Felsenkeller oder Höhler häufig mit den Brauberechtigungen genannt werden. In Lichtenstein müsse deshalb: „in früheren Zeiten, nach denen, in und außer der Stadt befindlichen Felsenkellern zu urtheilen, die Brauerei sehr stark betrieben worden seyn...“

---

<sup>208</sup> Der Heimatbote, Nr.12, 1998

<sup>209</sup> Radeberger Zeitung Nr.70 vom 26.3.1903

<sup>210</sup> Sächsische Heimatblätter 1962, Heft 3

<sup>211</sup> Siegfried Börtitz, Rätselhafte Höhlungen unter Glauchaus Häusern, Sächsische Heimatblätter, H.2, 1968

Weil der Bau von Bergkellern in Eilenburg, Penig und anderen Städten ins erste Viertel des 16. Jahrhunderts fällt, meint man, dass die Umstellung vom sofort zum Verbrauch bestimmten Dünnbier zum länger haltbaren Lagerbier für das Anlegen der Bergkeller verantwortlich sei. Diese Ansicht wird gestützt auch durch die Eilenburgische Chronica von 1696, nach der in Eilenburg der erste Bergkeller 1525 errichtet wurde und seitdem das bis dahin wenig geachtete Eilenburger Bier das Naumburger-Torgauisch und Belgerisch Bier verdrängen konnte, da es „sonderlich im Sommer wegen der guten und frischen Bergkeller, darinnen es durch Hülffe des guten Hopfens eine lange Zeit gut, rein und frisch bleibt, wenn sonst fast alle anderen Biere nach Pfingsten und Johannis matt und wandelbar zu werden beginnen, also dass es auch noch um Laurentii und Barcholomäi, ja oft biß auff Michaelis und länger tauerhafftig verbleibet.“<sup>212</sup>

Ähnlich geformte Keller hat es aber schon früher unter den Häusern der Städte gegeben. Das Stadtbuch von Penig erwähnt schon 1439, daß die unter den Häusern der Innenstadt liegenden Keller, „ihrer substans und natur nach frisch und küle [sein], dorin man sommerzeit das bier legt und behellt, welches do edel und kestlich thut bleiben...“

1487 ist auch in Gera vom „Höhlerbier“ die Rede und bis 1833 wurde dort Höhlerbier die Kanne um einen Pfennig teurer verkauft. Höhler waren demnach hochwertigere Keller.

Valentin Lossius schreibt in seiner 1629 gedruckten Chronik Lommatzsch': „...Die Stadt braut auch ein sehr gut und gesund Bier und ist zu verwundern, dass fast alle Bürger Keller haben, so in frischen Lehm geschnitten und darin kein Stein gebraucht worden (als allein zu den Kellerhälsen). Daher Sommers Zeiten und in heißesten Sommertagen das Bier und Getränke dermaßen frisch, dass es an die Zähne kältet und nicht leicht wandelbar wird...“<sup>213</sup>.

Lommatzsch erhielt sein „Bierprivileg“ 1540. Damit lagen 47 Orte innerhalb der Biermeile und unterlagen dem Lommatzscher Bierzwang. 1697 zählte Lommatzsch 236 bewohnte und 52 unbewohnte Häuser sowie 771 Einwohner, darunter 102 brauende Bürger, die jährlich gegen 1100 Faß Bier brauten. 1836 hatten noch 105 Hausbesitzer das Braurecht und durften jährlich 512½ Biere von Ostern bis Martini brauen. Nach <sup>214</sup> umfasste „ein Bier den Aufguß auf 26 Scheffel Malz: neun Fässer zu je etwa 393 Liter. Auf einigen Grundstücken am Markt durften über 10 derartige Biere gebraut werden, in der Vogtei sogar 16, also 144 Fässer bzw. 566 Hektoliter. Obwohl das Bierbrauen in Lommatzsch schon im Jahre 1330 bezeugt ist, trat erst um 1510 das Lagerbier an Stelle des leicht verderblichen Dünnbieres. Die Mehrzahl der Gangkeller entstand um diese Zeit.“ Von Lommatzsch sind auch Arbeitsunfälle bekannt. So fielen 1664,

---

<sup>212</sup> Der Sorbenturm, Eilenburger Lesebuch, Band 2, 2005

<sup>213</sup> S.Börtitz u. H. Grund, Die mittelalterlichen Keller im Stadtgebiet von Lommatzsch, Sächsische Heimatblätter 1972, Heft 3

<sup>214</sup> Der Heimatbote 1998, Nr. 13, ISSN 1431-6064

1727 und 1628 Personen in den heißen Bottich und 1675 erstickte ein Bürger durch Gärungskohlendioxid.

Auch die „Brau-Ordnung zu Glauchau“ von 1657 und die spätere „Maltz-, Brau- und Schenk- Ordnung“ von 1717 sprechen von Kellern: „Es soll auch keinem sein Bier in anderer Leute Häusern, noch auch in seinem eigenen Berck Kellern zu verzapffen nachgelassen werden, und do iemand dorüber betreten würde, der oll iedesmahls ein gut Schock Straffe legen.“ Weiter: „Ob mann wohl die Zeit so genau und eigentlich nicht wissen noch schätzen kann, wenn der Anfang mit dem Brauen zu machen, so sollen doch, wann vermercket wird, dass nicht viel Vorrath an Bier mehr vorhanden, in der Stadt etliche Rathspersonen, nebst Zweyen Viertelsmeistern, und in der Vorstadt etliche Gerichts-Personen zusamt ihren Viertelsmeistern in Zeiten umb her gehen, die Keller in fleiß besichtigen, und die Bürger bey ihren pflichten befragen, was nochmals ein ieder an unverkauften Bier in Vorrath...“ und „Bierschencken in denen Kellern ist verbothen. Diejenigen, welche keine tüchtigen Keller haben, sollen entweder andere, so sich's thun lassen will, bauen lassen, oder mögen andere miethen, das Bier dahinein zulegen und daraus zu verschroten, iedoch das Bier nirgends anders, als in ihren Wohnhäusern auszapfen.“ Übrigens gab es 1739 in Glauchau 169 brauberechtigte Häuser, die zusammen 481,5 Gebräude oder 18855 Hektoliter Bier brauen durften.

Nach <sup>215</sup> werden die labyrinthartig verlaufenden kilometerlangen Gänge unter der Stadt Glauchau als Mysterium oder als Geheimnis der Unterwelt bezeichnet. Der dortige Museologe ist sich ziemlich sicher, dass die Gänge hauptsächlich Sicherheitszwecken gedient haben. „Das Gangsystem am Schloß ist etwa 13 bis 14 Meter tief. Um Kartoffeln kühl zu lagern, muß man nicht so tief graben.“ Diese These wird vor allem dadurch gestützt, dass unter den eigentlichen Kellern der Häuser weitere Gänge, bis zu vierfach kreuz und quer, über- und untereinander und durch spiralförmige Treppen miteinander verbunden, verlaufen. Eine Nutzung des Gangsystems für gastronomische Zwecke, etwa wie die Keller des Chemnitzer Kaßbergs – angelegt wegen des Bierkrieges im Mittelalter - sei zwar auch in Glauchau technisch möglich, aber für die Stadt zu teuer.

Unter dem Titel „Hinter einem Gittertor beginnt die „Unterwelt“ wird das Gangsystem von Zeitz vorgestellt<sup>216</sup>, durch dessen erstes rekonstruiertes Teilstück man in fünfzig Minuten bequem laufen könne. Das Gangsystem, das man auf eine Länge von neun Kilometer schätzt, soll in Art, Anlage und Erhaltung einmalig sein. Den Vertretern der Fluchthypothese, die das Gangsystem, das schon im 14. und 15. Jahrhundert begonnen wurde, als

---

<sup>215</sup> Sächsische Zeitung vom 19./20.04.2003

<sup>216</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.6.1992

Fluchtmöglichkeit in Zeiten des Krieges sehen wollen, halten andere entgegen, daß „der Bau der Gänge ohne Zweifel mit der Ernährung und den Verdienstmöglichkeiten im Mittelalter zusammenhinge. Die Temperatur zwischen neun und zwölf Grad habe sich für das Ausgären und Lagern von Bier, dem allgemeinen Volksnahrungsmittel im Mittelalter, besonders gut geeignet. Zudem seien noch andere Nahrungsmittel und Wein in den kühlen Gängen vor dem Verderb geschützt worden. Das Getränk diene zur Zubereitung der im Mittelalter beliebten Biersuppen, die oft dreimal am Tage gegessen wurden. Die Rezepte sind zwar nicht genau überliefert, aber es wird vermutet, dass zu dem Bier Mehl gemischt und ein Ei hineingeschlagen wurde. Dazu wurde in die Suppe wahrscheinlich noch Brot gebrockt. Erst als die Brauer zunehmend auswärtiger Konkurrenz ausgesetzt waren und sich die Kartoffel als Nahrungsmittel durchsetzte, hätten die Gänge allmählich ihre Nutzfunktion verloren und seien in Vergessenheit geraten.“

Das Zeitzer Gangsystem war zu DDR-Zeiten in die Schlagzeilen geraten, als die örtlichen Staatsorgane mutmaßten, die Gänge könnten durch subversible Elemente zu Anschlägen auf die Arbeiter- und Bauernmacht genutzt werden und deshalb die Arbeiten unter der Brauhausstraße zur Freilegung weiterer Gänge untersagten.

Seit 1990 gibt es nun eine Interessengemeinschaft „Unterirdisches Zeitz“ e.V. , die in einem Werbeprospekt für das in „Umfang, Ausdehnung, Erhaltungszustand und ästhetisch-emotionaler Wirkung einzigartige“ Kellersystem wirbt und eine „Führungsstrecke“ ausgebaut hat, die sie ständig erweitern will.<sup>217</sup>

Aus einem „Flyer“ erfahren wir auch etwas über das Bierbrauen in Zeitz, das bis 1815 zu Sachsen gehörte. Danach hätten die Zeitzer vor 1676 zwischen Mariä Geburt (8. September) und Walpurgis (1. Mai) und danach zwischen 1. Oktober und Mitte April in extra dafür eingerichteten Brauhäusern gebraut, von denen dann das Jungbier in Holzgefäßen in die brauberechtigten Häuser, von dort in die zuggeschützten, feuchten und kalten Keller zum Reifen gebracht wurde. Zur Blütezeit des Zeitzer Brauwesens im 15. und 16. Jahrhundert habe man bei einer geschätzten Zahl von 1800 Einwohnern 330 Gebräude hergestellt. Gehe man vom Geraer Gebräude aus, dessen Literzahl im Gegensatz zu Zeitz bekannt sei, wären 1558 in Zeitz 1.292.280 Liter Bier erzeugt worden, rund 718 Liter pro Einwohner.

Im 17. und 18. Jahrhundert sei dann die Produktion infolge Einführung fremder Bier immer mehr zurückgegangen, bis 1885 die Brauerei Oettler nach modernen Verfahren und großem Maßstab das Bierbrauen zentralisierte.

In der Zwischenzeit haben seit der Eröffnung der Keller immerhin 230000 Besucher dieser etwas am Rande gelegenen, ehemaligen Bischofs- und Herzogsstadt auch die unterirdischen Keller erkundet. Aber selbst das

---

<sup>217</sup> Rudolf Drößler, Das unterirdische Zeitz, Werbeprospekt der Interessengemeinschaft



„Grottenbräu“, das man heute wieder anbieten kann, wird außerhalb Zeitz’, der Stadt, die seit dem 15. Jahrhundert ihre Bannmeile über 33 Dörfer ausdehnen konnte, gebraut.<sup>218</sup>

Hobby-Archäologen haben unter dem über tausend Jahre alten Schloß Lichtenstein einen mühsam in das Rotliegende gehauenen Gang freigelegt, dessen Alter auf gut 500 Jahre geschätzt wird. „Unter spitzgotischen Bogen lagerten einst Unmengen von Bier – die Hälfte der Lichtensteiner besaß damals Braurecht. Über 34 Stufen erreichten die Durstigen auch aus dem Schloßinnern die Vorräte und zugleich den Ersatzbrunnen für Zeiten der Belagerung.“<sup>219</sup>

Das Fremdenverkehrsamt Gera hat jetzt zehn, der mindestens 230 „Höhler“, die den Untergrund der Altstadt wie einen Schweizer Käse durchlöchern, dem Tourismus zugänglich gemacht.<sup>220</sup> Das sind nur 250 Meter des 1935 vermessenen Gangsystems von rund 9 Kilometern, die aber wegen der verwirrenden Wegführung und der vielen Stufen erst einmal bewältigt werden wollen und, da ist man sich in Gera sicher, so einen Teil der heute erloschenen Geraer Brautradition erschließen.

Diese Tradition habe im Mittelalter begonnen, wo Bier „fast“ zu den Grundnahrungsmitteln gehört habe und mit seinem niederen Alkoholgehalt häufig besser als das städtische Wasser gewesen sei. Nachdem das älteste Stadtrecht Geras von 1487 das Brauen und Schenken an ein eigenes Haus gebunden hatte, besaßen im 17. Jahrhundert 99 Häuser der Altstadt und im 19. 221 Häuser das Brau- und Schankrecht, bei 13000 Einwohnern immerhin beachtlich.

Um das für den Hausbedarf und für den Verkauf über die Straße gebraute obergärige Bier lange haltbar zu halten, habe man ab dem 16. Jahrhundert unter den Hauskellern weitere Keller ausgehoben, die nun dauernd eine Lagertemperatur von 9-12 Grad sicherten. Die den Reiheschank anzeigenden Stangen an den Häusern habe der respektlose Volksmund als den Arm Gottes bezeichnet: „Wo der liebe Gott den Arm raussteckt, gibt es Bier“.

R. Naumann<sup>221</sup> hält die in Lommatzsch noch zahlreich vorhandenen unterirdischen Gänge als Reste eines Wehrkellersystems, da eine andere Befestigung Lommatzsch’ nicht nachweisbar ist. Im 14. Jahrhundert erhoben die Burggrafen von Meißen in Lommatzsch Bier-, Brot-, Gewandhaus- und andere Zinsen. Um 1550 erhielt es dann vom Kurfürsten das Privileg der Biermeile und mehrfache Bestätigung der Stadtverfassung. Das einheimische Bier hatte daher wie in anderen Städten eine Monopolstellung; schenkte man es außer dem

---

<sup>218</sup> Gottfried Walsch, Euroscheine direkt unter der Bank, Sächsische Zeitung vom 4.12.2004

<sup>219</sup> Sächsische Zeitung vom 2.3.1992

<sup>220</sup> Sächsische Zeitung vom 11./12.1.2003

<sup>221</sup> R. Naumann, Lommatzsch in Vergangenheit und Gegenwart, Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Band 21, 1932

privilegierten Ratskeller an anderen Stellen innerhalb der Bannmeile aus, wurde es konfisziert. Bierausfälle waren auch hier eine notwendige Abwehrmaßnahme, weil auf der Braunahrung der Bürger zum guten Teil der Wohlstand der Stadt Lommatzsch beruhte.

Während die Zittau-Görlitzer Bierfehde in der Tat kriegerische Züge trug, hatten die Auseinandersetzungen anderer Städte um Brauen und Bierschenken meist den Charakter lokaler Krawalle, beschäftigten wohl den Stadtrat und die Herrschaft, nicht aber Papst und Kaiser. Nicht die Aggressivität, mit der bei den Auseinandersetzungen vorgegangen wurde, machte die Händel bedeutend, sondern die schwierige Klärung der Rechtslage. In den meisten Fällen standen sich nämlich geschriebenes Recht und Gewohnheitsrecht gegenüber und ehe die Gerichte einen Fall klären konnten, gab es genügend weitere Anlässe zu neuen „kriegerischen“ Auseinandersetzungen. So entstand der Eindruck permanenten Streites und unfähiger Justiz.

So auch in Penig, das sich, mit Stadtrechten schon vor 1485 ausgezeichnet, mehrerer Bierkriege rühmt. In <sup>222</sup> liest man dazu:

„Nach deutschem Rechte war in den ältesten Zeiten Hausbrauen und Reiheschank üblich in Dorf und Stadt. In der Regel wurde nach 8 Tagen das Maß und Bierzeichen (Kegel, Schenkvisch, Stange mit Sieb z. B. in Altenburg noch heute) an das nächste brauberechtigte Haus weitergeschickt. Nach und nach finden sich an vielen Orten Gemeindebrauhäuser, wo jeder Einwohner gegen Erlegung des Pfannenzinses mit brauen durfte. Wurde gebraut, so wurde gefragt, wer mit einschütten wolle. Zur Kirmse schüttete vielfach die Jugend zu einem stärkeren Gebräu zusammen. In den letzten Jahrhunderten hatte meist das Rittergut im Orte eine herrschaftliche Brauerei, aus der die Erbhunterthanen ringsum ihr Bier beziehen mussten. Oefter hatte auch der Erb-Kretzschmar (slav. = Schänke wie Kretzschmar-Schenk, Wirth) neben der Schank- auch die Braugerechtigkeit. Beide Rechte besaß an manchen Orten auch der Orts-Richter. Allgemein aber herrschte in den letzten Jahrhunderten der Brauzwang; die Leute waren gezwungen, das Bier aus einer ihnen bestimmten Brauerei zu beziehen. Nur bei nicht »tüchtigem« (saurem) Getränk war es ausnahmsweise erlaubt, das Bier anderweitig zu entnehmen. Aus diesem Brauzwang entstand, wie dies in ähnlicher Weise für alle Handwerker bestand, das sogenannte Meilenrecht. Darnach durfte auf eine Meile im Umkreise nur eine Brauerei sein. Und von dieser musste von den umwohnenden Wirthen und von Jedermann sonst bei Bedarf das Bier entnommen werden. Dies Meilenrecht ruhte vielfach auf städtischen Brauereien. Und die brauberechtigte Bürgerschaft durfte nach altem Herkommen bei Verletzung ihres Meilenrechtes auf die eingezwungenen Dörfer ihres Bezirks mit bewaffneter Hand einen Ausfall machen, fremde Biere dort

---

<sup>222</sup> Schönburgische Geschichtsblätter, 5. Jahrgang 1898/99, E. Kästner, Waldenburg in Sachsen

mit Gewalt wegnehmen, austrinken, die Gefäße mitnehmen oder zerschlagen. Die Eröffnung des beabsichtigten Bierkrieges musste natürlich zuvor der betreffenden Ortsobrigkeit gemeldet werden. Das haben auch in der sogenannten guten, alten Zeit die tapferen Peniger wiederholt gethan. Denn auch die alte Stadtbrauerei Penig besaß das Meilenrecht.“

So unternahm nun die brauende Bürgerschaft am 29.9.1714 »auf des Amtes Verordnung hin« einen Ausfall ins Dorf Mühlau. Ein dortiger Pächter, von dem bekannt war, dass er das Peniger Bier nicht liebte, weder Kofent noch das bessere, hatte sich zu Michaelis Bier aus Mittelfrohna besorgt und war dabei beobachtet worden. Bei dem fiel nun die bewaffnete Bürgerschaft ein, trank die Tonne Bier »zur Erhaltung ihres Meilenrechts und erlangter Posseß« aus und nahm als corpus delicti und Siegestrophäe die Spundtauben vom Mittelfrohnaer Faß mit nach Penig. Vor dem Überfall hatten sie förmlich, wie es Sitte war, durch Apellation an den Gerichtsherrn zu Mittelfrohna sich verwahrt, damit sie bei ihrem Vorhaben nicht gehindert werden möchten.

Die Peniger hielten sich zu diesem Vorgehen berechtigt, weil schon 1599 in einem auf Schloß Osterstein (Zwickau) geschlossenen Vergleich die zu Mühlau, weil ewig von ihrem Recht nicht Gebrauch gemacht habend, endgültig auf Bierverlag, Ausschank und Brauen verzichtet hätten.

Als die Peniger 1740 bei den Jahrgerichten rügten, dass die Bauern zu Bräunsdorf, Frohna, Kauffungen und Wolkenburg, daneben aber auch die in den herrschaftlichen Dörfern, den Privilegien und dem Herkommen zuwider, fremdes Bier holten, erhielten sie per Amtsbescheid recht. Sofern man die Täter ausfindig machen könnte, seien sie, den anderen zum Exempel, zu bestrafen. „Was aber derer von Adel Unterthanen anlanget, halte man für rathsam, deswegen gnädigste Commission an das Amt Zwickau oder Rochlitz zu bringen und die Unkosten aufs Bier zu schlagen.“

1745, als in in der eigenen Stadt fremdes Bier bei einem Steuereinnahmer vermutet wurde und mit Wissen des Rates und des Stadtschreibers „ein Aufzug mit Flinten und Spießen formirt, der Eingang versperrt, ein Auflauf des Pöbels veranlasst, das Gewölbe aufgesprengt und das gefundene Rabensteiner Bier durch einen ordentlichen Schröter herausgezogen und weggeschafft wurde“, konnte man Allerhöchsten Ortes die städtischen Argumente, die auf Verletzung der Landesrechte und der Stadt Freiheiten hinzielten, nicht teilen. Rat, Stadtschreiber und Brauerschaft mussten ein empfindliches Lehrgeld bezahlen, damit sie lernten, wie in dergleichen Fällen mit Bescheidenheit und Behutsamkeit verfahren werden solle.

Die Angelegenheit hatte ein Nachspiel. 1748 bestätigt die Juristenfakultät zu Wittenberg im wesentlichen das Urteil, spricht nur die auf Befehl des Rates hinzugezogenen bewaffneten Bürger von der Strafe frei. Der Rat erhob wiederum Einspruch, diesmal bei der Leipziger Juristenfakultät. Die entschied nun 1750 ähnlich, nur mit etwas höheren Bußen und warf der Stadt auch noch formale Fehler vor. Das letzte Urteil sprach erst 1751 der Leipziger

Schöppenstuhl. Danach hatte der Rat 5, der Stadtschreiber 10 Thaler Strafe zu zahlen. Der Rat durfte die Strafe aber aus Einkünften, die nur ihm allein, nicht der Kommune, zustanden, bezahlen. Die entstandenen Kosten jedoch waren von allen Ratsherren, die damals im Ratskollegium saßen, aufzubringen oder mussten von deren Erben anteilig oder „soviel Jeder daran verursacht hat“ getragen werden.

Die Stadt Penig verdankte, so wenigstens schreibt A. Beil in <sup>223</sup>, ihr Aufblühen lediglich der Sorge des Burggrafen Hugo von Leisnig, der seinen ständigen Sitz in Penig hatte. 1486 erhebt er von den Gebräuden das Umgeld. Er finanzierte damit nicht nur den Bau einer neuen Stadtmauer und befestigte die Straßen in der Stadt, sondern zweigte auch einiges zur Beseitigung seines eigenen ständigen Geldmangels ab.

Der Weiterentwicklung der bürgerlichen Nahrungszweige widmete er jedenfalls seine ganze Aufmerksamkeit. Zum Zwecke der Bierlagerung werden zu seiner Zeit umfangreiche Kellereien in zwei Stockwerken in den Glimmerschiefer des Altpeniger Muldenufers getrieben, die vor Hundert Jahren noch Staunen erregten. Das Peniger Braurecht verteidigte er nach innen und außen, so auch gegen die Herren von Ende auf Rochsburg, die in ihrem Herrschaftsbereich das Peniger Bier nicht dulden wollten.

Im schönen Wolkenburg legte indes später der sächsische Minister Graf Detlev Karl von Einsiedel eine Brauerei auf englisches Ale und das sog. 4-fache Bier an, das stark berauschte und zu dem viele Besucher wallfahrten.

Auch die Stadt Rochlitz besaß brauberechtigte und nichtbrauberechtigte Häuser. Erstere lagen aus Verteidigungsgründen nicht an den Stadttoren und verfügten ebenfalls über zweietagige Keller und tiefe Brunnen. Clemens Pfau äußert dazu im 28. Band des Neuen Sächsischen Archivs, dass diese Erdbauwerke sogar die wertbestimmenden Teile des Hauses waren und man auf diese nach dem Stadtbrand 1681 bei der neuen Stadtplanung Rücksicht nahm.

Rochlitz leitet sein Brau- und Bannmeilenrecht aus der Zeit Friedrich des Strengen mit dem Bau der Stadtmauer ab, nach einer anderen Quelle ab 1475 durch Kurfürst Ernst. Seit dieser Zeit bestanden 112 brauberechtigte Häuser, die 273½ Biere brauen durften, die ältesten Häuser in Burgnähe bis zu 4½, weiter entfernt liegendere weniger. Für die Zahl der zu brauenden Biere spielte wahrscheinlich auch die Grundstücksgröße, der übrige Besitzstand des Grundstückseigentümers und sein Wasserbezug eine Rolle. Die Zahl der brauberechtigten Häuser hatte sich auch über die Jahrhunderte nicht verändert, obwohl Zusammenlegungen benachbarter Häuser oder auch Teilung eines brauberechtigten Hauses möglich waren.

1739 erhält Rochlitz eine konfirmierte und gedruckte Brauordnung, die „Brauordnung bey der Stadt Rochlitz“. Sie wurde offenbar nötig, weil zu diesem

---

<sup>223</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 34. Band, 1913

Zeitpunkt durch die dörfliche Konkurrenz nur noch ein Viertel aller Gebräude absetzbar war.

Nach Ernst Benedict in <sup>224</sup> verdankt Rochlitz seinen wirtschaftlichen Aufstieg im 15. und 16. Jahrhundert seiner Stellung als Marktort für die umgebende ländliche Region sowie einiger kleiner Städte, wie Geithain und Gehringswalde, vor allem aber seinem Bleichprivileg, nach dem alle Leinwand der Städte Leisnig, Waldheim, Colditz, Geithain, Gehringswalde und Hartha sowie deren Dörfer auf dem Bleichplan in Rochlitz gebleicht werden musste. Damit stieg auch der Bierkonsum, und da Rochlitz Bannmeilenrecht besaß, durfte innerhalb der Bannmeile nur Rochlitzer Bier geschenkt werden. So zählte das Rochlitzer Brauhandwerk zu den führenden Gewerben und belieferte die Märkte in Leipzig, Pegau, Borna u. a. regelmäßig mit Rochlitzer Bier.

Durch die Entwicklung der Schwarzfärberei gegen Ende des 16. Jahrhunderts verlor aber Rochlitz seine Stellung als Bleich- und Marktort und so endete auch die Blütezeit des Rochlitzer Braugewerbes. Eilenburger und Wurzener Bier verdrängte das Rochlitzer auf dem Leipziger Markt und den Märkten anderer Städte. Regelmäßiges Absatzgebiet blieb nur die Bannmeilenzone.

Ähnliches ist auch von Pegau zu berichten. An der Kreuzung zweier Handelsstraßen liegend, besaß es Marktrechte seit 1174. Markgraf Friedrich verlieh dann 1443 der Stadt das Getreidehandelsmonopol für die Pflege Pegau-Groitzsch, ein Salzmarkt wurde schließlich ab 1470 eingerichtet.

In Pegau – Struktur einer Stadt – schreibt dazu Dr. Dietrich Zühlke <sup>225</sup>: „20 Jahre später [1490] erteilte Herzog Georg von Sachsen ein weiteres Monopol: dadurch wurde den in der Bannmeile um Pegau gelegenen Dörfern und der Nachbarstadt Groitzsch auferlegt, nur Pegauisches Bier auszuschenken. Die in der Stadt wohnenden Bürger machten von dem Braurecht ausgiebig Gebrauch, haben sich doch zeitweilig etwa 100 Personen mit Bierbrauerei beschäftigt. Darüber hinaus wurde für den Verbrauch in Pegau selbst auch noch Bier aus anderen Städten eingeführt. 50 Prozent des vom Rat der Stadt importierten Bieres kam aus der Propsteibrauerei Naumburg, der Rest war Mittweidaer, Wolkensteiner und Altenburger Erzeugnis“.

Leisnig, in Wuttke's Städtchronik noch 1687 als vom Brauen lebend aufgeführt, kann ebenfalls auf eine längere Braugeschichte zurückblicken. Als Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand 1547 in Leisnig weilte, hatten die kaiserlichen Soldaten „in den Bierkellern vor dem Obertore in die 400 und etliche Faß Bier ausgesoffen und weggeführt.“<sup>226</sup>

Genaueren Einblick in die Braugeschichte der Stadt Leisnig gewährt Johann Kamprad<sup>227</sup>. Leisnig hatte zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch sechs gangbare

---

<sup>224</sup> Das Rochlitzer Land, Sächsische Heimatblätter, 1961, H. 7

<sup>225</sup> Sächsische Heimatblätter, 1960, H. 8

<sup>226</sup> Sächsische Heimatblätter, 1960, H. 3

<sup>227</sup> Johannes Kamprad, Leisniger Chronika, Leipzig, Zimmermann 1753

Brauhäuser bei 225 brauberechtigten und 85 nichtbrauberechtigten Bürgern innerhalb der Ringmauer. Sie durften früher bis zu 392 Biere brauen, aber seit Einführung des Reiheschanks 1736, auch bedingt durch das dörfliche Brauen, reduzierte sich diese Menge auf weniger als ein Viertel.

Leisnig hatte seit 1677 genügend Brunnen- und Röhrwasser, litt nicht wie früher, als man in harten Wintern das Brauwasser mit großen Unkosten aus der Mulde holen musste, an Wassermangel. Und der Qualität der Biere war das gewiß zuträglich, war doch seitdem das Leisniger Bier „ein gutes Bier, welches ein gesunder angenehmer Trank, so wie Gewürz schmecket“ und „nicht genugsam zu loben, wenn dasselbe bey der Güte und unverfälscht gelassen wird, zumahl auch das Lager- oder frische Keller-Bier im Sommer, dergleichen in vielen benachbarten Städten nicht zu finden ist.“

So fanden wohl die Brauberechtigten trotz reduzierten Absatzes zusammen mit dem Hopfenbau, den man um Leisnig betrieb, noch ihre „Nahrung“.

Wie andernorts liegen auch in Leisnig Privilegierungen das Brauen und Schenken betreffend z. B. für den Amtsschösser durch sächsische Kurfürsten, hier durch Johann Georg I. und II. vor.

In den Amtsrechnungen von 1435 wird ein Brauhaus auf dem Leisniger Schloß Mildenstein erwähnt. Ein Inventarverzeichnis von 1506 nennt als Ausstattung 2 Brauböttiche, 5 Braubutten, 12 Kühlfässer und ein Begießbottich. Die Braupfanne besorgte man wie das Brauwasser aus der Stadt. Vor Inbetriebnahme der kupfernen Pfanne wurde sie mit Salz ausgesotten, danach mit einem Zentner Buchenholz ausgelegt und durch Anzünden ausgeglüht.<sup>228</sup>

Für ein landesherrliches Vorwerk mit vorwettinischen, also staufisch-burggräflichen Wurzeln, sprechen auch die Flurnamen des zu Füßen des Burgberges liegenden Tragnitz. Der Flurname Kofentgasse deutet auf eine ehemals vorhandene Brauerei hin, wie auch in den Heberegistern des frühen 15. Jahrhunderts immer wieder Bier unter den abzuliefernden Naturalien auftaucht.

<sup>229</sup>

In Zeiten des Wassermangels hat man es in Leisnig mit der Reinheit des Brauwassers nicht allzu genau genommen. In einer Ratsrechnung von 1566 wird nämlich erwähnt, dass der Teich unterhalb der Baderei nicht mehr zur Fischzucht genutzt und daher wüst liege, aber zum Gebrauch der Tuchmacher, Färber und zum Bierbrauen, für den Fall, dass das Röhrwasser eingefroren sei, weiter erhalten werde.

Seit altersher hatten die Leisniger ihr einfaches Brauerbier getrunken, wie es vergoren wurde, ist nicht bekannt. Vielleicht verwandte man wie anderen Orts Weinhefe oder vergor wild, denn man weiß, dass 1791 das erstmal obergäriges

---

<sup>228</sup> Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum des „Simonbräu“ Leisnig, 1947

<sup>229</sup> Manfred Kobuch, Leisnig im Tafelgüterverzeichnis, Neues Archiv für sächsische Geschichte, 64. Band, 1993

Bier und 1810 das erstmalig Starkbier gebraut wurde. Lagerbier gab es dann seit 1849 mit der eigenartigen Begründung, dass, wer vor 20 Jahren das Rauchen von Zigarren auch in den niedrigsten Volksschichten vorausgesagt hätte, für nicht gescheit gehalten worden wäre. Weil es dennoch eingetreten wäre, würde der einfache Mann zukünftig auch Lagerbier trinken. Der Bau eines angemessenen Brau- und Malzhauses würde dann nicht nur die fremden Biere aus der Stadt verdrängen, sondern darüber hinaus auch der Braucommun noch höhere Pachteinnahmen als bisher einbringen.

Breiten Raum gewährt Kamprad den zum Amt Leisnig gehörenden Dörfern, die wegen des Bieres ganz unterschiedlich bestellt waren. Manches Dorf durfte sein Bier herholen, wo es wollte, anderen schrieb man zwingend den Bezug aus Leisnig vor, wieder andere, wie Klennen, Fischdorf, Gersdorf und Hohenweitzschen, auch Wendishayn und Böhlen durften selbst brauen. Manche Erbschenke mußte „Bier bey Biere“ haben, führte demnach mehrere Sorten. Es gab das Einschroten ohne und mit „Boden-Geld“ und dergleichen unterschiedliche Behandlungen mehr.

Es versteht sich von selbst, dass die Dorfbewohner bei Gutsbesitzern und Klöstern Hofdienste zu leisten hatten. So mussten z.B. 29 sog. Gärtner aus den Dörfern Großenweitzschen, Klennen und Eichart dem Kloster Buch „Weizen und Korn um das eilfte Schock schneiden, und wenn sie anfangen den ersten Tag, muß man ieder Person 1 bar Brodt, 1 Käse und 1 Kanne Bier geben. Und nach dem der Gebrauch ist, dass obgenannter Schnittere Weiber, ihren Mennnern ungefährlich umb 9 hora zu eßen bringen, Alsdenn müssen sie bis ufn Abend auch helfen schneiden, dargegen giebt man iegl. Weibe 1 Kanne Bier und eine Kanne Scherpen täglich, weil der Schnitt währet.“

In einem umfangreichen Kapitel, „Annales“, also Jahrbücher, überschrieben, wird sich über Preise, Wetterkapriolen, Kriminalfälle und die kleine Politik zwischen 1205 und 1750 ausgelassen. So hat man im harten Winter 1205 das in den Kellern gefrorene Bier pfundweise verkaufen müssen.

1400 hat ein Türmer Merseburg wegen zweier Pfennige für eine Kanne Bier, die er glaubte, nicht mehr getrunken zu haben, das Haus des Wirtes und damit den besten Teil Merseburgs vernichtet. Erst nach vier Jahren konnte ihm das nachgewiesen werden und daraufhin wurden er und seine Frau vor dem Sixtustor der Stadt verbrannt.

1584 wird in Rochlitz ein Weib ersäuft, das ihren Mann, als er vom Biere heimkam, mit einer Holzaxt erschlagen hatte.

Am 6.3. 1672 brennen abends in und vor der Stadt 163 Wohnhäuser ab, darunter 15 Brau- und 2 Malzhäuser, dazu 82 halbe Malze und  $9\frac{1}{2}$  Viertel Bier auf den Bottigen.

Kamprad beschreibt auch die Stadt Colditz, die mit 56 Bürgerhäusern innerhalb der Stadtmauer und dem geringen Ackerbau darum, sich hauptsächlich vom

Brauen ernährte. Das Brauen war damals „stattlich privilegiert“, was bedeutete, dass die umliegenden Dörfer dem Bierzwang Colditz’ unterworfen waren. Brautechnisch interessant die Angaben für Reparaturen und Neubau kupferner Pfannen, da die Massen und der Kupferpreis angegeben wurden.

Was man in diesen Zeiten für wichtig hielt, in der Stadtchronik festzuhalten, mag folgendes Beispiel verdeutlichen:

„Der Gastwirth zu Schkeuditz Johann Poida verkauft eine 90 und eine halbe Elle Leinwand solcher Gestalt: Die erste Elle um eine Erbse; die andere Elle noch einmahl so theuer, und immer so fort, bis auf 90 und eine halbe Elle. Die funfzehende Elle kostete 32768 Erbsen, die machen zwei Leipziger Metzen. Die 20. Elle macht einen Leipziger Scheffel weniger 2 Metzen. Die 21. Elle thut zwei Scheffel Erbsen, vor 2 fl. angeschlagen. Die 37. Elle macht eine Tonne Goldes, und 31071 fl. Die 54. Elle thut einen Brau- Bottig voll Goldes, und 71797 Tonnen Goldes, dazu noch 38112 fl. Die 70. Elle macht einen Thurm voll Goldes, dazu 12588 Braubottige voll, wie auch 27269 Tonnen Goldes und 73440 fl. Die 87. Elle macht 47576 Thürme, 92168 Brau-bottige, 97792 Tonnen Goldes und 67304 fl. Die 90. und eine halbe Elle macht in eine Summa 16 Städte voll, 23358 Thürme, 53448 Brau-bottige, 64404 Tonnen Goldes und 98208 fl. Der ganze Handel vor solche 90 und eine halbe Elle kostet 17 Städte und 70936 Thürme, wie auch 58207 Braubottige voll und 61266 Tonnen Goldes, 8135 fl zwey Scheffel Erbsen, minus 1 Erbeiß.

Also theuer hätten die 90½ Ellen Leinwand müssen bezahlt werden, si possibile fuisset. Dabei ist zu merken, dass 100000 fl thun 1 Tonne Goldes, 100000 Tonnen Goldes einen Braubottich voll Goldes, 100000 Brau-Bottige einen Thurm voll Goldes, 100000 Thürme voll thun eine Stadt voll Golde. Wie Brotuff Ms Lib.2 C 59 angemeldet hat. Johann Vulpii Beschreibung Märsburg.“

Nun fällt es nicht schwer, aus der Gesamtzahl der Erbsen, dem Gewicht einer Erbse und deren Hektolitergewicht auf die angeführten Gefäßgrößen annähernd zu schließen!

Der Ort Brandis, zwar schon 1395 als Städtchen bezeichnet, hatte aber eine Ratsverfassung, die sich von den Gemeindeordnungen der umliegenden Dörfer nur in einem unterschied: die Brandiser Bürger durften Bier brauen. Darüber hinaus hatten sie auch das Recht, auf ihrem Keller fremde Biere zu schenken, wenn die Brandiser Brauerben kein eigenes mehr auf Lager hatten.

Im Ort gab es also immer genügend Bier. Visitatoren während der Reformation klagten dann auch häufig, die Bürger „... söfften und spielten bis in die Nacht hinein.“ Von ihrem Pfarrer wurden sie deshalb auch öffentlich als „grobe Brandser“ gescholten.

1488 war in Brandis die Landwirtschaft führend, Handwerk kam als Leinwandweberei, Töpferei und Brauen nur als Nebenerwerb in Frage. Brauen war aber der wichtigste städtische Wirtschaftszweig, auch wenn die gebrauchte



Menge in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts 140 hl/a kaum überschritten haben dürfte und damit noch nicht einmal den eigenen Bedarf der Stadt deckte. Ein Jahrhundert später gab es 38 Brauerben, die so viel Bier herstellten, dass Brandiser Bier auch nach Beucha und Wolfshain ausgeführt wurde.

1840 besaß Brandis „außer dem Schloße 44 Güther und 151 Häuser, darunter Kirche, Pfarre, Schule, Rathaus, ein schönes, einer Corporation von Bürgern gehöriges Brauhaus und drei Windmühlen und zählte den 1. Dec. 1840 1245 Einwohner...“<sup>230</sup>

Eine städtische Chronik der Stadt Hoyerswerda bemerkt. „... wie damals, so noch heute, nähren sich die Einwohner von ihren Handwerken, nebenbei vom Bierbrauen, Handel und Feldbau. Die Stadt hat keine Fabriken.“<sup>231</sup>

In der Bergstadt Elterlein fiel bei einem großen Brand 1676 neben 66 Bürgerhäusern, dem Rathaus und der Kirche auch das Brauhaus zum Opfer. Eine alte Stadtansicht von 1674 zeigt auch ein Malzhaus.<sup>232</sup>

Reinhold Hofmann hat die Kämmerei-Rechnungen der Stadt Zwickau studiert und darüber in<sup>233</sup> berichtet. Danach war der Ausschank fremder Weine und Biere in „des Rates Keller“, „Weinkeller“ und „Weinstuben“ eine der bedeutendsten Einnahmen der Stadt. Deshalb lag auch die Verwaltung des Ratskellers in der Verantwortung zweier Ratspersonen, der Weinherren. Die Beförderung der Weine und auch der Biere in den Keller und heraus übernahmen zwei Ratsangestellte, vereidigte „Schröter“, denen in Zwickau auch das Malz- und Hopfenmessen sowie das Malzschroten oblagen. An Bieren gab es neben „Zwickischen“ besonders Schneebergisch, Freibergisch, Thumisch, Zschopisch, Eimbeckisch (1532/33 „Emmeckisch“) und Annebergisch.

In der Bannmeile lagen etwa 30 Dörfer, in die wiederholt „heimliche Kundschaft“ ausgesandt wurde, um „auf fremde Biere auf den Kretzschmarn umb die Stadt zu sehen“, ja selbst Geldspenden der brauberechtigten Bürger wurden zur Belohnung dieser Auspäher verwendet. Bierausfälle waren deshalb nicht selten, bekannt ist der von 1527 nach Culitzsch, wo 400 Zwickauer Bürger einem Untertanen des von der Planitz  $\frac{3}{4}$  Schneebergisch Bier wegnahmen und einen Mann in Haft setzten. Prompt hatte das eine Klage des Herrn von der Planitz beim Kurfürsten zur Folge.

Von der einst starken Braunahrung zeugen auch die früher 60 Bergkeller, die seit 1511 jenseits der „Bierbrücke“ angelegt wurden. Die Neuzeit der Zwickauer Braugeschichte beginnt mit der Errichtung einer Brauerei des aus Bayern zugezogenen konzessionierten Brauers Hering, dessen Bier nach bayrischer Art

---

<sup>230</sup> Uwe Schirmer, Zur Geschichte der Stadt Brandis, Sächsische Heimatblätter 1996, Heft 3

<sup>231</sup> Peter Biernath, Lange Straße – Kulturdenkmal - Denkmalpflege, Sächsische Heimatblätter 1998, Heft 4

<sup>232</sup> Hans Jürgen von Elterlein, Kleine Stadt mit langer Bergbautradition, Sächsische Heimatblätter 1995, Heft 3

<sup>233</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 25. Band, 1904

dem alten Biere der hiesigen Braugenossen deutlich besser zu sein versprach. Die entwarfen indes Projekt über Projekt zur Schaffung einer brauconsortschaftlichen Actienvereinsbrauerei, wegen ihrer Zerstrittenheit allerdings wenigstens 1851 noch ohne Erfolg.<sup>234</sup>

Sicher waren die in den Ratskellern ausgeschenkten fremden Biere von guter Qualität, darunter eben auch das Schneeberger Bier. Zwickauer Geleitsrechnungen um 1553 belegen, dass dieses Bier nach Zeitz, Weißenfels, Pegau und andere Orte verschickt wurde<sup>235</sup>. Seine Güte kann es aber nicht für alle Zeiten bewahrt haben. Clara Wieck, die Frau Robert Schumanns, hätte sonst nicht 1833 aus Leipzig dem Schneeberger Bergschreiber E.A.Becker schreiben können. „... Da es jetzt gutes Bier in Schneeberg giebt, so wird der Vater leicht zu bewegen sein hinzugehen...“<sup>236</sup>

Wie man nach altem Brauch und Herkommen Verehrungen oder Kollationen im Rat vertrank, war man auch nicht kleinlich bei den „Otternstechern“ und besonders bei Handwerksleuten, „so zum Feuersnötten fleissig gewehret“. Der Durst wurde auf Anraten des Rats aus dessen Mitteln gelöscht.

An die reiche Geschichte Zwickaus mit den Traditionen der Tuchmacher, Schmiede, Bergleute und Bierbrauer erinnert W. Horlbeck in <sup>237</sup>, aber auch K. Tippmann in <sup>238</sup>. Letzterer verweist darauf, dass die Kirche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich durch Ablässe, Seelenmessen und neue Altäre immer mehr bereicherte und dadurch den Haß ärmerer Leute auf sich zog. Die Franziskaner waren daher als „Witwenfresser“ verrufen und die Grünhainer Mönche verwalteten ihr Kloster wie ein Rittergut, in dem weder Brauerei noch Gefängnis fehlten.

In drei Folgen des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte beschäftigte sich F. Tetzner mit der Stadt und dem kursächsischen Amt Werdau. Die Bewohner der Stadt lebten zwar hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht, Tuchmacherei und Schmiedehandwerk, aber das Brauen war dennoch von Bedeutung. 70 von 80 Häusern der inneren Stadt waren brauberechtigt, lebten von dieser Nahrung und ließen auch Stadt und Land über das erhobene Ungeld oder Bierzehnten leben. Der Pirnaer Mönch hat das Werdauer Bier als „leidliches Getränk“ bezeichnet, die Bierregister der Stadt belegen aber auch, dass Werdasches Bier von Greiz bis Eisleben, Naumburg, Zeitz und Altenburg getrunken wurde.

---

<sup>234</sup> Dresdner Journal Nr. 71 vom 24.3.1852

<sup>235</sup> Heinrich Haug, Die Ämter-Rechnungen des Hauptstaatsarchivs, Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 20. Band, 1899

<sup>236</sup> Albin Buchholz, Briefe von Robert Schumann und Clara Wieck im Plauener Stadtarchiv, Sächsische Heimatblätter 1988, Heft 2

<sup>237</sup> Wolfgang Horlbeck, Aus dem Kulturleben der Robert-Schumann-Stadt, Sächsische Heimatblätter 1988, Heft 5

<sup>238</sup> Klaus Tippmann, Die revolutionären Traditionen Zwickaus, Sächsische Heimatblätter 1988, Heft 5

Zwischen 1515 und 1546 waren vom Viertel 2½ Groschen abzugeben, pro Jahr ungefähr 400 Gulden. Ein Faß Bier hatte 4 Viertel oder 10 Eimer oder 8 Tonnen bzw. 540 Kannen, der Eimer 54 alte zwickische Kannen. Ein Gebräu brachte 4½ Faß Bier.

Die Werdauer Biergeschichte ist über Jahrhunderte begleitet von Bierstreitigkeiten mit dem mächtigeren Zwickau, dem das Braurecht suchenden Adel und Störern in Stadt und Land, die ohne Recht brauten und schänkten. Sehr häufig musste dazu die Hilfe des Kurfürsten in Anspruch genommen werden. Als 1558 Thomas von Welnitz auf Langenhessen unter Bruch der jüngst ergangenen Landesordnung auf dem Lande neue Schenk- und Brauhäuser errichten wollte, wurde ihm für den Fall des Nichtnachweisens einer Gerechtigkeit Bestrafung als Verletzer der Landesordnung angedroht. Überhaupt forderte Kurfürst Vater August damals mehrmals, das heruntergekommene Braugewerbe wieder zu heben und das zum Brauen nötige Holz zu liefern, aber jedem nur soviel, als er tatsächlich zum Brauen brauche. Auch dazu erhält die Stadt 1575 die ersten konfirmierten und bestätigten Gesetze, die wie in anderen Städten das Einhalten des 9. und 10. Gebotes fordern, Polizeistunden festlegt, Strafen für ungebührliches Zechen, falsches Einschenken, Borgen, Verletzen der Bierzeichen oder Verstöße gegen die Feuerordnung festlegt. Harn sollte nicht auf die Gassen gegossen werden, Dünger nicht länger als vier Tage auf der Straße liegen, Kehrlicht oder Hopfenhäuflein überhaupt nicht. Verboten wurde auch das Waschen in den Röhrkästen und das Quellen der Kühlfässer davor.

Die Zustände haben sich aber dadurch nicht schlagartig verbessert, sie verschlechterten sich sogar, denn unter Kurfürst Christian I. berichtet der Rat 1587: „...Die Handwerker sind verdorben, ebenso Ackerbau und Bierbrauen, wie der Kurfürst bei Überantwortung der Tranksteuer erfahren würde. Holz- und Fuhrlohn sind so teuer, dass mancher nicht brauen kann. Der Kurfürst möge den Bürgern doch Floßholz abgeben.“ Unter den Söhnen Christian I. wurde dann ein wirtschaftlicher und sozialer Tiefstand erreicht.

Aber selbst mit den kurfürstlich bestellten Oberaufsehern auf dem Schloß hatte der Rat der Stadt Werdau Ärger genug, die beanspruchten nämlich neben Bierspenden auch ein Braurecht für ihren Tischtrunk. Hans Schenk, eben auf dieses Recht pochend, beklagt sich 1591, „ein Halbes aufs Frische könne er nicht gut allein tun, habe darum mit den andern beiden 10 Scheffel gerste zusammengesüttet und des Malz machen lassen, nicht um Bierschenker, Kretzschmar, Tandeler zu werden oder die Stadtgesetze zu verletzen. Die Bürger haben uns ruhig das Malz machen lassen und dann, um ihr »Neidiß Muttlein an unß zu khulenn«, das Brauen verboten, ein Brauhaus untersagt, das Wasser nicht schöpfen lassen.“ Trotz eines Kompromissvorschlags durch den Oberaufseher versagte ihm der Rat das Brauen auch weiterhin.

Eine wahre Fundgrube auch in Sachen Bier sind die mittelalterlichen Kleiderordnungen. Fürsten, geistliche und weltliche Herren, aber auch Städte

und Universitäten verfassten sie, um die Standesunterschiede zu wahren, Üppigkeit und nichtangebrachter Verschwendungssucht zu wehren, aber auch aus nationalökonomischen Bedenken, wenn man die Einfuhr fremder Waren, z.B. wertvoller Stoffe oder anderer Luxusartikel, verhindern wollte. Diese Kleiderordnungen waren meist mit anderen Polizeigesetzen verbunden, regelten so auch den Aufwand bei Taufen, Hochzeiten und Gastmählern, enthielten Sonderinstruktionen für Wirte, Gastwirte, Dirnen und Dienstboten und reglementierten auch den Bierausschank.

Eine solche umfassende Kleiderordnung, die sich auf Vorgänger von 1454 und 1463 bezieht, gab es in Leipzig seit 1506, übrigens zu etwa der gleichen Zeit auch in Freiberg, Dresden, Oschatz und Pirna. Sie wurde veröffentlicht im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 28. Band, 1907. Die Abschnitte Von Czechen und Biergehen und Von gemeynem bier der hantwerger Innunge wurden von dort übernommen, um deutlich zu machen, wie schnell man damals straffällig wurde, wenn man seinen persönlichen Neigungen nachging oder man aus Menschenliebe einem Durstigen zur unrechten Zeit half.

### Von Czechen vnd Biergehen.

Es sall nimandes, es sei inwoner adir hantwerchs geselle, die iren meistern tagwerck gedieng adir sust arbeiten, an werktagen zu den zeechen in keinen keller noch schenckhauß noch auch des heiligen adir wercktags zw gebrantem wein gehen vnd sitzen, Bei pene eins ort eines gulden.

Es sall kein handtwergs man des wercktags vor der vesper zeit zum bier noch zum wein vnd zur zeeche gehen adir sitzen, Auch in keinem keller vor der selbigen zeit vor adir nach mittage, Bei pene eines halben reinischen gulden.

Es sall auch kein wirt noch Birschengk an werck tagen örthe adir bierzeechen des stad volcks vor der vesperzeit, als vor zweien schleglen des Seygers, in seinem hawß halten, bei pene eins halben R; gulden, Sondern an Feiertagen mögen sie Birgeste setzen vnd örthen<sup>2)</sup> in iren hewsern, wenne sich die heiligen götlichen ampt geendet haben vnd ehr nicht. Doch das der selbige Wirdt adir Birschengk sulche Birgeste vnd zeeche Sommerzeit, als von ostern bis vff Bartholomei, vff den abind vmb newn horen, Vnd von Bartholomei bis vff ostern des abinds vbir sechs horen an der zeeche nicht halten, Noch denne nicht mhr bier zw trincken verkauffen ader geben lassen, Bei pene eins halben R; gulden. Welch wirt ditz an heiligen tagen nicht halden vnd vbirgehen würde, das der selbige von einer itzlichen person, die bei im bfunden, ein halben gulden zw pene gebe.

[10b] Vnd ein itzlicher Weinschengk sall sein keller, wen des Rats keller geschlossen, als nemlich im Sommer zw zeehen vnd im Winter zu newn schleglen des seygers vffem Rathaws, aufgeschlossen in merckten, auch zw schlissen, Bei der selbigen pene. Vnd welcher schengk adir wyrdt das nicht tete vnd dorübir seinen keller offen ließ adir geste hild, der sall dem Rathe ein schogk groschen zw buß vorfallen sein.

Es sollen auch die Birschengken den Birgesten kein essenn, sunder rechte maß geben, Bei pene eins halben gülden.

Auch bei pene eins halben R; gülden kein Spil vmb gelt adir geldes werd in seinem haws zw gestaten, aufgeschlossen umb die zeechen vngeuerlich<sup>3)</sup>.

Item Keyn tag arbeiter adir ander ledige gesellen sollen an wercktagen zw Bier gehen, Bei pene eins ort eins güldenn. Wo aber einer mhr dan drey mal gebüß, also das er dorüber gantz vngehorsam vnd vnstrefflich sein ader bfunden würde, den mag der Rath von der stadt weysen.

### Von gemeynem bier der hantwerger Innunge.

Item die handtwerger sollen nicht mhr dan eines des iars zw des heiligen Leychnams adir vff welchen tag inen das sunst eben adir bequem sein wirdet, gemeyn bier tringken, Bei pene zeehen schogk groschen.

Es sall auch allen vnd iglichen hantwerchs gesellen, welchs hantwerchs die sein, ein vnd auß schencken mit kannen, krügen, [11b] adir sust mit bawgken, pfeyllen ader ander Seytenspil gantz verboten sein, des hinfur gantz ab zw stellen vnd zw meiden, Bei pene einem iglichen zw geben eins ort eins R; gulden.

Aus der ältesten , vollständig erhaltenen Hochzeits- und Kindtaufsordnung der Stadt Mühlhausen vom Jahre 1577 <sup>239</sup> geht die Bedeutung des Brauens eindeutig hervor. So durfte ein Bürger, der Brauherr war und über 60 Marck schoßte, 15 Tische setzen, ein Bürger ohne Brauberechtigung, der bis zu 60 Marck schoßte, 10 Tische und ein Bürger der Vorstadt, dem generell kein Braurecht zustand, nur sieben Tische.

Das Einlegen fremder Weine und Biere war untersagt und Ratsdienern und Stadtknechten standen für ihre Mitwirkung bei der Hochzeit nicht mehr als „zwey Stöbichen Mülheusisch Bier“ zu.

Die Neigung zu Übertreibungen und auch Verstiegenheiten war nun keine typisch sächsische Eigenschaft. Die teilten alle deutschen Stämme und Länder, und so mussten selbst die Feiern anlässlich der Leichenbegängnisse beim Tode Bürgerlicher reglementiert und auf ein vernünftiges Maß eingeschränkt werden. Eine solche Leichenordnung gab es schon 1344 in Speyer. Ihre Notwendigkeit wird begründet, weil „ Wir, der Rat zu Speyer, bekennen öffentlich, dass wir gemerket haben eine schädliche Gewohnheit in unserer Stadt Speyer, die mehr geschieht, wie uns dünket, aus Hoffart und üppigem weltlichen Ruhm als Gott zu Lob und Ehre. Und das ist es: Wo man eine Leiche hat, will der der beste sein, der das allermeiste Opferlicht hat. So überbietet einer den anderen, so dass arme, ehrbare Leute oft um ihrer Ehre willen sich selber gröblich schädigen.“<sup>240</sup>

Welchen Umfang solche Leichenfeiern annahmen, können wir heute nur erraten: ein westfälischer Bürger beköstigte z.B. beim Begräbnis seiner Mutter im Augustinerkloster Bödeken bei Paderborn 60 Priester und Verwandte und Bekannte, die mit 80 Pferden anreisten und 8 Stück (große Tonnen) Bier und 2 Ohm Wein (kleine Tonnen) tranken.

Einblicke in das mittelalterliche, noch nicht exakt durchgebildete Rechnungswesen von Leipzig gewähren auch die Leipziger Wachstafelbücher. Nach <sup>241</sup> handelt es sich hierbei fast ausschließlich um Einnahmeregister, wahrscheinlich Manuale der Stadtkasse, die in Wachs eingeritzt, nicht zur dauernden Aufbewahrung, sondern zur gewissenhaften Übertragung betimmt waren. Man konnte nach Gebrauch die Wachstafeln wieder glätten und neu beschreiben.

Danach führte die Stadtkasse 23 Einnahmequellen auf, von denen hier nur betrachtet werden:

---

<sup>239</sup> K.v.Kauffungen, Mühlhäuser Hochzeits- und Kindtaufs-Ordnungen, Mühlhäuser Geschichtsblätter, Jg.8

<sup>240</sup> Radeberger Zeitung, Nr.276 vom 23.11.1940

<sup>241</sup> Hermann Freytag in Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 20. Band, 1899

Percepta de propinatione vini – Einnahmen aus Vergabe der Weinausschankberechtigung, wobei offen bleibt, wie man beim Bier verfuhr;

Percepta de pena – erhoben bei Verstößen gegen die Polizeiordnungen von 1454 und 1463, also keine Bußen wie im Kriminalfall. Sehr häufig erwähnt werden die pena de cerevisa, auch de propinatione cerevisie genannt, wohl eine Strafe von unerlaubtem oder das gesetzliche Maß übersteigenden Bierverkauf;

Percepta de cellario civitatis – Einnahmen aus dem Ratskeller, der, als Bürgerkeller, Bierkeller, Trinkstube oder Schankhaus bezeichnet, urkundlich zuerst 1419 erwähnt wurde. Der Ratskeller wurde verwaltet durch einen Bierschenken, pincerna, der auch Inhaber einer anderen Gastwirtschaft sein konnte, die aber ihr Bier aus dem Ratskeller zu beziehen hatte. Seit 1434 führen die Oberaufsicht zwei Biermeister, wie die Weinmeister wohl Mitglied des Rates.

Die Einnahmen aus dem Stadtkeller waren bedeutend. Von nichtheimischen Bier werden erwähnt Bratzberger, Torgauer und Eimbecker. Einheimisches Bier kostete 1425 das Faß 1 Schock 27 Groschen, 1434 1 Schock 12 Groschen und 1470 1 Schock 9 Groschen; Bratzberger 1434 3 Schock 40 Groschen; Torgauer 1470 1 Schock 10 Groschen und Eimbecker im gleichen Jahr 2 Schock 6 Groschen.

Aus den Leipziger Wachstafeln erfahren wir auch von den bedeutenden Summen, die die Stadt für die sächsischen Fürsten aufbringen musste. Die, nun in der Schuld der Stadt stehend, tilgten ihre Schulden durch Verkauf von Anteilen des Schlägeschatzes, von Renten und Geleitgeldern, aber auch durch Verpfändung eines Teiles des 1470 vom Landtag in Dresden zunächst auf sechs Jahres gebilligten Ungeldes. Pro Faß Wein, Bier oder Met mussten nun 5 Groschen abgeführt werden und von dem in Leipzig einkommenden Ungeld konnte der sog. vierte Groschen zur Schuldentilgung in der Stadt verbleiben.

Unter 13. wird im Leipziger Einnahmeregister auch ein Brückengeld genannt. Solche Brückenzölle (percepta die ponte) gab es in verschiedenen Städten Sachsens, so auch in Dresden.

Zur Geschichte des Augustusbrückenzolls berichtet Dr. O. Lehmann in <sup>242</sup>. Danach stammt die älteste erhaltengebliebene Brückenamtsrechnung von 1388, aber vermutlich hat man einen Zoll schon eher erhoben. Die Einnahmen aus dem Brückenzoll dienten der Erhaltung der kostspieligen Brücke und waren für die Stadt bedeutend, für den Nutzer der Brücke aber erschwinglich. Die Zolltarife und die Gegenstände, die dem Zoll unterworfen wurden, waren in

---

<sup>242</sup> Dresdner Geschichtsblätter 1904, Nr. 3

einer Zollrolle festgehalten und wurden nach Bedarf – wenn neue Kosten anfielen oder die laufenden Kosten nicht mehr gedeckt werden konnten – erhöht oder der Warenkorb erweitert. Eine Zollrolle von 1660 erfaßt auch: „Wagen so hiesiges Bier oder Trincken hinauß führen“, fremde Bierwagen, Hefen, Hopfen und „Träber“.

Zölle waren ja zunächst ein königliches Recht, ein sog. Regal, das aber im Laufe der Zeit in den Besitz der Landesherren überging, von diesen an die Städte und schließlich auch an Privatpersonen. Die Erhebung von Zöllen setzte aber Zollltarife, damals Zollrollen genannt, voraus. Solche Zollrollen existierten seit dem 13. Jahrhundert für die Stadt Pirna, 1336 für Freiberg, 1372 für Grimma, 1404 für Oschatz, 1422 für Chemnitz und 1462 für Großenhain. Im ältesten Stadtbuche Dresdens, die Jahre 1404 bis 1437 erfassend, erscheint eine der Pirnaer von 1325 sehr ähnliche gegen Ende der Berichtszeit. Danach zahlte man für einen durchgehenden Hopfenwagen 14 Pfennig, desgleichen für ein Fuder Wein. Für einen Fuder Bier verlangte man vier Pfennig, für ein halbes Fuder zwei und für ein Viertel Bier einen Pfennig. Malz, Korn oder anderes Getreide wurde bei der Ausfuhr pro Wagen mit vier, pro Karre mit 1½ Pfennig verzollt.<sup>243</sup>

Ähnlich verfuhr man mit den Fährgeldtarifen, die man als einmalige Abgabe pro Jahr oder für die Einzelfahrt berechnete und nach der zu transportierenden Warenart, dem Zustand des Gewässers und nach dem Fuhrunternehmen – fremd oder einheimisch – unterschied. So verlangte man in Pirna nach <sup>244</sup> 1451 3 Pfennige von einem Wagen, der pro Jahr löhnte bei „kleinem Wasser“, 6 Pfennige bei „großem Wasser“, von dem Wagen, der jeweils nur für eine Fahrt bezahlte aber bei Niedrigwasser 6 Pfennige und bei Hochwasser mindestens 1 Groschen oder mehr. Ein Bierwagen im Jahrestarif zahlte bei Niedrigwasser 6 Pfennige, bei großem Wasser 1 Groschen. Ein Hopfenwagen musste 1 Groschen zahlen, ein Malzwagen von Fremden bei Hochwasser 2 Groschen, bei Niedrigwasser 1 Groschen. Einheimische bezahlten im Regelfall immer nur die Hälfte. Ein überzusetzender Fußgänger bezahlte pro Fahrt 1 Heller bei gemeinen, aber 1 Pfennig bei großem Wasser.

Mit der Wahrung der Bannrechte waren auch die Landrichter beschäftigt. 1648 <sup>245</sup> „setzt sich Christoph Scherf mit den städtischen Viertelsmeistern und 30-40 Werdauer Bürgern auf Befehl des Schössers im Februar in Marsch, um einen Langenhessener Schenken in Friedrich von Beusts Obrigkeit aufzuheben...Aber der Wirt war gewarnt worden.“ Trotz langer Verhandlungen und vorausgegangener Tötlichkeiten kam die Sache zum Erliegen. Sie fand 1677 eine Fortsetzung, als der Land- und Stadtrichter Matthias Krieg an der Spitze

---

<sup>243</sup> Hubert Ermisch, Die älteste Dresdner Zollrolle, *Dresdner Geschichtsblätter* 1907, Nr. 1

<sup>244</sup> *Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae*, Urkundenbuch der Stadt Pirna, Nr. 128

<sup>245</sup> *Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde*, 39. Band, 1918



der Brauenden über Langenbernsdorf nach Langenhessen zog. „Auf beiden Dörfern tranken die kriegerischen Scharen das Bier aus, zerschlugen das Faß und nahmen die Spundtaube als Siegeszeichen mit.“ Während der Langenbernsdorfer Wirt trotz des erlittenen Schadens für die Werdauer nur Hohn und Spott hatte, waren die Langenhessener Bierbannbrecher zum Kampf bereit. Dem kam aber die besorgte Hausfrau des einen Wirtes zuvor und kippte einen Teil des auf den Boden geretteten Bieres im Garten aus, sodaß nur ein Teil von den Werdauern auf den Hof geschafft werden konnte und unter Fluchen und Verwünschungen der Besitzer in den Kehlen der Werdauer verschwand.

1699 soll der kriegerische Zeitraum im Kampf um die Halben oder Ganzen im Werdauer Raum beendet worden sein.

Hugo Colditz beschreibt in seinen Beiträgen „Zur Geschichte der Gewerbe in Lichtenstein“<sup>246</sup> sehr genau die Innungen der dort ansässigen Handwerker von der der Schmiede bis hin zu der „combinirten Innung der Sattler, Seiler, Wagner und Seifensieder. Eine Innung der Brauer erwähnt er nicht, obwohl er die Bierbrauerei ebenfalls eingehend untersucht. Nun haben die Schönbergischen Herrschaften Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein bis 1740 selbständig, also relativ unabhängig von Sachsen, regiert und sind erst danach auf Grund eines Rezesses eingegliedert worden. Dennoch ist anzunehmen, dass, entgegen der schon erwähnten Meinung des Karl Stiegler, eine Brauerinnung auch in Sachsen vor dem 18. Jahrhundert nie bestand. Vielleicht ist Stiegler auch einer Verwechslung unterlegen, weil die sehr früh gegründete Böttcherinnung in ihrer Fahne ein von Hopfen umkränzt Bierfaß mit den Insignien der Brauer führte, ein deutlicher Hinweis darauf, wer der Hauptkunde dieser Innung war.

Wo man sie schon früher vermutet hat, wie in<sup>Fehler! Textmarke nicht definiert.</sup>, formuliert man vorsichtig: „Die erste uns erhaltene Meißner Zunftordnung stammt freilich erst aus dem Jahre 1490 (Schneiderinnung), denn die älteren sind leider verlorengegangen. Im Jahre 1460 finden sich die Zünfte der Schneider, Schmiede, Goldschmiede, Schuster, Weber, Fleischer, Böttcher, Kürschner und Brauer, im Jahre 1500 außerdem der Tuchmacher und die »freundliche Bruderschaft der Krämer«.“

Colditz erwähnt aber, dass das Brauen in Lichtenstein seit langher von den 136 brauberechtigten Bürgern genossenschaftlich ausgeübt worden sei. Im gleichzeitigen Besitz auch des Schankrechtes habe man in Reihe, immer zu jeweils 6-7 Bürgern, ausgeschänkt und dies durch Aushängen eines Kegels kenntlich gemacht. „Das Brauen geschah bis 1786 in dem auf dem Markte befindlichen städtischen Brauhause...Von jedem Gebräude war ein Pfannenzins von 3 Groschen an die Kirche zu zahlen; die Herrschaften zahlten jedoch nur 2 Groschen. Die Stadtgemeinde hatte insofern einen Gewinn, als sie Hopfen und

---

<sup>246</sup> Schönburgische Geschichtsblätter, 4. und 5. Jahrgang, 1897/98 und 1898/99, Waldenburg

Gerste gegen einen kleinen Nutzen an die Brauenden abgab“. Schon um 1580 standen böhmischer, Ziegelheimer, Wald-, polnischer, Frankenger, märkischer und wittischer (Wittenberger?) Hopfen zur Auswahl. Die Preise dafür schwankten stark.

Erst nach 1630 durften die Brauer den Hopfen selbst anderweitig beziehen, mussten dafür aber dem Rate für jedes Gebräude 24 Groschen Hopfensteuer zahlen.

Colditz' Untersuchungen enthalten viele wertvolle Hinweise zu Mengen, Preisen, Qualitäten und Ausbeuten der Biere, vor allem auch zur Organisation des Brauwesens. Sie erwähnen die Brauordnungen von 1667, 1709 und 1748 sowie den Zusammenschluß aller brauberechtigten Bürger zu einem Brauverein 1864. Dieser kaufte schließlich das städtische Brauhaus und ließ nun auf eigene Rechnung durch einen angestellten Braumeister brauen. Man braute damals drei Sorten:

Einfaches Bier, 34 Tonnen mit 5 Grad nach Stoppani aus 9 Zentnern Malz,

Erlanger oder Weißbier, 18 Tonnen mit 8 Grad nach Stoppani aus 6 Zentnern und

Neubayrisch oder Lagerbier, 18 Tonnen mit 12 Grad aus 10 Zentnern Malz.

Zur Bemessung offenbar der Dichte des Bieres nach Stoppani konnte der Verfasser bisher weder zur Sache noch zur Person auch nur annäherndes ermitteln. Da auch der Freiburger Altertumsverein in seinen Mitteilungen<sup>247</sup> eine Stoppanische Bierwaage erwähnt (nach der Brauordnung Freibergs von 1832 sollten die Einfachbiere damals sieben Grad, die Doppelbiere mindestens vierzehn Grad Stoppani aufweisen), liegt die Vermutung nahe, dass es sich hier um eine regionale, vielleicht aus dem Böhmischem herrührende, Messung handelt. Auch eine Recherche im Sächsischen Staatsarchiv Chemnitz verlief ergebnislos, obwohl dort zahlreiche Akten über die Biergeschichte der Orte Glauchau, Hohenstein, Hartenstein, Löbnitz, Weißbach und Wildenfels, teilweise bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts zurückreichend, lagern. So werden z.B. in einer Acta des Justizamtes Wildenfels, „die Untersuchung der Qualität des Bieres betr.“<sup>248</sup> die Biere der Wildenfelser Brauerei zwischen 1826-1855 auf einer „hiesigen“ Bierwaage gewogen und bewertet. Die Gewichte der meist Braubiere lagen zwischen 4,5 und 9 Grad, Hinweise auf die Funktion der Waage allerdings fehlen. Die Bierwaage, hier nach Stoppani, war auch in Dresden bekannt, denn eine sich selbst eingesetzte, sog. Unpartheiische Bierprüfungscommission, unterzog mittels dieser 1864 die Bockbiere des Dresdener Hofbrauhauses und der Gambrinusbrauerei in Dresden. Sie ermittelten 17 Grad für das Hofbrauhaus und 10½ Grad für Gambrinus, bemerkten aber zugleich, dass diese Untersuchung von jedem Menschen

---

<sup>247</sup> Acht Jahrhunderte Bier in Freiberg, Teil 2, Freiberg 1998

<sup>248</sup> Sächsisches Staatsarchiv Chemnitz, Bestand 39070, Sign. 229

vollzogen werden könne, obgleich es in Dresden noch nicht Mode sei, die Bierwaage mit in die Kneipe zu nehmen, um die Bierqualität zu prüfen.<sup>249</sup>

Stoppani wird übrigens schon 1846 in <sup>250</sup> erwähnt. Ein Jungbier wog danach nach dem Abfassen 5,9° nach Stoppani, das drei Wochen alte, in Flaschen eingeschlossene Bier nur noch 4,7°.

Leider können wir aus den oben für Lichtenstein angegebenen Zahlen nicht auf die Gesamtmenge der hergestellten Biere schließen. Immerhin erlauben sie eine Einschätzung des Extraktgehaltes und damit gewissermaßen der Wertigkeit der Biersorten, die vom Einfachbier über das Weißbier zum neubayrischen hin jedenfalls zunahm. Dem Sachkundigen ist darüber hinaus ersichtlich, dass noch vor gut einhundert Jahren obergärige Biere in fast allen deutschen Ländern dominierten. Hierzulande sind sie mit Ausnahme der Berliner Weißen dann völlig verschwunden und erleben erst heute wieder ein beachtliches Interesse.

Nach einer dem Autor vom Braumeister Neumann, dem Betriebsleiter der längst aufgelassenen Dresdener Falkenbrauerei, übergebenen Recherche lag der Anteil obergäriger Biere im Königreich Sachsen 1873 noch bei 62,47% und fiel dann mit den Jahren immer weiter ab. Erst 1888 wurde in Sachsen mehr untergäriges als obergäriges Bier hergestellt. Mit 48,29% waren es aber immerhin noch 1.881.635 hl.

Leider erfasst die Tabelle nicht den Zeitraum von vor 1873 und nach 1889, sodaß der ungefähre Zeitpunkt des Beginns untergärigen Brauens in Sachsen wie auch der der Beendigung obergäriger Produktion nicht ermittelt werden kann.

Starke<sup>251</sup> verwendet die Berichte des Statistischen Vereins. Danach gab es 1836 im Haupt-Zoll-Amt und Haupt-Steuer-Bezirk Dresden, dem sächsischen Brauzentrum, noch 96 Braustätten, von denen 77 Braun- und Weißbiere, 15 Doppel- oder Lagerbiere und 4 alle Sorten herstellten. Damals stellten die 23 in den Städten und 73 auf dem Lande befindlichen Brauereien 266 969 Eimer (ca. 183 408 hl) Braunbier, 24 674 Eimer (16 951 hl) Weißbier und 12 157 Eimer (8352 hl) Lager- oder Doppelbier her. Insgesamt habe diese Menge einem Fünftel der sächsischen Bierproduktion entsprochen. Nun kann man zwar unterstellen, dass es sich bei Lager- oder Doppelbier um untergäriges Bier gehandelt habe, sicher ist das aber nicht. Doppelbiere waren nämlich nur stärker eingebraute und kräftiger gehopfte Biere, die man auch Sommerbiere nannte, und durch Lagern verstand man auch lange vor der Einführung untergäriger Biere, Weißbiere haltbarer zu machen. Bekannt und beliebt war schon im 18. Jahrhundert die Sandweiße, die ihres besonderen Geschmacks wegen

---

<sup>249</sup> Dresdner Nachrichten Nr. 55 und 56 vom 24. u. 25.2.1864

<sup>250</sup> G.W.L. Hopf, Das Bier in geschichtlicher, chemischer, medizinischer, chirurgischer und diätetischer Beziehung, Zweibrücken, 1846

<sup>251</sup> Holger Starke, in „Ein bierseliges Land“, fliegenkopf verlag, Halle, 1996

monatelang im Sand vergraben wurde.<sup>252</sup> So sprach man schon im 14. Jahrhundert von *antiqua cerevisia* und meinte gelagerte Biere und von *cerevisia junior*, wenn es sich um nicht oder nur kurz gelagerte Biere, wie es die gewöhnlichen Stadtbiere waren, handelte. Und obwohl man Bier seit Jahrhunderten schon lagerte, spricht man landläufig vom Lagerbier eigentlich erst seit dem 19. Jahrhundert, als der Siegeszug des untergärigen Bieres einsetzte, als dessen unabdingbare Voraussetzung das Lagern noch heute gilt. Das das nicht immer und überall so war, beweist ein Schriftstück aus dem Bestand des Staatsarchivs Chemnitz, wonach man in den Schönburgischen Herrschaften schon 1610 nur nach der Lagerdauer „frisches“ vom „Lagerbier“ unterschied.<sup>253</sup>

Nach Starke kam 1836 noch fast 16mal soviel obergäriges wie untergäriges Bier zum Verkauf und 1886 immerhin noch 1,25mal soviel. 1901 sei noch jedes vierte Bier ein obergäriges gewesen und während des zweiten Weltkrieges, um 1940, sei es zu einem Biermangel gekommen, dem mit Limonaden, anderen alkoholfreien Getränken und mit Zucker gesüßten obergärigen Bieren abgeholfen werden sollte. Nach <sup>254</sup> hat die inzwischen aufgelassene Brauerei Hermann Gerlach in Döhlen-Freital bis 1885 nur obergäriges Bier hergestellt und noch 1939 ihr Produktionssortiment mit unter- und obergärigen Bieren, Pilsner, Lagerbier, Spezialbier „Ritterbräu“, Bockbier, Einfach- und Weizenbier angegeben. Der Laie wird es schwer haben, aus diesen Angaben herauszufinden, welches der angebotenen Biere ober- oder untergärig ist.

1858 hat die Feldschlösschenbrauerei Dresden, in der zu dieser Zeit nur untergärig gebraut wurde, um eine Konzession auch obergäriger Biere ersucht. Da dazu die Bürgerschaft befragt werden musste, wurde „sämtlichen Besitzern hiesiger brauberechtigter Häuser anheimgestellt, Dasjenige, was sie etwa vorzustellen gemeint sein sollten, längstens bis zum 21. April bei hiesigem Rath anzubringen.“<sup>255</sup>

Ein ungefähres Bild über die verschiedenen Sortenanteile vermittelt uns eine Schätzung der während der Feier des 400jährigen Jubelfeier der Zwickauer Schützengesellschaft auf dem dortigen Schießanger 1869 getrunkenen Biere: nämlich 1070 Eimer Lagerbier (64,9%), 197 Eimer Weißbier(11,9%) und 382 Eimer Braunbier(23,2%).<sup>256</sup>

Nach Thausing<sup>257</sup> sank im Norddeutschen Steuergebiet die Zahl der Brauereien von 1876 bis 1905/06 von 12535 auf 5995, während die erzeugte Biermenge

---

<sup>252</sup> Georg Hermann, Grenadier Wordelmann, Verlag Das Neue Berlin, Berlin W8

<sup>253</sup> Bestand 30584, Nr. 202, Die Strittigkeiten wegen etlicher Oelßnitzer Getreyde-Zinsen und Bierzwang...

<sup>254</sup> Der Bierkenner, Freundeskreis Brauereigeschichte Dresden/Ostsachsen e. V., März 1996

<sup>255</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 80 vom 21.3.1858

<sup>256</sup> Radeberger Zeitung Das Echo vom 18.7.1869

<sup>257</sup> Julius E. Thausing, Theorie und Praxis der Malzbereitung und Bierfabrikation,

von 20,8 Mio hl auf 46,3 Mio hl stieg, der Anteil des obergärigen Bieres aber von 8,5 Mio hl auf 6,2 Mio hl sank. Der Anteil des obergärigen Bieres, 1876 immerhin noch 40,8 %, betrug 1905/06 nur noch 13,4 %.

Im Königreich Sachsen erzeugten nach Thausing 1905/06 571 Brauereien 5,0 Mio hl, der Anteil des obergärigen Bieres betrug damals 11,9 %. Nur in Berlin war zwischen 1885 und 1905 der Anteil des obergärigen Bieres an der Gesamterzeugung mit ca. 31 % gleichgeblieben, sowohl obergäriges als auch untergäriges Bier hatten sich verdoppelt.

Diese Angaben korrespondieren auch mit denen, die Mikulaš Teich in <sup>258</sup> verwendet und nach denen 1890/91 im Deutschen Reich der Anteil des obergärigen Bieres bei 15,82%, in der norddeutschen Brausteuergemeinschaft, also ohne Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, aber noch bei 25,8% lag. Dieser Anteil sank 1909/10 im gesamten Reich auf 8,38%, in der norddeutschen Steuergemeinschaft

auf 13,23% . Der absolute Rückgang des obergärigen Bieres in Höhe von ca. 2,6 Millionen Hektoliter in diesem Jahrzehnt ging aber allein zu Lasten der Brausteuergemeinschaft und damit vor allem Sachsens.

Bezugnehmend auf eine Statistik des Landeskulturrates veröffentlichte <sup>259</sup> Zahlen, nach denen im Königreich Sachsen wahrscheinlich im Vorjahre, also 1906/07, von 591 Brauereien 5.005.864 hl Bier erzeugt wurden, davon 597.215 hl obergäriges, mithin 11,93% des Gesamtausstoßes. Die Zahlen sind mit Vorsicht zu genießen, wurden für die Gesamtmenge neben 793.511 dz Gerstenmalz, 411 dz sonstigem Getreide und 5542 dz Malzsurogaten doch nur 220 dz Weizenmalz eingesetzt.

Unter Berufung auf die Königliche Generalzolldirektion veröffentlichte <sup>260</sup> Zahlen über das sächsische Brauereiwesen zwischen 1900 und 1910. Danach verringerte sich der Ausstoß der sächsischen Brauereien in diesem Zeitraum von 4,764 auf 3,931 Mio hl und die Zahl der Brauereien sank von 649 auf 502. Interessant ist aber, dass 1908/1909 von 521 produzierenden Brauereien noch 211 obergäriges Bier herstellten, von 4,6 Mio hl immerhin noch 0,53 Mio hl. Im Braujahr 1909/10 lag der Anteil obergärigen Bieres in Sachsen immer noch bei 11%. Die Zahlen korrespondieren in etwa mit in <sup>261</sup> unter Berufung auf eine amtliche Statistik veröffentlichten Zahlen, nach denen 1898/99 von 677 Brauereien in Sachsen 431 obergärige Biere herstellten, 1908/09 existierten nur noch 521 Brauereien, von denen noch 229 in der Hauptsache obergäriges und

---

J.M.Gebhardt's Verlag Leipzig, 1907

<sup>258</sup> Mikulaš Teich, Bier, Wissenschaft und Wirtschaft in Deutschland 1800-1914, Böhlau Verlag GmbH u.Co.KG Wien, Köln, Weimar, 2000

<sup>259</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo, Nr.194 vom 21.8.1907

<sup>260</sup> Auerbacher Zeitung vom 24.8.1911 und 19.1.1912

<sup>261</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 13 vom 18.1.1912

292 untergäriges Bier herstellten. Die obergärige Biermenge verringerte sich in diesen 10 Jahren von 1.271.000 auf 531.000 hl.

Schon damals hat man den Ausstoßrückgang, der parallel mit einem Brauereisterben, aber einer Ausstoßerhöhung der überlebenden Brauereien einherging, auf das Eindringen auswärtiger Biere und die Abstinenzbewegung geschoben. Trotz sinkender Anzahl der Brauereien und niederen Prokopf-Verbrauches stieg von 1899 bis 1909 der durchschnittliche Ausstoß einer sächsischen Brauerei von 7190 auf 8845 hl/a.

Für weiter zurückliegende Zeiten ist eine Differenzierung nach der Brauart weit schwieriger und wie sich belegen lässt, mitunter gar nicht möglich.

Sachsens Kirchengalerie 1839 erwähnt nebenbei, dass das Erb- und Lehngericht Rückersdorf bei Neustadt auf Grund seiner Braugerechtigkeit ein Weizen-Weißbier von eigenartig süßlichem Geschmack erzeugt habe, das einen großen Zuspruch bei Fremden verursacht habe.

Zu den herrlichsten und besonders für den Sommer bekömmlichsten Bieren zählte man das Bochmann'sche Weizenbier, bekannt auch unter dem Namen Bergishübler, weil es nämlich seit 1840 in Berggießhübel gebraut wurde. „Jetzt wird es aus der neu und eigens dazu gebauten Brauerei in Mockritz bei Dresden nach allen Gegenden versandt, und es wäre nur zu wünschen, dass sich auch am hiesigen Platze Wirthe fänden, welche sich diesen herrlichen Stoff verschafften, an zahlreichen Verehrern dieses Bieres würde es nicht fehlen. Namentlich eignet es sich, auf Flaschen gezogen, sehr für Sommerrestaurationen, da es sich mehrere Monate aufbewahren lässt und je älter, desto schöner wird.“<sup>262</sup> Da es im Sommer und im Winter an Güte gleich sei, als Tafelbier besonders geeignet und ärztlicherseits selbst den schwächsten Frauen, ja selbst Kindern und Rekonvaleszenten verordnet werde, habe es nun fast in ganz Sachsen und selbst in den höheren Kreisen Aufnahme gefunden.<sup>263</sup>

In diesem Zusammenhang ist interessant ein Auszug aus dem Bericht des Herrn Medizinalrates Dr. Niedner im Verwaltungsbericht des Rates der Stadt Dresden für das Jahr 1886: „...Von Interesse war ein zur gerichtlichen Untersuchung gelangter Fall von Weißbier-Verfälschung insofern, als die anlässlich desselben angestellten Erörterungen ergaben, dass die meisten Sorten des in Dresden zum Consum gelangenden sogenannten Berliner Weißbieres auf künstlichem Wege durch Mischen eines zu diesem Zwecke aus Berlin bezogenen Weißbier-Extractes mit Wasser und Zucker, Weinstein, Natron und anderer Zuthaten von oft sehr zweifelhafter Natur bereitet werden, so dass es sich bei vielen Weißbiersorten nicht mehr um ein Gährungsproduct, sondern um eine Art trüber Limonade handelt.“<sup>264</sup>

---

<sup>262</sup> Das Echo, Amtsblatt für Radeberg, Radeburg und Moritzburg, Nr.37 vom 10.5.1871

<sup>263</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 256 vom 13.9.1865

<sup>264</sup> Radeberger Zeitung (Das Echo) Nr.22 vom 21.2.1888

Die „Erzgebirgische Eisenbahn“, ein Wochenblatt für Kirchberg und Umgebung,<sup>265</sup> benennt als schädliche Wirkungen der „heutigen“ Starkbiere Magenbeschwerden, Lähmungen, völlige geistige und körperliche Stumpfheit und gar Blutschlagflüsse. Gänge man noch 15-20 Jahre zurück, wäre man nicht auf diese Legion von Lagerbieren gestoßen, die immer stärker herzustellen die Brauer sich bemühen würden. „Damals waren Gose und Kirchberger nebst einigen schwachen, aber wohlschmeckenden Lager- und Braunbieren unser Hauptgetränk. Erst nach dieser Zeit bahnte sich das Baiersche Lagerbier Eingang und der hohe Preis dieses Bieres war wieder die nächste Ursache, dass andere Brauer sich bestrebten, wohlfeilere, aber an Stärke und Geschmack ähnliche Biere herzustellen. So gewöhnte man sich allmählich an die starken Biere und Gose und Kirchberger kamen, die erste weniger, aber letzteres ganz und gar, in Verfall, so dass an dessen Stelle Wernesgrüner trat, ein Verfall, der namentlich auch in örtlichen Verhältnissen seinen Grund hatte.“

In Kirchberg hatte man nämlich keinen Brauer mehr, der Reiheschank trat wieder ein, und die Biere wurden, einmal gut, meistens schlecht, immer unbeliebter. Daher, „da die Stadt zu der Einsicht gekommen, dass es wohl besser sei, die Braugerechtigkeit einem tüchtigen Braumeister in Pacht zu geben, ist es nun gekommen, dass das jetzige Kirchberger Bier seinen alten Ruf abermals erlangen und dem Wernesgrüner wieder den Vorrang streitig machen durfte, umso mehr, da auch das Wernesgrüner selbst aus verschiedenen in der Stadt und Umgebung gelegenen Brauereien bezogen wird und eine Gleichheit in Gehalt, Güte und Geschmack nicht so leicht möglich ist, als gegenwärtig bei dem Kirchberger.“

Das Kirchberger, dem neuen Publikumsgeschmack Rechnung tragend, sei nunmehr im Stärkegrad von 9-10 auf 16-18 Grad und mehr gestiegen, und ohne dem Wernesgrüner und der in der neuesten Zeit sehr beliebten Dellnitzer Gose zu nahe zu treten, kann es allen Biertrinkern und Wirthen in Sachsen als im Inland gebraut und ganz unschädlich empfohlen werden.

Heute spricht man trotz des behaupteten Ruhms nicht mehr vom Kirchberger wie umgekehrt damals keiner etwas vom aufsteigenden Stern der Pils Legende aus Wernesgrün ahnen konnte.

Die Wernesgrüner Berg-Brauerei H. Günzel in <sup>266</sup>, damals schon eine 500-jährige Brautradition behauptend, erwähnt die Güte der frühen Wernesgrüner Biere, ohne ihren Charakter aber auch nur annähernd bezeichnen zu können. Sie hebt besonders ihr in Sachsen seit Beginn des 19. Jahrhunderts so beliebte „Wernesgrüner Weißbier“, ein Champagner-Weißbier, hervor, dass auch in Leipzig des Jahres 1839 gern getrunken wurde. Daneben würden aber auch helle und dunkle Bier nach Erlanger und Münchner Art, sowie Kara und Böhmisches

---

<sup>265</sup> Die Erzgebirgische Eisenbahn, Wochenblatt für Kirchberg und Umgebung, Nr.38 vom 15.9.1841

<sup>266</sup> Internationale Industrie-Bibliothek, 59.Band, 1934

gebraut. Der Urahn aber des Grenzquell-Pilsners, nämlich Voigtländisches Pilsner, sei erstmals 1893 zum Ausschank gebracht worden und sei damit das erste und älteste Pilsner Bier, das in Wernesgrün gebraut wurde.

Weiter reicht also die Wernesgrüner Pils Legende nicht zurück. Wenigstens die nach Münchner Art gebrauten Biere waren vermutlich untergärig, ab wann sie frühestens auf diese Art vergoren wurden, bleibt unbekannt.

Tatsächlich reicht die Tradition des Bierbrauens in Wernesgrün weit zurück. Es hatten nämlich die sechs Bauerngüter des Oberdorfes neben dem niederen und hohen Jagdrecht auch die Braugerechtigkeit. Eines dieser Güter kann das sogar durch alte Urkunden belegen. Die erste ist vom Jahre 1400, damals von Adolph von der Planitz aufgestellt, eine andere stammt von 1539 und es heißt, dass „das hiesige Braunbier weit und breit in der Umgegend bekannt ist und von dem Weißbier jährlich eine bedeutende Quantität nach Leipzig geht.“<sup>267</sup>

Ablehnend standen dem bayrischen Bier wohl vor allem die Mediziner gegenüber. In den medizinischen Statistiken der Amtsärzte 1838 und 1839<sup>268</sup> liest man z.B. bei Waldenburg: „Neben der Krätze gab es auch viele herpetische Affectionen und, wohl in Folge lang andauernden Mangels an Bewegung in freier Luft, klagten die Hämorrhoidal-Kranken sehr, wozu indes auch der jetzt so häufige Genuß dem Bairischen ähnlich gebrauter Biere beitragen mag.“ Aus Glauchau wird berichtet, dass „in Berücksichtigung der Nahrungsmittel zu erwähnen ist, dass, obschon das einfache Bier wirklich nicht schlecht ist, doch fremde Biere sehr Mode geworden sind und gewiß künftig auch ihren Einfluß auf die Gesundheit äußern werden. Brod und Fleisch sind meist gut. Das Branntweintrinken ist sehr im Schwange und giebt häufig Veranlassung zu Auszehrung, Wassersucht und Leberverstopfung.“

Im Amtsbezirk Wolkenstein wurde die Lage besser eingeschätzt. „Branntwein wird im Ganzen genommen weniger häufig als anderwärts und in den letztvergangenen Jahren getrunken. Das Bier ist allenthalben jetzt von besserer Qualität als früher, doch für den Armen zu theuer.“

Im Siebenten Medicinalbezirk dagegen brachten „großen Nachtheil für die Gesundheit der jüngeren Landleute die in den Dorfschänken in der Gegend von Annaberg allsonntäglich bis zum frühen Morgen gehaltenen Tanzbelustigungen. Die jungen Leute treten bei solchen Gelegenheiten zusammen und kaufen sich von den Wirth den Branntwein in Kannen. Aus dem Trinken wird ein Saufen, aus dem Tanzen ein Rasen, aus der gegenseitigen Annäherung der Geschlechter Unzucht, aus den Scherzen Schänkenraufereien. In dem Dörfchen Gehringswalde bei Wolkenstein trank im vorigen Winter einer der beim Tanze

---

<sup>267</sup> Sachsens Kirchengalerie, 11. Band, Das Voigtland..., Verlag von Hermann Schmidt, Dresden 1844

<sup>268</sup> Mittheilungen des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, 12. Lieferung, 1838



aufspielenden Musikanten in einem Ansatz eine halbe Kanne Branntwein bis auf den Grund aus. Die Folge war, dass er alsbald nachher bewusstlos wurde und morgens tot war.“

Der Amtsarzt des Amtsbezirkes Meißen aber analysiert: „Wenn in dem größern Theile des Bezirkes links der Elbe die Bier- alles Gerstenbier, nur in Riesa halb Gersten- und halb Waizenmalz) und Branntweinconsumtion vorwaltet, namentlich letzter in einem beklagenswerthem Verhältnis zugenommen hat, so prädominirt in dem nördlichen und östlichen Theile links der Elbe der Wein, freilich von der geringsten Qualität, dessen Schärfe und Säure nicht wohlthätig auf die Magenhäute zu wirken scheint, da organische Magenleiden unter solchem Genuß häufiger vorkommen... Im Ganzen spricht sich der Character des Weinländers in den bewohnern Meißens und in seiner Umgebung an der Elbe deutlich, wenn auch modificirt aus. Das verhältnismässig seltene Vorkommen der Gicht bei den Weintrinkern scheint den Beweis zu geben, dass der Meissner Wein diesen pathischen Zustand nicht begünstigt. Der Wein hat hauptsächlich den indirecten Nutzen, dass er dem Mißbrauch des Branntweins weniger zulässt und fühlbar macht. Dagegen droht in der neuesten Zeit der beliebte Genuß schwer und starkgehopfter Biere, wenn auch nicht so allgemein, doch vielen Einzelnen nachtheilig zu werden.“

Vorstehende Urtheile erwecken den Eindruck, als habe man mit der Einführung bayrischer Biere schon tiefe Einblicke in den Stoffwechsel ober- und untergäriger Hefen gehabt. Tatsächlich konnte aber von einer exakten Trennung zwischen Ober- und Untergärung, verursacht durch entsprechend reine Hefen, frühestens 1883 mit Einführung der Reinkulturen durch Hansen die Rede sein. Alle früheren Ableitungen aus Begriffen wie „kalte Gier“, „warme Gier“, Ober- oder Unterhefe und ähnliche sind äußerst vage. Schließlich waren die bis dahin verwendeten „Bierhefen“ sämtlich Mischpopulationen aus Wein-, Bier- und anderen fremden Hefen, mithin ober- und untergärigen Charakters, und damit auch vielseitig verwendbar, so zum Bierbrauen, Backen und auch zur Weinbereitung. Durch individuelle Gestaltung der Wirkbedingungen konnte man wohl empirisch das nötige Übergewicht einer Art sicherstellen. Näheres dazu lese man bei Pater Ildefons Poll vom Orden der Benediktiner <sup>269</sup>, bei Hackel-Stehr <sup>270</sup> und P. Lietz <sup>271</sup>.

Bekannte Biere, wie das Belgerne und Torgauer, waren mit Weinhefe vergorene, daher obergärige Biere und noch 1857 kann der an anderer Stelle erwähnte und zum Betriebsdirektor der Brauerei „Zum Felsenkeller“ Dresden

---

<sup>269</sup> P. Ildefons Poll, O.S.B. Metten, Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte und Bibliographie des Brauwesens E.V., Berlin, 1928

<sup>270</sup> Hackel-Stehr, Das Brauwesen in Bayern, Inaugural-Dissertation, TU Berlin, 1987

<sup>271</sup> Peter Lietz, Die Bedeutung der Bierhefe im Verlauf der Entwicklung der Bierherstellung, Jahrbuch der GGB, Berlin 2003

ernannte renommierte Braumeister Philipp Heiß, der inzwischen seinen sehr frequenten Gasthof „Zum Oberpollinger“ in München verkauft hatte, in seinem zwischen 1853 und 1870 fünfmal aufgelegtem Lehrbuch: „Die Bierbrauerei mit besonderer Berücksichtigung der Dickmaischbrauerei“ schreiben<sup>272</sup>: „Ein zweites Verfahren, aus Oberzeug Unterzeug zu machen, ist weit umständlicher und kostspieliger und nimmt überdieß bedeutend mehr Zeit in Anspruch. Bei jeder Obergährung bildet sich nämlich auch ein nicht unbedeutender Bodensatz, welcher, besonders wenn die Obergährung in Bottichen durchgemacht wird, der Quantität nach immer mehr zunimmt, bis nach öfterem Anstechen endlich völlige Untergährung eintritt. Auch kann man die Bodenhefe, welche sich bei der Faß Obergährung des Weißbieres absetzt, dazu verwenden“ und an anderer Stelle: „Wir sagten schon einmal, dass durch öfteren Zusatz von kleinen Quantitäten Unterhefe die Haupt-Obergährung in Untergährung verwandelt werden könne, indem sich dabei eben immer mehr Bodenhefe bilde. Umgekehrt aber von der Untergährung zur eigentlichen Obergährung zu gelangen, blieb bis zur Stunde noch eine Unmöglichkeit.“

Die vermeintliche Wandlung der Gärungsart bei der böhmischen Obergährung wird besonders an den Fässern deutlich, denn : „Hört dieses Hefenaustoßen endlich, gewöhnlich nach einigen Tagen auf, so zeigt sich an der Stelle der Hefe am Spundloch ein weißer Schaum, die Blüthe genannt, was andeutet, dass die Nachgährung vorüber ist und die Obergährung sich allmählig, bezüglich der letzten schwachen Nachgährung, die das Bier mit Kohlensäure gesättigt halten soll, in Untergährung verwandelt hat.“

Bedenkt man, dass diese Sätze Mitte des 19. Jahrhunderts Stand der Erkenntnis waren, kommen einem Zweifel über den Wert mancher Diskussion um die Datierung der ersten untergärigen Biere. Immerhin war Heiß bemüht, „um strengwissenschaftlichen Anforderungen wenigstens in der Hauptsache zu genügen“, einen Überblick über die verschiedenen Gärungstheorien zu geben. Ergebnis: Obwohl man über die Sache selbst noch sehr wenig Positives weiß, ist „für die Gärung des Brauers unleugbar der Hefepilz und selbst eine gute Zucht desselben das wesentlichste Bedingnis“. Heiß, in Dresden mit vielen Vorschußlorbeeren bedacht, musste seinen Posten als Betriebsdirektor der Felsenkellerbrauerei schon 1860 aufgeben. Seitens der Direktion wurde ihm der Vorwurf gemacht, in dem von ihm editierten Lehrbuch das geistige Eigentum des Herrn Brauereibesitzers Gabriel Sedlmayer, bei dem er früher als Braumeister beschäftigt war, ohne dessen Einwilligung verwendet zu haben. Auch habe die Qualität des unter ihm produzierten Bieres den Erwartungen des Konsumenten so wenig entsprochen wie die der Direktion hinsichtlich der technischen Einrichtung und deren Betreibung. Die Direktion „habe deshalb das Entlassungsgesuch in der Überzeugung angenommen, dass das Ausscheiden des Herrn Heiß der Gesellschaft nur zum Vorteil gereiche und die Stelle des

---

<sup>272</sup> Philipp Heiß, Die Bierbrauerei, Verlag von Lampart u. Comp., Augsburg, 1870

Ausscheidenden durch eine andere und bessere Kraft zu ersetzen auch nicht die geringste Schwierigkeit habe.“<sup>273</sup>

Heiß hat sich übrigens gegen die in der „Constitutionellen Zeitung“ und anderen Blättern gegen ihn erhobenen Vorwurf des geistigen Diebstahls verwahrt<sup>274</sup>, nicht gegen andere Gründe seiner Entlassung, die man aber, ohne Kenntnis der „Geheimsprache“ heutiger Personalchefs, aus<sup>275</sup> deutlich herauslesen kann. Philipp Heiß starb am 8.12.1860 in Stockholm nach vierwöchigem Krankenlager an einem Herzfehler. „Das raue nordische Klima, sowie seine im October d. J. bei den furchtbaren Stürmen gehabte sehr beschwerliche Ueberfahrt mögen das alte Leiden schnell geschürt und so sein rasches Ende herbeigeführt haben. In ihm verliert die theoretische Wissenschaft der Brauerei einen der gebildetsten, die Menschheit aber einen humanen, liebenswürdigen Mann.“<sup>276</sup> Es ist sicher zufällig, dass in der Generalversammlung der Brauerei zum Felsenkeller am 22.12.1860 die Entlassungsgründe für Herrn Heiß bekanntgemacht wurden: „Wie bekannt, hat Herr Heis ziemlich schlechte Erfolge erzielt; man glaubte erst, die Schuld auf die Neuheit des Unternehmens schieben zu müssen, bis man eines Andern belehrt wurde. Herr Heis war kein Disponent, obgleich er sich die Rechte desselben anmaßte, er wusste den Bestand der Naturalien nicht anzugeben und brachte zwischen Direktorium und Lieferanten große Schwierigkeiten hervor. In der letzten Generalversammlung machte er mehrfache Angriffe auf das Direktorium, da dasselbe Tadel über ihn aussprach.“

Die Konfusion um Unter- und Obergärung reicht bis ins 20. Jahrhundert. So wird das im 16. und 17. Jahrhundert sehr bekannte Torgauer Bier in<sup>802</sup> als untergärig bezeichnet, nur weil die Gärung angeblich bei niederen Temperaturen durchgeführt wurde.

Philipp Heiß, der Braumeister aus München, ist übrigens der Mann, dessen sich das Direktorium der Brauerei zum Felsenkeller rühmt, dass man ihn „unter höchst billigen Bedingungen“ gewinnen konnte und von dem man erwarten durfte, dass die Brauerei dereinst als Muster dastehen werde und eine Rente abwerfen würde, welche selbst die kühnsten Hoffnungen zu erfüllen im Stande sein dürfte.<sup>277</sup>

Das Streben des Herrn Heiß ginge dahin, „auch dem mittleren und ärmeren Manne die Möglichkeit zu gewähren, ein nahrhaftes Bier zu trinken.“ Demnach sollten im Felsenkeller zu Dresden zukünftig zwei Biere, ein Münchener Doppelbier und ein Münchener Einfaches hergestellt werden, letztes um mehr

---

<sup>273</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.99 vom 8.4.1860

<sup>274</sup> Dresdener Nachrichten, Nr.109 vom 18.4.1860

<sup>275</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 130 vom 9.5.1860

<sup>276</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 356 vom 21.12.1860

<sup>277</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.48 vom 17.2.1857

als ein Drittel billiger als das Doppelbier. Dampfkraft und Arbeiten rund um die Uhr sollten zudem, wie man das lebende Beispiel auch am Waldschlösschen habe, sprunghaft steigende Dividenden sichern. Dort waren sie innerhalb dreier Jahre von 12 auf 22% gestiegen.<sup>278</sup>

Die Baustelle der Felsenkellerbrauerei im Plauenschen Grunde war damals so spektakulär und auch für den Laien so interessant, dass sich die Direktion gezwungen sah, „von jetzt an den Zutritt zu den Baulichkeiten nur gegen Lösung einer Karte, welche Jüdenhof 1 erste Etage im Comptoir der Brauerei oder am Bauplatze in der daselbst befindlichen Bauschreiberei zu haben sind,“ zu gestatten. Aktionären war der Baustellenbesuch durch Vorzeigen der Aktie gestattet.<sup>279</sup>

Nach diesem mehr wissenschaftlichen Exkurs, der aber deutlich macht, auf wie unsicheren Pfaden wir auf historischem Gebiet wandeln, wollen wir wieder zu den Zuständen der brauenden Bürgerschaft in den zurückliegenden Jahrhunderten zurückkehren.

Während man also damals obrigkeitlicherseits die Untertanen zwang, »durch gewaltsame Ausfälle, hart Gefängnis, hohe Geldstrafen, auch wohl grausame Beschädigung«, sich des Herkommens und auch des Befugnisses wegen, ihr Bier nur von bestimmten Quellen zu beziehen, belohnte man andererseits die, die Verstöße gegen den Bierzwang zur Anzeige brachten. 1671 z.B. erhielt die Lichtensteiner Bürgerschaft zwei Viertel Bier, weil sie »Michael Meiern zu Orthmannsdorf das frembde Bier weggesoffen und die Viertell zerhauen hatten.«

Kein Wunder, wenn man der steigenden Unordnung und des Unmutes allenthalben und in immer kürzeren Zeiträumen durch aktualisierte Brauordnungen, die zwar immer an das Herkommen erinnern, zugleich aber gerechtere Zustände anmahnten und verordneten, zu steuern suchte. Vordergründig ging es immer um die Wahrung alter Besitzstände, hier darum, dass wohlhabende Brauherren neuerlich soviel brauten, wie sie wollten, und ärmere nicht mehr soviel brauen konnten, wie sie zur Erhaltung ihres Lebensniveaus angeblich nötig hatten. Deshalb sollte nun jeder, der eine Braugerechtigkeit hatte, mit der gleichen Anzahl Scheffel Schüttung ins „Loos“ gehen und vereidigte Schätzer das Brauwesen verstärkt kontrollieren.

Deren Eid lautete in Lichtenstein:

„Ich, N.N., gelobe und schwöre zu Gott dem Allmächtigen diesen leiblichen Eid, dass ich in dem mir aufgetragenen Bierschätzer-Amt mich aufrichtig und treulich verhalten, das Bier nebst meinen zugeordneten Beiständen, nach Würdigkeit und nicht nach Gunst schätzen und darauf sehen, damit gut, tüchtig

---

<sup>278</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.49 vom 18.2.1857

<sup>279</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.63 vom 4.3.1857

Getränke verzapfet, recht Maß gebraucht und um rechten billigen Werth verkauft werden möge, mich auch gegen den Armen als den Reichen erzeigen und nicht ansehen wolle Geschenk, Gunst, Gabe, Nachbarschaft, Gevatterschaft, Blutsfreundschaft, Freund - oder Feindschaft, noch einige andere Ursache; so wahr mir Gott helfe, durch seinen Sohn, Jesum Christum, Amen.“

Im sächsischen Neustadt war dieser Eid mehr fiskalisch geprägt. Der Schätzer schwor, „...hiermit zu Gott und dem Allmächtigen einen wahren, leiblichen Eid, dass, da ich heute von einem Ehrbaren Rathe zu Neustadt auf ein Jahr zu einem Biervisitatoren angenommen worden, ich solchen Dienst auch allenthalben treulich unterziehen, das Bier, wenn es abgegoren, bei einem jeden Brauberechtigten behörig accurat in Augenschein nehmen und dergestalt visitiren, damit nirgends was Unrechtes vorgehen oder dem Königlich und Churfürstlich Sächsischen Tranksteuerinteresse wehtunlich zugezogen werden möge, hiernach wie ich alles befunden, dem Herrn Tanksteuereinnehmer allhier treulich melden und eröffnen, auch hierunter nichts weder um Geschenke, Geld, Gut und Habe, weder Um Freund - noch Feindschaft oder anderen Ursachen willen etwas verschweigen oder unterschlagen will. So wahr als mir Gott helfe und sein heiliges Wort, Jesus Christus, Amen.“

Aber auch die Braueigner selbst oder deren Personal wurden eidlich verpflichtet. Der Eid gemäß dem Wittenberger Eidbuch <sup>280</sup> lautete: „Ich, N.N. schwere zu Gott dem allmächtigen einen leiblichen Eid, dass ich zu jedem Gebräude nicht mehr Malz als soviel in dem ordentlich gesetzten, gerichten und gestempelten Kasten auf einmahl gangen, nehmen und brauen, noch einigen Nachschütt oder Unterschliß im geringsten vorstatten, auch gutes und zu trinken tüchtiges Bier daraus ohne unzuläßlichen Vortheil noch der Steuer zu Nachtheil brauen, und vor erlangten Brauzeichen von der Obrigkeit und dem Einwohner nicht anfeuern, im übrigen den Pfannenzins aller 4 Wochen zur Cämmerey tragen will, So wahr mir Gott helfe und sein Heiliges Wort, durch Jesum Christum Amen.“

In Torgau, wo Lohnbrauerr schon am Ende des 14. Jahrhunderts belegt sind, schwur der Braumeister: „Ich schwöre Gott dem Allmächtigen, dem Rat und ganzer Gemeinde, dass ich bei allen Bieren, so ich braue, fleißig Aufsehen haben und mit Willen oder aus Nachlässigkeit oder mutwilliglich, soviel mir möglich ist, ein Gut nicht verderben lassen will, sondern, des Besten ich weiß, zu Nutze machen und brauen und in einem Gebräu nicht mehr denn 6½ Faß oder 7 Faß und aufs allermeiste 8 Faß machen will, und so ich irgendein Malz zu groß erkennen würde, solches dem Rat heimlich offenbaren lassen, darinnen nichts zu verhalten, auch niemand durch Gunst, Freundschaft oder Geschenk oder um Neides willen zumessen, sondern in dem allen auf mein höchstes und bestes Gewissen handeln will, als mir Gott helfe.“

---

<sup>280</sup> Mitteldeutsche Zeitung vom 2.9.2000

Die Eidesformel der Belgerner Braumeister aus dem Jahre 1688 ist noch ausführlicher und gibt uns wie die der Brauerknechte aus dem gleichen Jahr einige Hinweise auf die Technologie und die Arbeitsteilung beim Brauen, bei der die Lohnbrauer eigentlich nur die Rolle eines „cerevisiae coctores“ – Bierkoches – spielten. Gären und Reifen liefen unter Regie des Braueigners, schlicht Bürgers, ab.

Der Belgerner Braumeister schwur also<sup>281</sup>: „Ich N. schwöre zu Gott im Himmel mit Herz und Mund einen körperlichen wahren Eid, dass in dem von Einem Ehrbaren Rat allhier zu Belgern mir aufgetragenen Bierbrauerdienst ich mich ehrlich, fleißig und unverdrossen bezeigen, das Aufbeien, Stellen und Hopfkochen wohl in Acht nehmen und daran nichts verabsäumen, mich auch auf meine Hülfersknechte nicht verlassen, sondern überall gute Achtung auf das Brauen wie auch auf das Feuer haben, nach dem allhier gewöhnlichen Schutt bei männiglich gleichen Guß halten, das Gut aufn Bottigen durch Schlaf, Nachlässigkeit oder aus Neid, Haß und Feindschaft, aus Vorsätzlichkeit niemandem verwahrlosen noch meinen Hülfersknechten solches zu tun gestatten. Sondern ohne Ansehen der Person und mit Zurücksetzung alles Grolles und Feindschaft allen Schaden beim ganzen Brauen, soviel möglich und menschlich, verhüten, auch vorsätzlich an der Pfannen und Braugeräten keinen Schaden tun.

An dem von Einem Ehrbaren Rat gesetzten Lohn der 12 Groschen und der gewöhnlichen Brauermahlzeit mich begnügen, über das von E. E. Rat geordnete Trebermaß weiter keine Treber fordern, die Treber nicht eindrücken noch eindrücken lassen, sondern vergnügt sein, wie solche aus dem Bottige in das Maß geworfen wird, über die gewöhnliche Brauermahlzeit bei den Brauherren kein absonderlich Essen fordern noch begehren, auch über die geordneten 4 Kannen Nachbier von einem Gebräude weiter kein Jungbier oder Getränke fordern, viel weniger selbst nehmen oder durch die Meinigen nehmen lassen, nach E. E. Rates Ordnung und Setzung mich allenthalbern verhalten, den Armen tun als den Reichen, ohne Pfannenzettel nicht anbrennen.

Und in Summa mich allenthalben also bezeigen und verhalten, wie einem ehrlichen, gewissenhaften Mann eignet und gebühret und solches um Liebe und Freundschaft, Haß, Neid und Feindschaft, auch um anderer Ursachen wegen nicht unterlassen will. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.“

Der Brauknecht, also der Hülfersknecht, schwur aber, „mit Herz und Mund einen körperlichen wahren Eid, dass ich als ein verordneter Hülfersknecht bei dem Malzmahlen und Bierbrauen allhier in Belgern mich jeder Zeit unverdrossen, ehrlich, treu und fleißig bezeigen, das Malz nach Gelegenheit des Wachstums nicht zu kleine mahlen, auch nicht zu grob lassen, solches rein aufkehren und nichts davon veruntreuen, sondern solches fleißig zu Rate halten.

---

<sup>281</sup> Agnes Bartscherer, Von den alten Torgauer und Belgerner Brauermeistern und ihren Hülfersknechten, Jahrbuch der GGB, 1937

Dasjenige, wozu der Brauermeister mich anweist, ungesäumt zu Werke richten. – Sofern der Brauermeister bei dem Brauen aus Vorsatz oder Fahrlässigkeit etwas verabsäumen oder versehen würde, solches erinnern, aufs Feuer gute Achtung geben und allen Schaden soviel möglich verhüten, nach dem hiesigen gewöhnlichen Schutt gleichen Guß halten und den Armen tun als den Reichen, an den Brauschaufeln und andern Braugeräte vorsätzlich keinen Schaden tun. In der Austeilung des Getränkes Gleichheit halten, an dem von Einem Ehrbaren Rat gesetzten Lohn der 9 Groschen und der gewöhnlichen Brauermahlzeit mich begnügen lassen, über das von E. E. Rat geordnete Trebermaß weiter keine Treber fordern, die Treber nicht eindrücken noch eindrücken lassen...“ Der Eid schließt wortgleich mit dem des Meisters.

Die Bemühungen um Zentralisierung des Brauens in Kommunbrauereien unter Aufsicht erfahrener Fachleute führte meist zu einer messbaren Qualitätsverbesserung. Melanchthon mit seinem Spruch *Belgrana est omnibus sana* – Belgerner Bier ist allen gesund – hat es bestätigt. Man hat allerdings den Eindruck, dass der Humanist Melanchthon sich in Sachen Bier gern vor den Karren spannen ließ. Als der nämlich am 17.1.1552 in Hof übernachtete, sei „ihm alsdann über den essen von einem erbarn wolweisen bürgermeister und rath der Stadt und der alten Prückerin mit malvaier und anderem Getränk verehrung geschehen, er aber D. Philippus, vor andern getränken das Hofisch bier gerühmt und getrunken.“<sup>282</sup>

Andererseits hat man fremde Bier gern ferngehalten und wo es ging, schlecht gemacht. Der Hofer Bürgermeister Rab pflegte um 1600 zu sagen: „Adorf, Brombach [Brambach], dazu Schöneck, Milau [Mylau], Trewen [Treuen] und Lengenfeld, Oelsnitz, Plawen [Plauen] und Elsterberg sind 9 bier, ist keines ehrenwerth.

Die Radeberger Brauordnung von 1750 bestimmt im §14: „Was Schutt und Guß betrifft, so bleibet es bei dem Herkommen, dass nemlich 30 Scheffel Gerste eingeschüttet, und 15 Faß daraus bereitet werden, wie denn die Mälzer und Brauer dieserhalb nach Anleitung derer Steuerausreiber noch ferner behörig zu vereiden (sind) und auf jeden eine besondere Instruction, nach Beschaffenheit seiner Verrichtung darüber auszustellen, und er in Beisein der Brauerschaft darauf zugleich zu verpflichten, mit deren Annehmung aber dergestalt zu verfahren, dass dazu niemand anders als in solcher Profession wohl erfahrene, Christliche, den übermäßigen Trunck nicht liebende Männer angenommen, selbige zuförderst der Brauerschaft vorgestellt, deren hierwieder habende erhebliche Erinnerungen hinlänglich gehöret und erwogen werden...“

Einen ähnlich lautenden Eid hatten auch die Braueigner zu leisten, in dem sie sich verpflichteten,...“bei allen Bieren, so ich braue, fleissig Aufsehen (zu)

---

<sup>282</sup> Walter Wirth/Norbert Gossler, Von Kommunbrauhäusern und Brauereien, Hof 2000

haben und mit Willen oder aus Nachlässigkeit oder mutwillig, soviel mir möglich ist, ein Gut nicht verderben lassen will, sondern, des Besten ich weiß, zu Nutze machen und brauen will..., und so ich irgendein Malz zu groß erkennen würde, solches dem Rat heimlich offenbaren lassen, darinnen nichts zu verhalten, auch niemand durch Gunst, Freundschaft oder Geschenk oder um Neides willen zumessen, sondern in allem auf mein höchstes und bestes Gewissen handeln will, als mir Gott helfe.“

Dennoch gab es unter der zahlreichen brauenden Bürgerschaft genügend Reibereien, teils, weil man die bestehende Brauordnung subjektiv auslegte, teils, weil sie zu einem wirklichen Hemmnis der Produktivität geworden war. Die häufigen Verstöße gegen die vom Landesherrn aus guten, meist fiskalischen, Gründen erlassene Ordnung zwang jedenfalls zu einer stetigen Revision derselben.

In Neustadt/Sachsen folgte auf die 1662 vom Kurfürsten Johann Georg III. konfirmierte die von 1753 unter August dem Starken und 1799 die von Friedrich August I. genehmigte.

Wegen ihrer Sprache und mangelnder Kenntnis der damaligen Lebensumstände sind diese Ordnungen jedenfalls für Laien schwer verständlich. Neben Bestimmungen über die zu brauenden Biersorten und die Brauperioden, Schüttung und Guß enthalten sie umfangreiche Bestimmungen über die Losgrößen, also die zu brauenden Mengen, und die Losfolgen, die Reihenfolge, in der gebraut und geschenkt werden durfte. Insbesondere das letztere war offensichtlich äußerst kompliziert. Eine genaue Reihenfolge war nämlich schon deshalb nicht oder sehr schwer einzuhalten, weil die Ausschankzeiten von stets mehreren Häusern gleichzeitig je nach Qualität der Biere und Zahl der Kundschaft sehr unterschiedlich waren. Da musste man einerseits als nächster in der Folge stets Gewehr bei Fuß stehen, andererseits aber auch sehr darauf bedacht sein, nicht zu früh und keinesfalls ohne Schankgebot des Bürgermeisters mit dem Ausschank zu beginnen. Dem war im übrigen von jedem Gebräude ein Probefäßchen vor Ausschankbeginn, in Neustadt 12 Kannen, also rund 12 Liter fassend, zuzustellen.

So ergehen sich die Brauordnungen meist sehr weitschweifig in Festlegungen, was zu tun sei, wenn irgend ein besonderer Umstand eintrat, beispielsweise das Los auf Markttage traf, wenn zugleich Schützenfeste gefeiert wurden oder wie die Lose in Zeiten sinkender Konsumtion ohne Schaden für die Gesamtheit der Brauer zu behandeln, welche Vorräte zu halten seien und dergleichen Dinge mehr.

Dem genossenschaftlichen Zuge der Zeit folgend sollte „das Bier weder zu teuer gehalten, noch von einem oder dem anderen durch wohlfeileren Preis die Währung allein an sich gezogen, oder auch zum Nachteil derer Consumenten weniger Bier, und die Kanne zu teuer gegeben werden. Und es soll jedes Mal, und so oft es die Notwendigkeit erfordert, von Seiten des Rats und der Accise dahin gesehen werden, dass nach dem Werte des Einkaufs an Malz und Holz ein



proportionierlicher Preis gesetzt, und solcher weder zum Nachteil der Abnehmer überschritten, noch auf anderem Wege einiger Eigennutz gesucht werde, wobei man doch allemal dahin zu sehen hat, dass demjenigen, dem sein Bier umgeschlagen, oder sauer geworden ist, so dass er es in anderer Gestalt nicht los werden könnte, sein Bier wohlfeiler zu geben, gestattet werde.“

Bei der Preisbildung spielte schon damals Wärmeenergie, hier in Form des Holzes, eine große Rolle. Das kommt auch in Verhaltensanforderungen in den Brauordnungen zum Ausdruck, denn die Hilfsknechte, die das Malz in die Mühle und von dort ins Brauhaus schaffen sowie die Helfsmägde, die die Braugefäße reinlich halten mußten, sollten sich an dem Brauholze nicht vergreifen, noch solches verschleppen, alles bei einem Schock Altgroschen oder zweitägigem Gefängnis oder anderer willkürlicher Strafe.

Damals wurden in Radeberg wie in vielen anderen sächsischen Städten neben den „ordinairen“ Schenkbieren, auch Lagerbiere gebraut, im Sommer aber „gegen die Badezeit“ auch Weißbier, vornehmlich zur Versorgung des Bades. Mit keinem Worte werden aber Hefebehandlung, Hefegabe oder –ernte erwähnt. Die Besitzer oder Pächter brauberechtigter Häuser haben damals schon nicht mehr selbst gemälzt oder gebraut. Das überließ man den zunächst stadteigenen Häusern, weil dafür drei wesentliche Gründe sprachen: es war bequemer und billiger, diente der Qualität und verringerte die Brandgefahr. In den Brauhäusern stellte man nur gekühlte Bierwürze her, vollführte also nur das eigentliche Brauen. Die gekühlte Bierwürze wurde dann, wahrscheinlich mit Hefe versetzt, in offenen Zubern mit schöner Gischthaube durch je zwei „Brauhausweiber“ in die nach Los fälligen Häuser getragen und dort in die in den Kellern vorhandenen Fässer umgefüllt. Wegen ihrer besonders derben Art wurden diese Brauhausweiber von den Bürgerfrauen gewissermaßen hofiert und am Tag des „Auffüllens“ ein extra feiner Braten für sie bereit gehalten.

In Neustadt in Sachsen stand das alte Brauhaus der Braukommune bis etwa 1850 an der östlichen Rathausseite (Bild). Es hatte keine Kellereien und deshalb trugen Frauen „das gebraute Bier in Zubern in die Keller des Brauhauses in der Malzgasse oder in die Keller der brauberechtigten Häuser, wo es abgären musste.“<sup>283</sup>

Die Braupfannen selbst in bürgerlichen Brauhäusern waren sehr häufig im kirchlichen Besitz und für ihre Nutzung mussten die Brauberechtigten den sog. Pfannenzins erlegen. Beispiele dafür sind: Altendresden, Chemnitz, Dahlen, Eschefeld, Gohlis, Lengefeld, Lichtenstein, Lobstädt, Lommatzsch, Löbnitz, Meerane, Mochau, Mockau Nossen, Pirna und Wurzen.

Die Waldenburger Stadt-Ordnung, bereits 1552 in einer überarbeiteten Fassung vorliegend, beweist, wie ernst man die von Malzdarren und Brauhäusern ausgehende Feuergefahr nahm. Man legte demnach den Besitzern dieser Häuser Pflichten auf, die weit über den allgemeinen Brandschutz hinausgingen:

---

<sup>283</sup> Zeitung für das Meißner Hochland, 1933

„Nach dem es Unsere Voralten vor das beste Und durch die Gemeine für guth erkannt ist worden, das man Maas und Zeit halten soll, sonderlich dehnen, die da mit Maltzderren Umbgehen, das dieselbigen zu bequemer Zeit anheben Und aufhören sollen, Nemlich zu Morgens umb Vier wenn man die Glocke leutet, zu Abends umb Sieben schläge, Eher noch langer Kein feuer bey Ihnen gefunden werden, Welcher aber berüchlichen oder bey Ihnen zu unbequemer Zeit feuer gefunden würde, soll er dem Rath ohne alle Ausflucht Ein gut Schock zur Strafe geben, Hierneben Kein Haus-Wirth noch Hausfraw solch Feuer auf Ihr gesinde, Knecht oder Megde, gelangen soll lassen, sondern dasselbige selbst Versorgen Und Verwahren.

Auch soll kein Bürger Derren oder Bier schenken, sondern soll ein Jedes zu seiner Zeit allein gebrauchen und Warten, bey oben angezeigter Strafe.

Ein jeder Bürger der ein Brawhaus hatt, soll wer darin brauhet, auswendig am Brauhaus-Dach eine Leiter liegen haben, der mann gebrauchen kann, so es die Noth erfordert, Auch soll dasselbige Haus die Nacht den Wechtern frey offen stehen, aus und ein zu gehen..

Die Braupfanne nach dem man abgebrawen hat, soll man nicht bey Nacht, sondern auf den Morgen aus und ein ziehen, wie es bey dem Alten der gebrauch gewesen. Es soll in keinem Brawhauße gestattet oder nachgelassen Werden, das man Zwey mal nacheinander darinnen brawen wollt, sondern die Pfanne heraus an seinen Orth ziehen so es die Noth erfordert, auf den anderntag Wiederumb Hinein ziehen, Welcher aber solches aus muthwillen oder Ungehorsam brauchen würde, der soll einen Rath Zwantzig fuhder Steine an bedürfende Öhrter führen lassen...“

Manche Leistungen unserer Vorfahren, die wir noch heute beachtlich finden und mitunter als reine Fronarbeit verstanden haben, sind aus dieser, dem Gemeinnutz dienenden, absonderlichen Form der Bestrafung erwachsen.

Es ist erstaunlich, was die früheren Polizeiornungen so alles regelten, umso mehr, als die Ausübung polizeilicher Funktion kein Zweig der städtischen Verwaltung war, sondern vom Landesherrn als dessen Gerechtsame gehandhabt wurde. Nicht immer waren sie aber so kleinlich wie die 1558 von Georg von Schönberg der Stadt Glaucha(u) gegebene. Zur Erbauung daraus einige Missetaten und deren Strafmaß:

„...Und erstlich, da einer freventlich und aus Verachtung, ohne christliche nothwendige Ursachen, Manns- und Weibspersonen, Gottes Wort versäumen und unter den Predigten, an Sonntagen und Fasten, welche feierlich geboten, weltliche Hantierung und Gewerbe treiben, daheim bleiben, schlafen und faulzen oder im Bierhaus und beim gebrannten Wein sitzen würden, der oder dieselben sollen unnachlässig, sammt dem Wirth öffentlich am Sonntag an den Pranger gestellt werden.

Zum andern sollen die Gotteslästerer, so bei Gottes Namen, seinen Elementen und Sacramenten, greulich fluchen und schwören, gleichergestalt mit dem Pranger gestraft werden. Und soll ein jeder Hauswirth und und Bierschenk, der

Gotteslästerungen von seinen Kindern, Gesinden oder Gästen hörete, solches dem Gerichte anzuzeigen schuldig sein. Da er aber hierinnen verbrüchlich erfunden, itzt berührter Maßen auch gestraft werden.

Zum dritten soll kein Wirth (oder Einwohner) fremde und verdächtige Personen ohne unsere Erlaubniß aufnehmen. Auch lose verwegene, leichtfertige Leute, faule Umstreicher, ehelose Huren und Buben nicht herbergen oder aufhalten bei Strafe eines neuen Schocks, uns unnachlässig zu entrichten, und dem Rath oder Richter zehn Groschen.

Zum vierten soll kein Wirth oder Bierschenk über neun Schlag des Nachts Biergäste halten, saufen oder spielen gestatten, bei Strafe eines alten Schocks, Uns zu erlegen, und dem Rath oder Richter zehn Groschen; da auch einer über bemelte Zeit uf der Gassen schreien oder sich sonst unzüchtig halten würde, der soll seiner Wehr, ob er eine trüge, verlustig, die Nacht im Gefängniß behalten, und nach Gelegenheit seiner Verwirkung weiter gestraft werden.

...Es soll auch Zucht und Maß im Trinken und Tanzen hiermit ernstlich geboten, und das unnatürliche verderbliche Zusaufen, auch unzüchtige, ärgerliche und bübische Verdrehen auf Wirthschaften, es sei auf dem Rathause oder in anderen Häusern, auch gemeinen Tänzen, auf der Gassen oder wo die sonst gehalten, gäntzlich abgethan und verboten sein...“

Es wird dann zum Halten rechten Maßes beim Kauf oder Verkauf aufgefordert. Waren, die nicht qualitätsgemäß angeboten wurden, sollten eingezogen und dem Spital oder nach jedes Orts Gelegenheit an arme Leute kostenlos verteilt werden. Damit aber mit den eingezogenen Strafgeldern ordentlich umgegangen und diese nicht zum eigenen Nutzen des Rathes oder Richters Verwendung finden würden, war der jeweiligen Gemeinde über die eingegangenen Strafen und ihre Verwendung jährlich klare Rechenschaft zu geben.

Nun wurde damals wie heute die Suppe nicht so heiß gegessen wie sie gekocht wurde, ein gedeihliches Zusammenleben wäre fast unmöglich gewesen, aber die Gefahr, ein Opfer von Denunziation zu werden oder schon durch auffälliges Aussehen und Verhalten straffällig zu werden, war latent.

Andererseits waren die Einnahmen aus solchen Delikten, egal ob in Sach- oder Geldleistungen, eine wesentliche Einnahmequelle für den Landesherrn und die Städte, die Verwendung der Gelder für soziale Zwecke, wie Armenversorgung, Krankenpflege o.ä. musste sichergestellt werden.

So finden sich in allen Städten diesbezügliche Statuten, Ordinationen, Ordnungen und Verfügungen und die meisten beschäftigen sich auch mit dem Nahrungsmittel Bier.

In einer Ordinatio des Meißner Bischofs Johannes VI. von Salhausen zum Statut von Bischofswerda 1503 bestimmt: „...Item das eyn iglich hauß Im Burgerrecht gelegen, bei dem Geschoß so izundt bereyt darauff gesatzet und stehet, wye gut und trefflich das auch gebaweth oder gebessert wird, bleyben sal, und so der Rath Ursachen hatthe, oder haben wolde, uff je keyn haws mehr Geschos zcw setzen, sollen sy das ane unsere und unser Nachkommenden Erkennnis zcwthun

nicht macht haben, item wir wollen auch das der Rath zcw Bischoffwerde dye Bier uff die hewser nach anzcal des Geschosses zwischen hir (Mittwoch nach Jubilate) und Johannis Baptiste (dem nächsten Johannistag) sezen sal, und so Imands darnachober die gesaezten Bier, uf sein haws zcwkunfftig brawen will, der sal das mit desJhenigen wissen thun, den der rath drzew setzen wirt und dem selbigen eyn Ort (den vierten Teil) eyns reinischen Gulden, zcw dem gebewde gemeynen Stadt beczalen... Item es sal Nymands zcm Bier gehen, Im Winter vor des seygers zcwee nach Mittage, umb des seygers achte uff den abendt davon, und im summer umb des seygers drey zcum Bier, umb des seygers Newn davon, und wer darinne ungehorsam befunden, hat der wirt, der das zcwlest, und der gast, der das thuet, iglicher so manchefeldigk das geschiet ein gut silbern svchogk zcwim Bawe geben, halb in unsere Kammmer und dye andwer helfft dem rathe...“

Am 18.9.1555 ergeht dann für das bischöfliche Gebiet ein Befehl des Bischofs Johann IX. von Haugwitz zur Beilegung von Streitigkeiten im Bierhandel, aus dem die fiskalische Begründung eindeutig hervorgeht:

„Wir Johannes von Gottes Gnaden erwählter Bischof zu Meißen, entbieten allen und jeglichen unsern Kretscham und Richtern, unseres Stifts Unterthanen und Belehnten, so zu schenken befugt, unsern Gruß und hiermit zu wissen, dass uns gläublichen anlangt wie ihr euch unterstehen sollet, zu sondern Verderb und Nachtheil unserer Städte Bischoffswerde, Stolpen und auch euer selbst zum Theil, allerlei fremde Biere einzulegen, und auf unser Stifts Grund und Boden zu verzapfen, welches uns zuzustehen und nachzulassen nicht gebühren will. Derhalben gebieten wir euch hiermit ernstlich und wollen, dass ihr vor dem Tag Francisci schiers künfftig, welches da sein wird der vierte Monatstag Octobris, anzufangen euch gänzlichen enthalten sollet, fremde Biere einzulegen und zu verzapfen, sondern euch dessen aus unsers Stifts Städten obgemeldet zu erholen.“

Im Statut der Stadt Stolpen aus dem Jahre 1659 wird auf dieses Gebietsrecht der Bannmeile noch eindeutiger wiederholt: „...des Biers aber müssen nachfolgende Ortschaften deutscher Pflege sich alles zum Stolpen erhohlen, als Langen Wulmsdorff, Lauterbach, Bühlau, Rennersdorf, Wilschdorff, Helmsdorff und Altstadt...Folgende Dorfschaften aber als Seligstadt, Fischbach und der Richter zu Schmiedefeld, seynd befugt, ein halb Jahr, als von Walpurgis bis Michaelis, sich des Bieres zu Bischoffswerde zu erhohlen, von Michaelis aber bis Walpurgis verbunden, das Bier zum Stolpen zu erkauffen.“

Das Bistum Meißen hat nicht zu allen Zeiten gut gewirtschaftet, und mancher hat tatsächlich unter dem Krummstab auf Kosten des Bistums gut gelebt. Uwe Schirmer stellt in <sup>284</sup> einen Verwaltungsbericht des Bischofs Johannes VI., mit bürgerlichen Namen Johannes von Salhausen, vor, der insofern ein Novum in der Meißner Bischofsgeschichte darstellt, weil er sich nur mit weltlichen

---

<sup>284</sup> Neues Archiv für sächsische Geschichte, 66. Band, 1995

Angelegenheiten befasst. Die Mängel, die der Bischof in der Verwaltung, dem Finanz- und Wirtschaftswesen fand, stellte er schnell ab. So habe er bei Stolpen ein Viehhaus gefunden, darin Kühe, Schweine, sechs Wagenpferde und vierzehn Menschen sich befanden, das aber nicht soviel Butter und Milchspeise abwarf, wie man im selben Hause bedurfte. Satzungsgemäß hätte man aber, wie in den Klöstern üblich, zum Schaden der Kirche, in das Haus auch noch Brot, Bier, Fleisch, grüne und dörre Fische, Salz, Hafer, Heu und anderes geliefert. Davon hätten die, ohne zu arbeiten, ganz gut gelebt und ein untugendliches Leben geführt. Das Hofgesinde, geistliches und weltliches, habe darin ungebührlichen Handel getrieben mit Brot, Bier, Wein etc., die sie vom Schlosse verborgener Weise dahin trugen. Das Haus wurde sofort aus dem Eigentum des Hochstifts herausgelöst und damit 400 Gulden Kosten gespart.

„Item zu Wurzen haben wir im negsten hause am thumbthore, darinnen itzunder unser ambtman Bernhart von Stentzsch wanet, unserm stiftt eyne eigen brauhaus vor vierzcig silberne schogk gekauft und dareyn eyne braupfanne machen lassen, dye do 70 reynische gulden kost, darauß hadt unser stiftt von iglichem byere, das darinnen gebrauen wirdt, sechs silberne groschen.“ So hätte man auch in anderen Brauhäusern verfahren müssen, die nun umsonst brauten.

Man sei aber auch gemeinnützig tätig gewesen. So habe man in Wurzen drei Brunnen gebaut und auf Kosten des Bistums Steine brechen lassen, davon über sechzig gewölbte Keller gebaut. Nun könne man in Wurzen das Bier gut erhalten, was früher zum Schaden der Stadt nicht möglich war.

Wenn oben vom Bierhandel gesprochen wurde, ist damit nicht die Tätigkeit von gewerblich dazu spezialisierten Unternehmern, vergleichbar den heutigen Bierverlegern, zu verstehen. Die gab es seiner Zeit nicht und Bierhandel wird noch 1849 im Gegensatz zu Wein-, Branntwein-, Liqueur- und Essighandel überhaupt nicht erwähnt<sup>285</sup>.

Gebote und Verbote mussten in einer Zeit, in der die wenigsten lesen konnten, häufig wiederholt, also in Erinnerung gebracht werden. So erinnert z.B. die „Willkür der Stadt Bischofswerda“ aus dem Jahre 1721 nur an Verordnungen, die von alters her galten. So unter 15.: „Vom Nachtsitzen und Nachtgeschrei. Es soll kein Bürger, noch alle, die ihren Aufenthalt in dieser Stadt haben, in Wein- und Bierhäusern noch auf der Gasse über 10 Uhr befunden werden. Welcher aber befunden wird, soll jeder einheimische Gast 3 fr., desgleichen der Wirth auch 3 gr. zur Strafe zahlen.

Wenn aber der Wirth in dem Umgehen die Gäste verhalten oder verstecken würde und man dahinter kommen wird, soll der Wirth um 1 fl. Und jeder Gast um 3 gr. gestraft werden. Desgleichen sei auch das Nachtgeschrei allen verboten, Bürgern und Gesellen, einheimischen und fremden...Wer solches übertritt, der soll 6 gr. zur Strafe erlegen und mit Gefängnis daneben gestraft

---

<sup>285</sup> Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, 18. Lieferung 1849

werden. Zu mehrer Abschaffung des Nachtgeschreis sollen die Knechte zum wenigsten am Sonntage und Montage des Abends herumgehen. Wenn sie nun des Winters über 9 Uhr und des Sommers über 10 Uhr jemand jauchzend, schreiend oder anderen Muthwillen treibend auf dem Markte oder Gassen befunden werden, den sollen sie in die Büttelei führen und soll aufm Morgen 1 oder 3 gr. darüber zur Strafe erlegen und nach Verbrechen wohl um ein mehreres gestraft werden.“

Unter 25. dieser Willkür „Vom Wein- und Bierschenken“ wird verfügt: „Es soll kein Wein- oder Bierschänker unter der Predigt Gäste setzen bei Strafe 1 fl., der Gast ½ fl....Es sollen auch Wein- oder Bierschänker recht Maaß geben, sooft aber solches übertreten wird, soll der Wein- oder Bierschänker 12 gr. Sztrafe erlegen... Es sollen auch andere gemeine Zeche, so Weihnachten, Fastnachten und zu anderen Zeiten gehalten, ohne Vorwissen und Erlaubniß des Bürgermeisters nicht vorgenommen und vor den Mittagpredigten sonderlich auf Weihnachten, am St. Johannistage und am Fastnacht-Sonntage nicht angefangen werden bei Strafe 1 fl. Es soll auch keiner länger denn 2 Monate nacheinander Bier schänken, und soll also dann nachmals damit wiederum 2 Monate innehalten bei Strafe 1 Thlr....Es soll kein Bürger oder Bierschänker sich unterstehen, die Bauern und andere Biergäste zu speisen in Meinung, die Gäste auf solche Maaße an sich zu ziehen...

Würde desgleichen sich einer oder der andere unterstehen, wie bishers bei etlichen geschehen, Harz oder Pech unter den Hopfen zu klopfen und in die Bierpfanne mit einzuschütten, derselbe, wenn er dessen überführet wird, weil der Pfanne hiermit großer Schaden geschiehet, soll E.E.Rath 1 Silberschock zur Strafe verfallen sein....Auf Palmarum soll jederzeit mit dem Brauen aufgehört werden, dermaßen denn den Sonnabend zuvor alle drei Pfannen auf den Kirchhof geführet...Denjenigen Bürgern, so Malzhäuser haben und ums Lohn zu malzen pflegen, soll bei 2 Schock Silber Strafe verboten sein, nach unserem Abräumen einiges Malz aufs Land zu machen, sintemal hiedurch unsern Bieren an der Abfuhr merklicher Schade und Verhinderung zugezogen wird, in dem dasselbe Land- oder Dorfbier hernach für Bischofswerdisches Bier nach Dresden geführet wird, wie es bei der Benachbarschaft am Tage.“

Die „Willkür“ gestattet uns tiefe Einblicke in die damalige Zeit, in der die Obrigkeit zwar die Schankwirte als die eigentliche Ursache von für diese Bereiche typische Übertretungen sieht, aber auch den Gast nicht ungeschoren lässt und ihm ob seines Geldes, wie später und bis in die neueste Zeit durchaus anders gehandhabt, auf Straßen und Gassen, in Wirtschaften und Hotels keine Sonderrechte einräumte. Besonders der Lärmschutz scheint damals wegen des im allgemeinen sehr niedrigen Lärmpegels von großer Bedeutung gewesen zu sein.

Auffällig ist auch das Speiseverbot in Schankwirtschaften. Noch gute 100 Jahre später unterschied man scharf zwischen Schankwirtschaften, Gasthöfen für Fuhr- und Landleute, Schank- und Speisewirtschaften, Hotels und Gasthöfe

ersten Ranges, Restaurationen und Weinstuben, jedes für sich mit besonderen Pflichten und Rechten.

Den Brauer interessiert selbstredend das Verbot des Untermischens von Harz und Pech unter den Hopfen, eine Manipulation, die sicher Farbe und Glanz des Bieres verbesserte und seine Haltbarkeit erhöhte, und wohl in seiner schädigenden Wirkung auf die Pfannen, nicht aber auf die Gesundheit, bekannt war.

Auch wird der dauernde Hang zu Gesetzesübertretungen am Beispiel der Mälzer und Dorfbrauer deutlich.

Crimmitschau, seit 1222 als civitas, Stadt, bezeichnet, gibt es nach <sup>286</sup> statuarische Aufzeichnungen des Stadtrechtes schon seit 1444. Es wurde den Bürgern als „Stadtrüge“ vorgelesen und schon 1460 erweitert. Verboten waren das Mälzen und Brotbacken bei Nacht, das Begehen von Stallungen und Gemächern mit offenem Licht, es wurden aber auch genau vorgeschrieben, wer wie viel Bier brauen durfte und wie viel Malz und Wasser zu einem Gebräude gehörten.

Die Zahl der möglichen Bräue pro Jahr war besitzabhängig und gegen Nachweis von 3 Mark waren drei, von 6 Mark vier, von 8 Mark sechs und von 10 Mark acht Gebräude möglich. „Daz ist die höhe acht gepraw zcu thun ersaczt vor cziten, der wir pißher und forder gebruchen süllen ane widerrede. Würde darüber ymandes mer prawen, denne eim yczlichen uf sein margk ersaczt ist obinberurt mit sines selbes torsts unde eigens willen, als an manchem gepröude er des besaget unde überkommen würde, als mannichmale schol er darumb püssen der stadt ein nüwe schock groschenn.“

Gleichfalls unter Strafe gestellt war das Überschreiten der zu einem Malze benötigten Gerstenmenge, die nicht größer als 16 bis 17 Scheffel sein durfte, sowie der für ein gemahlen erhaltenes Malz zugehörige Guß. Er durfte vier Pfannen nicht übersteigen, nur auf ausdrücklichen Befehl eines Kunden - wohl wenn er für den Eigenbedarf dünneres Bier wünschte – durfte mehr Wasser aufgewärmt werden.

Im übrigen enthalten die Statuten der Stadt von 1575 Festlegungen, über die wir heute lächeln, obgleich es auch bei uns im Umgang mit den Ämtern beiderseits gelegentlich an Takt und Feingefühl mangelt. Für den Ämtergang wurde so im § 6 zum empfohlen:

„Es soll ein jeder, wenn er vor den Rat kommt, sein Anliegen mit bescheidenen, sanften und linden Worten vorbringen und sich frevelhafter, üppiger Sprache, Lästerworte und Lügen enthalten bei Strafe eines Guldens.“

Ansonsten fehlen Aufforderungen zur pünktlichen Abgabe der Steuern in voller Höhe sowenig wie Vorschriften für den Hausverkauf (die Feuerschutzgeräte

---

<sup>286</sup> Hubert Ermisch in Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 22. Band, 1901

mussten mit übergehen), die Viehhaltung, das Ährenlesen, den Brandschutz, die Stadthygiene, den Nachbarschaftsschutz sowie Gästesetzen und Zechen. Mit dem Biere befassen sich allein sechs Paragraphen, mit Ausnahme des § 45 auch in anderen Stadtordnungen ähnlich formuliert. Letzterer regelt die mutwilligen Zerstörungen, die junge Burschen und andere bei Tag und Nacht auf den Gassen verursachen, und die nicht in die Zuständigkeit der Gerichte, sondern der Polizei fallen: also allerhand Unsinn, wie das Umhängen und Zerstören von Bierzeichen, Beschädigungen an Häusern, Wagen oder ähnliches. Diese Schäden wurden über den Schadenersatz hinaus mit 20 Groschen Strafe belegt.

Auch die Stadtordnung der Stadt Schlettau von 1584 legt großen Wert auf die sittliche und geistliche Ordnung in der Stadt, aber auch auf das leibliche Wohl seiner Bürgerschaft. Man wollte durch sie ausschließen, dass durch „Bierbrauen, sonderlich das Bierverkaufen und das Bierverzapfen, damit es nicht etlichen gelinge, welche gern schnell teure Zeit, insbesondere für Malz und Hopfen und anderes Getreyde, welche hoch vonnöten sind, herzuschicken wollen und das Städtlein in Verderbnis bringen.“<sup>287</sup>

Nach dieser Ordnung sollte selbst der Hausherr in seinem Hause auf Völlerei und Spielen wohl acht haben, im Übertretungsfalle wurde er wie alle Betroffenen mit 5 Groschen Strafe belegt. Eimen Nachbarn sollte es zwar „vergünnt“ sein, zum anderen auf eine Kanne Bier zu gehen oder Tochter und Magd spinnen gehen zu lassen, doch sollten dabei keine „Thörlichkeiten“ und „Ungebührlichkeiten“ getrieben oder verdächtige Personen zugegen sein. Spinnstuben waren damals in den Augen der Obrigkeit nämlich wahre Lasterhöhlen!

In den „Örtern und Zechen“, also da, wo Bier geschenkt wurde, musste man dem Wirte, bevor man zu trinken begann, 2½ Groschen erlegen und Nichtbezahlenwollen, sowie Davonschleichen, ohne bezahlt zu haben, wurden außer mit Geld noch mit Gefängnis von einigen Tagen bestraft.

Getrunken werden durfte nur bis 7 Uhr abends, nur guten Freunden und Nachbarn sollte es „vergünnt“ sein, sich an einem Trunke bis bis 9 Uhr zu ergötzen. Wie das Spielen war auch das „Braten und gehalten Mahlzeiten“ mit 5 Groschen Strafe belegt.

Damit immer gutes Bier ausgeschenkt würde, sollte der Wirt vom Brauer nicht mehr Bier aufgießen lassen als er „tragen“, also in vorgeschriebener Zeit ausschenken konnte. Ein Schenkverbot wurde ausgesprochen, wenn der Wirt versuchte, das Bier im Keller durch Kofent zu strecken.

Leute, die Bier auf die Dörfer trugen, wie Schuster die „Schue“, und es dort billiger verkauften, als es gemeinhin zu beziehen war, standen im Verdacht der Bierpanscherei. Weil die Dörfer dann möglicherweise ihr Bier woanders her

---

<sup>287</sup> Bunte Bilder aus dem Sachsenland, hg. v. Sächsischen Pestalozzi-Vereine,



bezogen, hatte das zu unterbleiben oder man lief Gefahr, seine Braugerechtigkeit für zwei Jahre zu verlieren.

Weil für Malz und Hopfen „jetzund teure Zeit“ war, sollte ein Faß gut Bier nicht anders denn um 5 K. (Gülden?) verkauft werden. War ein höherer Preis zu erzielen, sollte es „vergunnt“ sein, man hatte sich aber nach den Preisen der umliegenden Flecken zu richten, „bis der liebe Gott wieder andere Gelegenheit geben möchte“, also wieder billigere Zeiten bescherte.

Armen wie Reichen hatte hinsichtlich des Maßes ihr Recht zu geschehen, deshalb war „ernsthaft darauf zu sehen, dass jedem, der Bier verzapfe, sein richtiges Maß eingesetzt werde. So aber einer im Verschulden befunden wird, soll er 5 Groschen Strafe zahlen.“

Nahezu groteske Züge nahm die Konkurrenzsituation da an, wo Länder aneinander grenzten, bei Deutschlands Zersplitterung bis zur Reichsgründung 1871 ein geradezu allgegenwärtiger Zustand. Man denke nur an die unterschiedlichen Maße und Gewichte, Währungseinheiten und Preise, dazu die unterschiedlichen Länderinteressen mit entsprechend voneinander abweichenden Gesetzen, Strafen, Besteuerungen, Religionen u.a. und man bekommt einen ungefähren Begriff von der Schwere des damaligen Alltags.

Zwischen den Herren von Schönburg-Hartenstein und dem sächsischen Kurfürst Johann Georg III. spielte sich um 1690 das folgende ab:

Das Kirchdorf Oberpfannenstiel verdankte seine Entstehung den Herren von Schönburg-Hartenstein, die auf dem Pfannenstieler Forstrevier Bauholz erschlossen und mit einem Teil davon nacheinander neunzehn Häuser erbauen ließen, darunter ein Jagdhaus, eine Mühle und ein Brau- und Schlachthaus. Kurfürst Johann Georg III. hatte zunächst Bedenken, diese Ortsgründung könnte seiner Wildbahn und seinen Interessen schaden und veranlasste eine Besichtigung der kaum fünf Meter hinter der Grenze liegenden Häuser. Reagiert wurde aber erst, als sich die Beschwerden des Städtchens Aue und der Gemeinde Lauter häuften, denen ein großer Schaden durch Einschleusung unsteuerter und nicht veraccisirten Bieres und Fleisches entstände. „Alldieweil nun solchergestalt sowohl durch vielfältiges Einschleppen dergleichen unsteuerter und unveraccisirten Bieres, Fleisches und Brotes in Städten und Dörfern Ew. Königl. Maj. General-Accise und andre Intradern gar sehr geschmälert, auch auf diese Art dero Wildbahn und anderen Hohen Regalien ziemlicher Nachtheil zugefüget als auch deren Einwohnern in den nahegelegenen Städten und Dörfern die Nahrung hierdurch entzogen wird und, weil selbige nach Abtragung der schuldigen Abgaben ihr Bier, Fleisch und Brot nicht so wohlfeil als die Inwohner derer auf dem sogenannten Pfannenstiel gelegenen Häusern geben können, neben ihnen zu bestehen nicht vermögen, sondern dadurch nothwendig, zumal sich Alles dorthin ziehet, ruiniert werden müssen...Daher...diese Ew. K. M. Hohem Interesse zum Nachtheil neuerlich erbauten Brau-, Back- und Schlachthäuser, wenn der Herr von Schönburg dergleichen Gebäude hat unbefugter Weise aufführen lassen, müssen gänzlich

demoliret, oder, wenn selbiger hiezu ein beständiges und rechtmäßiges Befugnis hätte..., dass Bier, Brot und Fleisch von da in Kursächsische Orte ferner nicht solle verkauft oder verlassen werden dürfen...denen Inwohnern auch in E.K.M. nahegelegenen Städten und Dörfern ebenfalls nachdrücklich untersagt würde, sich bemeldtem Orte nichts, Bier, Fleisch oder Brot, fernerhin zu erholen noch auch daselbst Zechen aufzuschlagen,...auch solle – zur Abschaffung der Beschwerden über die Schönburger Verhältnisse – die General-Accise in den Schönburgischen Städten und Dörfern, also auch zu Pfannenstiel, eingeführt werden.“ In Pfannenstiel braute man damals aller 5 – 6 Wochen einmal und goß jedes Mal 11 Viertel.

Auf Vorschlag des armen Bergstädtleins Grünhain sollte nun auf der sächsischen Seite für die Reisenden auf königlichem und kurfürstlichem Grund und Boden ein gleiches Schankhaus gebaut und dort nur Grünhainer Bier verzapft werden. So verfuhr man schließlich auch, baute 1701/02 die neue Schenke und erweiterte 1738 das Ganze um ein Backhaus samt Fleischbank mit Branntwein- und Salzverkauf. So entstand in unmittelbarer Nachbarschaft, nur wenige Meter voneinander entfernt, der Ortsteil „Oberpfannenstiel Bernsbacher Antheils“.

Dennoch kam man nicht gegen die Schönburger Schenke über der Grenze auf und deshalb mußte einem Ersuchen Grünhains nachgekommen werden, dass von jedem Faß ein Nachlaß von 6 Groschen Zapfengeldsteuer zu erheben war. Das Bier lief nun wieder besser und Sachsens drohende Niederlage im Bierkrieg gegen Schönburg konnte noch einmal abgewendet werden.

Später hat man diesen Zuständen einen tragikomischen Anstrich gegeben, wie das folgende Zitat aus<sup>288</sup> beweist: „Der Bierkrieg ist längst beigelegt. Und die sächsische Schenke, jetzt der obere Gasthof zur Sonne genannt, hat ihn ebenso überdauert wie die alte Schönburgische Schenke, jetzt der untere Gasthof zum wilden Mann genannt....Das Vorhandensein aber zweier, kaum 400 m von einander entfernter, großer Gasthöfe bei früher doch noch viel geringerer Einwohnerzahl beider Orte Oberpfannenstiel, worüber sich schon mancher gewundert haben dürfte, weist uns noch alle Tage darauf hin, wie vor fast 200 Jahren hier an der Grenze der Kampf ums Dasein zwischen den alten Sachsen und Schönburgern in friedlichem Wettbauen und Wettbrauen ausgefochten wurde.“ Sächsische Gemütlichkeit mag das immerhin so sehen!

Im Vorausgegangenen wurde mehrfach der Begriff des Erbgerichtes oder Erblehngerichtes verwendet. Das führt uns hinüber in die äußerst komplizierte und unserem Verständnis häufig entzogene Welt des Rechtes. Es kann vermutet werden, dass die sehr pragmatische Hantierung des Brauens und Mälzens, besonders aber des Schenkens, eine Entsprechung im Recht gefunden hat. Schon erwähnt wurden entsprechende Statuten und Ordnungen, Satzungen und fiskalische Gesetze, aber auch das starre Festhalten an überlieferten

---

<sup>288</sup> Schönburgische Geschichtsblätter, 3. Jahrgang 1896/97,

Gewohnheiten, die ein geruhssames Zusammenleben mitunter erheblich erschwerten.

Die insgesamt komplizierten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters bis hinein in die jüngste Vergangenheit erforderten die Teilung der Gerichtsbarkeit, die allmählich vom Landesherrn in die Hände der Städte, Klöster und Gutsherren übergang. Das lief nicht ohne Konflikte ab, zumal häufig die sog. hohe Gerichtsbarkeit beim Lehnsherrn oder jedenfalls an höherer Stelle verblieb und nur die niedere Art der Gerichtsbarkeit ausgeübt werden durfte. So wird z.B. der Stadt Penig schon 1544 vom Landesherrn eingeräumt, zur Erhaltung des Schutzes und zur Vorbeugung von Unrichtigkeiten in folgenden Fällen selbst zu richten: 1., die Gotteslästerung, so nicht peinlich. 2., Welche unter der Predigt auf dem Kirchhofe geschwätzig herumstehen und die so zu gebranntem Wein während dieser Stunde desgleichen im Weinkeller oder Bierhäusern zur Zeche befunden werden. 3., Welche solcher verbotenen Stunde zuwider das Getränk haben auftragen lassen und die, so über verbotene Zeit gegessen, auch wenn ein Wirt einem Gaste die Zeche geborgt, hat ihn der Rat um zwei Groschen zu strafen.

Ähnlich lautete es schon in der Stadtordnung von 1485, nach der die Stadt nicht zu richten hatte über Frevelworte, so ganz peinlich, blaues Mal und Blutrünst. Nur schlicht raufen, Frevel- und Scheltworte, die auf dem Rathaus oder im Weinkeller fielen, gehörten in den Zuständigkeitsbereich des städtischen Gerichtes, also ein Teil dessen, was man unter dem Begriff der niederen Gerichtsbarkeit zusammenfasst.

Kein Wunder, dass man gezwungen war, die Zuständigkeiten akribisch nicht nur gegeneinander abzugrenzen, sondern ihre Einhaltung ständig mit Argusaugen zu überwachen. Allein aus dieser Teilung ergab sich vielfach die Länge der Verfahren und ihr Ausgang, die uns an das Hornberger Schießen so lebhaft erinnern. Kommt hinzu, dass das damalige Rechtsempfinden Rücksichtnahmen auf Höhergestellte, Verwandte und Freunde nicht immer ausschloß und man für Käuflichkeit mitunter sehr zugänglich war.

Die Zersplitterung der deutschen Lande und die verwickelten Jurisdiktionsverhältnisse brachten es mit sich, dass mitunter die einzelnen Häuser eines Ortes oder die Grundstücke einer Flur unter verschiedenen Gerichten standen. Ein Beispiel dafür liefert der Streit der Besitzer des Rittergutes Oberwiera mit dem Amt Altenburg 1485<sup>289</sup>. Man einigte sich wie folgt: „Nemlich alß dieweil die Gerichte und Obergerichte des Dorffs, welches auf einer Seite Rürsdorff genannt und in das Amt Altenburgk gehörig, aber auf der anderen Seite Wickersdorff geheißen wird, und der Herrschaft Schönburgk zustendig, durch das Flüslein so durch dasselbe Dorff herab in den Bach die Wierau genannt, fließt, hier zu gescheiden sind, So soll nun hinfüro dasselbe Flüslein auch herabwärts im Felde und Wiesen, bis es in die Wierau fället, die

---

<sup>289</sup> Schönburgische Geschichtsblätter, 6. Jahrgang 1899/1900

Gerichte und Obergerichte scheiden dergestalt, was vom Dorfe oben herab bis in die Wierau zur rechten Handt des flus gelegen, das solle in des Ampts Altenburgk Obergericht gehören und das zur linken Handt Schönburgisch sein und bleiben.“ „Da sich (aber) auch ein Gerichts-Fall im Bache zutrüge, so soll der Todte oder Verwunte den teil volgen, des Uffern mit dem Haupt am Nechsten gelegen ist...“

In <sup>290</sup> wird unter der Überschrift:» Die Grenzpfähle stehen so eng« ein ähnlicher Fall geschildert. „Eine gut erzählte Anekdote erhellt die politische Krankheit Thüringens, die feudale Zersplitterung in viele Kleinstaaten. Danach soll ein Landstreicher in einem Ruhlaer Gasthof, der mitten auf der Grenze stand, beim Betteln um ein Bier tot umgefallen sein. Das löste einen erbitterten Lokalstreit aus, welcher Teil der Gemeinde ihn zu bestatten habe. Bis das Argument überzeugte, wonach die Lage des Kopfes den Ausschlag gäbe.“

Altenburg kann auch auf einen für den mitteldeutschen Raum sehr frühen Beleg einer Bannmeile hinweisen, die sich zunächst nur auf das Bierbrauen und den Ausschank beschränkt zu haben scheint. Im Altenburger Stadtrecht von 1256 lautet Paragraph 20 <sup>291</sup>: „Innerhalb der Bannmeile eurer Stadt sollen keine Gasthäuser oder Schenken bestehen, die Getränke feilhalten, die folgenden Orte ausgenommen: Eine Schenke soll sein in Saara, Ehrenhain, Buscha, Treben, Leesen und Rolika. Aber sie sollen kein Bier brauen. Wenn aber an anderen Orten welche sind, soll der Landrichter es mit sich und eurem Schultheißen unterbinden.“

Sind also die Anfänge dörflicher Unterjochung schon mit dem Stadtrecht von 1256 nachweisbar, werden sie in den Jahrzehnten und Jahrhunderten danach immer deutlicher. Besonders in den Jahren 1515-1519 kam es verstärkt zu Auseinandersetzungen der Stadt und den Dörfern im Meilenbereich, bei denen es vordergründig wohl um das städtische Brauemonopol, in Wahrheit aber um die Befürchtung des Zunfthandwerks, besonders der Leineweber, ging, es könnte der dörflichen Konkurrenz erliegen. Kleinbürgerlich-plebejische Elemente der Stadt haben damals die Dörfer unterstützt; Lärm auf dem Lande half ihnen, ihre spezifischen Ziele in der Stadt durchzusetzen. Sie waren auch die eigentlichen Drahtzieher, als es 1525 zum Eklat kam. Von 88 der aufstandsbeteiligten Dörfer um Altenburg lagen allein 33 innerhalb der städtischen Bier- und Handwerksbannmeile. Sie zogen in die Stadt „...mit pfeiffen, Trommeln und großen geschrey in merunge mit frevelh und werhaftiger handt unvorschulter sache, auch unvorschont Ewr. Churf. G. Schloß und unser heuser befreynunge eingefallen sein, darynne das frembde bier so bey

---

<sup>290</sup> Georg Menchén (Herausgeber), *Romantische Reise durch Thüringen*, VEB Brockhaus Verlag Leipzig, 1985

<sup>291</sup> *Heimatkundliche Blätter*. 4. Jahrgang (1958), S.372

eym jeden gefunden, lauts hiebey gelegten vorzeichen mit großem geschrey und mit etlicher priester schmehung und beschedigung, haben außgetruncken auch in kandel und krugen weggetragen,..., der Rath mit eym außschos von der gemein komen und neben dem bemelten artickel vom gotsdienste und dem folgendem vom marggelde, begert, wir wollten uns zugleich im stifte frembden biers enthalden, mit der drawunge, wo wir solche artickel nicht annemen, wusten sie die gemeine fur auffrur und unserem uberlauff nicht aufzuhalten.“<sup>292</sup> Aus der Beschwerde des Propstes des Kollegiatsstiftes St. Georg an den sächsischen Kurfürsten ist unschwer zu erkennen, dass sowohl wirtschaftliche als auch weltanschauliche Gründe für den Aufruhr vorlagen und der Rat von Altenburg dem Astand schon nicht mehr wehren konnte.

Die Grundherren, insbesondere die Rittergutsbesitzer, übten in Form der Patrimonialgerichtsbarkeit vor allem die Erb-, Lehns- und Vogteigerichtsbarkeit aus, darunter auch das Jahres-, Rüge-, Ding- und Ehegericht. Allerdings besaßen einige Grundherren neben der niederen auch die hohe Gerichtsbarkeit, konnten also an Leib und Leben bestrafen. Die Grundherren führten diese Rechte meist nicht selbst aus, sondern bestellten dafür Gerichtsverweser, Gerichtshalter oder Justitiare. Das Schulzen- oder Erbrichteramt verband sich häufig mit der Schankgerechtigkeit, die gegen Zins auch weiter verliehen werden konnte. In den östlichen Gegenden Deutschlands waren sogar Brau-, Mühl-, Brot- und Fleischbankgerechtigkeit mit dem Schulzen-, Erb- oder Lehnrichteramt verbunden.

O. Gruner (in<sup>24 oben</sup>) verweist aber darauf, dass Stellung und Amt der Besitzer von Gericht-, Erb- oder Lehngerichtshöfen noch nicht völlig geklärt sind. Die Größe des Besitzes war wohl kaum entscheidend, da auch Gärtner und Häusler zu Richtern gemacht wurden, wohl deshalb, weil zur Erteilung von Beschlüssen und Abfassung der Urteile keine besonderen juristischen Kenntnisse, wohl aber genaueste Ortskenntnisse, nötig waren. Richter und Schöppen oder Schöffen waren also meist Ortsansässige.

Die als „Gericht“ bezeichneten Güter gehörten zwar meist zu den ansehnlichsten im Dorfe, wiesen aber keinerlei bauliche Eigenarten auf, die auf Rechtspflege hingedeutet hätte. Gerichtsstube, Arrestlokal oder ähnliches fehlen, sodaß man annimmt, dass bis in späte Zeiten die Verhandlungen unter der Linde stattgefunden haben. Als einstweiliges Gefängnis, auch Pömmeler bezeichnet, diente wohl das Spritzenhaus. Aber irgendwann, vielleicht der Witterung wegen, wich man in die Schenke, das Erbgericht oder den Erbkretscham aus.

Klingner (in<sup>288 oben</sup>) ordnet diesen Gerichten folgendes zu: „Die Richter und Schöppen waren unter anderem verpflichtet, die Gemeinde in guter Ordnung zu halten, die Unterthanen zur Frone zu gebieten, die Erbzinsen und andere Gefälle

---

<sup>292</sup> Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, Band 46, 1992

von ihnen einzutreiben und gehörigen Orts abzuliefern, unmündige Kinder zur Bevormundung anzumelden, Anzeige zu erstatten über gespürte Diebes- und Räuberhorden, ansteckende Krankheiten und Seuchen, die Einquartierung und Verpflegung der Soldaten zu besorgen und an Haussuchungen theilzunehmen. Weiter gehörte zu ihrem Amte, dass sie auf den Feldern, Wiesen oder Gehölze verursachten Schaden sowohl die Grundstücke oder deren Nutzung nach vorheriger Besichtigung, hauswirthschaftlich schätzen oder doch in ungefähren Wert bringen, die Feueressen, Mauern, Backöfen, Brunnen, Brücken, Teiche in Augenschein nehmen, die darbey befundenen Mängel und daraus zu besorgende Gefahr anzeigen, darauf fleißig acht haben über Wahrung der Sabbaths-Feier halten, ungebührliche Lustbarkeiten mit Schießen, Spielen, Tanzen und Musik, auch nächtliches Sitzen und Schwelgen, Beherbergen verdächtiger Personen, das Backen, Flachsbrechen und Dörren bei windichten Wetter, des Nachts und an nicht verwahrten Orten, die ungebührlichen Zusammenkünfte der Knechte und Mägde in Spinnstuben usw.“

Richter und Schöffen waren also vielfältig mit ortspolizeilichen Aufgaben betraut und es ist leicht vorstellbar, dass die Gutsschenke in diesem Getriebe eine besondere Rolle spielte. Dort wurde nicht nur prozessiert, sondern gehandelt, bestochen, provoziert, intrigiert und denunziert, woher dann schließlich auch eine gewisse Geringschätzung der Gastwirte ihren Ursprung nahm.

Was dort verhandelt wurde, in möglicher Kürze und ohne weitläufiges Verfahren, ist aus den „Rügenbüchern“ ersichtlich. Rügen waren meist Anzeigen über Händel, Irrungen, Diebstahl, Schlägereien und Injurien, also Beleidigungen, die je nach Schwere mit Geld, Frondienst oder Gefängnis, manchmal auch mit Verstrickung, einer Freiheitsstrafe ohne eigentliche Gefangenhaltung, aber mit der Auflage, einen bestimmten Ort oder Kreis nicht zu verlassen, bestraft wurden.

Ein solches Rügenbuch wurde auch in Oberwiera geführt. Im Jahre 1615 mußte danach „Bartel Grünberg soll 20 Groschen Zur straffe geben, das er dem Schulmeister vermöge der Rüge ein Krug Bier unters Gesicht gegossen“ und 1621: „hat Herr Johann Engelmann, Pfarrer, laut seines eingelegten Klagschreibens gerügt, das Bastian Teichmann in der Schenke sich toll und Voll gesoffen, gräulichen gefluchet Und auf ihme, dem Pfarrer, geschmehet und gelästert und solches nicht einmal, sondern öfters wiederholet.“

Teichmann hat widerrufen, mußte schriftlich Abbitte leisten und obendrein noch 10 Schock Groschen Strafe zahlen.

Aus der Strafzumessung kann man bei gleichgelagerten Delikten häufig auf die Wertigkeit der betroffenen, zu Schaden gekommenen, Personen schließen. Ein Schulmeisterlein galt damals gar wenig, ein Pfarrer war Honoratior.

Allerdings wurden die verhängten Geldstrafen nicht immer eingezogen. Abbitte und das Geloben von Urfehde führten in vielen Fällen zu einem gütlichen Vergleich.

Die Gemeinderügen erwähnt auch Alfred Ranft in seinem Beitrag „Die Landwirtschaft der Heimat im Laufe der Jahrhunderte“.<sup>293</sup> In Grumbach wurde das Kneipen über Mitternacht mit sechs Tagen Gefängnis bestraft, die Opitzer Rügen schränkten den Genuß geistiger Getränke wie auch des Tabaks ein. „Der einzelne Nachbar darf nur zu Weihnachten und zur Fastnacht, bei Hochzeit und Kindtaufe Bier im Hause haben. hatte er zu anderen Zeiten Durst, so musste er zum Richter gehen. Dieser besaß das Schankrecht. Er durfte dem einzelnen Nachbar höchstens fünf Groschen Bierschulden am Kerbstocke anschneiden. Das Bier war in den meisten Dörfern der Brauerei des Lehnsherrn zu entnehmen...Wer in Kesselsdorf einem Verstorbenen die letzte Ehre nicht erwies, der war verpflichtet, einen Eimer Bier oder drei Groschen zu geben.“

Wenn man auch damals geneigt war, übermäßigen Trunk als strafmildernd anzusehen, galt das nicht für die sogenannten „befreiten Orte“: das waren Kirchen, Kirchhöfe, Pfarrhäuser, und generell gab es bei „greulicher Gotteslästerung“ keinen Pardon.

Auffallend viele Delikte hatten, wie oben schon angedeutet, ihren Ursprung in der Schenke oder begründeten sich durch übermäßigen Alkoholgenuß bei öffentlichen und privaten Festlichkeiten. Deshalb erscheint es angebracht, an späterer Stelle wenigstens ein paar Worte über die Gast- und Schenkwirte zu verlieren.

Die mit dem Erb- oder Erblehngericht umschriebene Form der Gerichtsbarkeit hat seine Anfänge schon in der sogenannten Ostkolonisation, reicht also bis ins 10. Jahrhundert zurück. Von Grundherren, die aus welchen Gründen und mit welchen Mitteln auch immer, genügend Land besaßen, erhielten die Kolonisten über einen Mittelsmann, den „Lokator“, Land, Saatgut, Vieh und Geräte. Sie waren persönlich frei, leisteten zunächst keine Fronarbeit und mussten erst nach einigen Freijahren über einen mäßigen Getreide- oder Geldzins das vom Grundherren vorgeschossene Kapital zurückerstatten.

Im Zusammenhang mit der Ortsgründung von Arnsdorf bei Radeberg schreibt Hackeschmidt<sup>294</sup>: „Der Lokator erhielt ein größeres, abgabefreies Land, meistens 2 Hufen. Außerdem begleitete er das Erbrichteramt, war also Inhaber der niederen Gerichtsbarkeit und eine Art Ortspolizei. Diese Struktur gewährte eine gewisse Selbstverwaltung und Freizügigkeit der Gemeinde. Weiterhin hatte der Erbrichter das Schank- und in vielen Orten auch das Braurecht, daher der Name Erblehngericht für die erste Gaststätte.“

In <sup>295</sup> stellt Dr. Siegfried Sieber „Neu entdeckte Aufzeichnungen des Erzgebirgschronisten Christian Lehmann, Pfarrer zur Zeit des 30-jährigen Krieges, vor.

---

<sup>293</sup> Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Band 27/28, 1938/39

<sup>294</sup> Die Radeberger(Heimatzeitung) vom 21.12.2001

<sup>295</sup> Sächsische Heimatblätter, Jg. 9, 1963

Danach hatte der Ort Königswalde, halben Weges zwischen Jöhstadt und Annaberg gelegen und zur Hälfte dem Amt Grünhain und dem Amt Annaberg zugehörig, ein Erbgericht mit Braurecht, war aber gezwungen, zugleich mit Annaberg das Brauen zu beginnen und zu beenden.

Brau- und Schankrecht hatte auch das Erbgericht des Dorfes Kleinrückerswalde, bemerkenswert deshalb, weil schon sehr früh, nämlich 1408 von einem Braurecht für Winter und Sommer gesprochen wird.

Das Erbgericht des Ortes Cranzahl hingegeben hatte kein Braurecht.

Die Erzgebirgische Sittengeschichte des Christian Lehmann beschreibt übrigens auch die Güte des Annabergischen Bieres, bietet uns aber zugleich eine Tragödie im Jahre 1566, in der wir lesen: „Die trunckene Spittelfrau. Ao. 1566 Donnerstag nach Simonis Judea half Merten Schneiderin Spittelfrau zum Annenberg nebenst anderen H. Simon Vogels Hospital Predigers weib zur bethe flachs rauffen, dafür Sie ihnen zue essen und trincken gegeben. Das Annäbergische bier wahr den weib in Kopf gestiegen, das Sie rücklings von der stiegen gefallen und tod blieben. KB.“<sup>296</sup> Es ist möglich, dass dieser Unfall nicht eine Folge übermäßigen Biergenusses war, sondern mit der Qualität des Bieres zusammenhing. Wird doch auch berichtet, dass im Erzgebirge noch im 18. Jahrhundert zuweilen Wacholderbeeren zum Brauen gebraucht wurden, um dem Bier eine dunkle Farbe und einen guten Geschmack zu geben. (Oesfeld)

Erbgerichte, die noch in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts Gasthöfe waren, gab es in Blankenstein, Grumbach, Limbach und Röhrsdorf, Brauhäuser betrieben z.B. Blankenstein und Helbigsdorf.

Die Gemeinde Bärenstein, bis 1772 Ratsdorf von Annaberg, erhielt 1556 Brau- und Schankrecht. Dort betrieb man auch eine Brauerei, auf die die Artikel von 1692 Bezug nehmen. Das in Kokurrenz zum größeren Bärenstein liegende Exulantendorf Stahlberg erhielt aber trotz großer Bemühungen das Braurecht nie.<sup>297</sup>

Der Richter hatte an einem der meist drei Gemeindeversammlungen, der sogenannten Gehörtage auch die Gemeinderechnung vorzulegen, danach trank man das Gemeindebier. Dazu noch einmal Alfred Ranft: „Das Gemeindebier bildete den Höhepunkt des Dorflebens. Die Rügen setzten genau fest, wie man sich dabei zu verhalten hatte: » es soll ein jeder Hauß-Wirth nebst seiner Frau sich darzu einfinden; könnte oder wollte ein oder die andere Frau nicht

---

<sup>296</sup> Ernst Kroker, Christian Lehmanns Erzgebirgische Sittenchronik, Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Althertumskunde, 43. Band, 1922

<sup>297</sup> Schlegel, Köhler, Frank, Die „Spezial-Innungs-Artikel“ vom 13.6.1781 der Gemeinschaftsinnung für die Handwerker der Gemeinden Bärenstein und Stahlberg, Sächsische Heimatblätter 2/1997



zugegeben sein, so mag an dessen Stelle ein Kind oder von seiner Freundschaft eins zugegeben sein. Es soll die Gemeind verbunden seyn, keine Zänkerey, oder Schimpfreden mit einander anzufangen, oder sonst unangenehme Redensarten zu führen; welcher dergleichen Empörung anfängt, soll verbunden seyn, so viel von den angesteckten Bierfasse raus ist, wieder voll füllen zu lassen.

Es soll die Gemeinde verbunden seyn, mit keinem Biergefäße über die Schwelle zu gehen, es sey Mann oder Frau; doch aber, wenn zu ein oder den anderen ein guter Freund käme, so mag erlaubt seyn, ihn ein Trunk zu reichen, er muß aber die Gemeinde um Erlaubnis bitten, wer das nicht hält, soll verbunden seyn, 1 gr als Buße in die Gemeinde zu erlegen.

So eines oder das andere, es sey Mann oder Weibes Persohn, ein oder das andere Biergefäße freventlich zerbricht, soll verbunden seyn, dass zerbrochene Gefäße zu bezahlen und dabey auch 2 gr als Buße in die Gemeinde zu erlegen.

Wenn ein oder der andere von unsern Wirthen krank, oder die Frau eine Sechswöchnerin wäre, so mag erlaubt seyn, ihnen ein Trunk nach Hauße zu bringen; wenn er vorher um Erlaubnis angesprochen, so er es aber ohne Erlaubnis tut, ist er verbunden, 1 gr als Buße in die Gemeinde zu erlegen.

Mag auch erlaubt seyn denen Weibern, eine jede ein Topfgeschirr mitzubringen und eine Biermärthe einzubrocken, wenn sie aber nach Hause gehen, soll eine jede verbunden seyn, ihren Topf vorhero auf den Tisch zu stürzen, welche dieses nicht thut, soll verbunden seyn, 2 gr als Buße in die Gemeinde zu erlegen.«“

Freilich war das Schank- und Braurecht der Richter zugunsten der Stadt, in deren Weichbild das Dorf lag, eingeschränkt und Anlaß zu ständigen Reibereien.

Das Lehnsgut Kleinwolmsdorf bei Radeberg z. B. , 1482 aus den Händen des Zeugmeisters Urban Parholz in den Besitz des Christoph Tobel, an anderer Stelle Thubel, Richter in diesem Ort, übergegangen, durfte laut Schiedsspruch des Herzogs Georg vom 16. 11. 1489 „...jedes Jahr nicht mehr denn 5 Biere brauen, nachdem die Radeberger gebraut haben; den Zeitpunkt muß er vorher dem Radeberger Bürgermeister bekannt geben. Der Richter darf nicht mehr Gerste zu einem Gebräude schütten, als die Radeberger nehmen, nämlich 24 Scheffel; wenn die Radeberger mehr auf ein Gebräude schütten, darf er es auch. Ansonsten soll er Bier von Dresden, Pirna, zum Hain (Großenhain) oder zu Radeberg beziehen und aus sonst keiner anderen Stadt. Wenn er mehr als 5 Gebräude jährlich brauen sollte, geht ihm das Recht verlustig. Er darf auch weder im Kretzschan, seinem Hause noch im Dorfe wegen der Nähe der Stadt Radeberg Handwerksmänner zur Arbeit halten, bei Strafe.“<sup>298</sup>

---

<sup>298</sup> Rudolf Limpach, Kleine Chronik einer alten Stadt,

Wittich in <sup>299</sup> und <sup>300</sup> beruft sich auf den gleichen Entscheid, fügt aber noch hinzu, dass der Kleinwolmsdorfer Richter kein Bier in Fässern verkaufen darf, sondern alles vom Zapfen verschenken muß.

Auch Starke<sup>301</sup> verweist darauf, dass in Orten und Gasthöfen innerhalb der Bannmeile einer Stadt, sofern sie über eine Braugerechtigkeit verfügten, nur eigenes Bier ausgeschenkt werden durfte und dass diese nur allzu gern dieses nur schwer zu kontrollierende Gebot umgingen. Auch hatten sich die mit einer Braugerechtigkeit ausgestatteten Dorfkretschame bei der Brauzeit nach der nächstgelegenen Stadt zu richten. Kein Wunder, dass diese die städtischen Gebote als unstatthafte Eingriffe empfanden. Die Streitigkeiten darüber haben sich bis ins 19. Jahrhundert fortgesetzt und selbst eingehende Untersuchungen zur Brau- und Schankgerechtigkeit durch die 1721 geschaffene „Directions-Commission“ brachten keine Änderung. Das Landbrauen, insbesondere auf den von der Tranksteuer befreiten Rittergütern ging nicht nur weiter, sondern wurde eine immer ernstzunehmendere Konkurrenz.

Carl Heinrich von Römer<sup>302</sup>, nach dem es im 18. Jahrhundert in Sachsen ca. 1600 Rittergüter, einschließlich der Erb- und Lehngüter gab, verweist ausdrücklich auf deren Braurecht : „Insbesondere kömmt auch den adlichen Rittergütern die Braugerechtigkeit, jedoch der Regel nach, bloß von ihrem Tischtrunk zu, als weshalb sie auch der völligen Tranksteuerfreyheit genießen a). Das Verschenken und Verschroten des Bieres hingegen ist den Besitzern adlicher Lehngüter eigentlich nicht nachgelassen b); es sey denn, dass sie dieses Recht durch besondere Vergünstigungen des Landesherrn, oder durch Verjährung erlangt hätten c). Es ist auch gar nicht einmal nöthig, dass ein jedes Rittergut sein eigenes Brauhaus habe, sondern sie können vielmehr ihre Biere auch in fremden Brauhäusern brauen d).“

Von den unter a – b genannten gesetzlichen Grundlagen interessieren hier besonders das Mandat des Kurfürsten Moritz und des Herzogs August vom 9. Juli 1551, nach welchem sich der Adel des Brauens, Schenkens und Verkaufens gänzlich enthalten sollte, es sei denn, sie wären durch das Herkommen über „vorwerte Zeit“ zum Brauen und Mälzen berechtigt sowie ein Kommentar zu c), in dem Römer auf die Halbherzigkeit bei der Durchführung des obigen Verbotes hinweist: „Nur muß man allerdings gestehn, dass eben dadurch, dass man den Besitzern adlicher Rittergüter die Erlangung der Brau- und Schankgerechtigkeit zu sehr erleichtert hat, die Biernahrung der Städte, welche sonst ein so wichtiger Zweig der bürgerlichen Nahrung war, beynahe völlig zu

---

<sup>299</sup> „die Radeberger“ (Heimatzeitung) vom 27.6.1997

<sup>300</sup> Radeberger Reporter, 10. Jahrgang, Heft 140

<sup>301</sup> Aus der Geschichte des Brauwesens in Dresden, Brauwelt Nr.10/11 (1995)

<sup>302</sup> Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen, Halle, verlegt von Joh. Jac. Curts Wittwe, 1787, 1. Theil

Grunde gegangen ist. Die Klagen darüber füllen die neuen Landtagsakten sehr häufig an.“

Die Antworten der Dörfler auf das Mandat ihrer fürstlichen Herren waren dann auch entsprechend. Vorallem die adligen Gutsbesitzer bemühten sich wortreich, darzulegen, dass Mälzen, Brauen und Schenken, auch das Handwerkerhalten seit alters her, über „vorwerte Zeit“ und seit Menschengedenken von ihnen und ihren Vorfahren ungehindert ausgeübt worden sei und benannten Zeugen, die das auf ihren Eid nehmen wollten.<sup>303</sup>

Und ähnlich 1555, als sich die schriftsässigen Adligen Hans von Ponickau, Hans Friedrich Edler von der Planitz, Heinrich und Christoff von Maltitz, Hans von Haubitz und Wilhelm von Lindenau mit der Stadt Grimma verglichen. Sie legten genau fest, wie unter Berücksichtigung der bestehenden Bannmeile Grimmas die Erbherren der Umgebung, ihre Verwalter, Erbkretzschmare und gemeine Schenken, die Gemeinden auf dem Lande einschließlich der Pfarrer, sich in Sachen Mälzen, Brauen, Schenken und Bierbezug zu verhalten haben – ein sechzig Seiten langer Vorgang - .<sup>304</sup>

Auch kurfürstliche Mandate konnten demnach die Städte nicht vor ihrer ländlichen Konkurrenz schützen.

Erbkretzschmare innerhalb der Bannmeile, so in Pomßen und Großbuch, durften zwar eine gewisse Anzahl von Gebräuden brauen, das Bier aber nur vom Zapfen weg, also nicht in Fässern, Vierteln, Tonnen oder Halbtonnen, verkaufen. Sie mussten mit dem Brauen mit Grimma anheben und aufhören und vor jedem Brauen ein Zeichen von Grimmaer Rat einholen, mehr als 28 Scheffel pro Gebäude zu schütten, war ihnen nicht gestattet. Manchmal genossen sie Privilegien wie der Erbkretzschmar von Pomßen, der anlässlich der Leipziger Messe mit Erlaubnis der Herrschaft ein Faß fremdes Bier einlegen durfte.

Erbkretzschmare, deren Schenke und Gemeinde außerhalb der Grimmaer Bannmeile lagen, wie Köhra, Fuchshain, Seifertshain und Belgershain, durften soviel mälzen und brauen, wie sie vom Zapfen und in Gebinden verkaufen konnten. Nur durften sie nicht in die Bannmeile oder denen liefern, die irgendwie verpflichtet waren, ihr Bier von Grimma zu beziehen. Manchmal war ihnen auch das Zukaufen fremden Biere gestattet, wenn ihnen das eingegebraute auszugehen drohte.

Einfache oder wie man damals sagte gemeine Schenkwirte in Orten außerhalb der Bannmeile durften zwar auch soviel brauen, wie sie vom Zapfen verkaufen konnten, aber nicht ganzjährig. Von Maria Geburt (8.September) bis Johannes Baptiste (24. Juni) mussten sie und ihre Gemeinde ihr Bier von Grimma

---

<sup>303</sup> Acta, Das Bierbrauen und Schenken im Churfürstenthum Sachsen belangend, 1551, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9991/9

<sup>304</sup> Das Brauen und Schenken sowie die Dorfhandwerker in der Umgegend von Grimma 1555, Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Geheimer Rat (Geheimes Archiv), Loc. 9991/10

beziehen. Zutreffend war das für Otterwisch und Pöhsig, ja, der einfache Wirt von Ammelshain durfte sich des Mälzens und Brauens nicht anmaßen.

Wegen des Bierbezugs für den häuslichen Bedarf und für die Gemeindefeste, wie Kirmessen, Hochzeiten, Kindtaufen, Verlobungen u.ä. bevorzugt waren auch die Gemeinden, die außerhalb der Bannmeile lagen. Sie konnten nämlich ganzjährig ihr Bier von dort beziehen, wo sie wollten. Das betraf z.B. Fuchshain, Sefertshain, Belgershain, Wachau und Lauterbach.

Ortschaften innerhalb der Bannmeile dagegen mussten ihren häuslichen Bedarf und die Getränke für Gemeindefeste von Maria Geburt bis Johannes Baptiste aus Grimma beziehen, nur für den Rest des Jahres stand ihnen ein freier Bezug zu. Verfahren mussten z.B. so die Dörfer Pomßen, Großenbuch, Großsteinberg, Staudnitz, Grethen, Bernbruch, Altenhain, Klinga, Stockheim, Golzern, Böhlen, Bahren, Grottewitz, Haubitz, Zaschwitz, Würschnitz, um nur einige zu nennen. Ihnen gleichgestellt waren die Amtsdörfer Neunitz, Zeunitz und Naundorf sowie die Dörfer der kurfürstlichen Schule Grimma und des Gutes Nimbschen: Großbardau, Höfgen, Förstgen, Groß- und Kleinbothen, Schkortitz und Keischwitz.

Einige im Vertrag nicht genannte Dörfer sollten gemäß altem Herkommen bei ihren Rechten, die sie mit anderen Städten, so mit Colditz, Altenburg und Grimma hatten, verbleiben.

Es gab auch für einige Orte und Schankwirte von der Generallinie abweichende Regelungen. So musste der Kretzschmar zu Cannewitz jährlich drei Faß Bier aus Grimma holen, während die Gemeinden Cannewitz und Denkwitz zu ihren Gemeindefesten und dem häuslichen Bedarf nicht an Grimma gebunden waren.

Das Dorf Pöhsig, auf- und teilweise außerhalb der Bannmeile gelegen, war hinsichtlich des Bierbezugs freigestellt und das Städtlein Döben, das seit altersher pro Einwohner vier ganze Bier brauen durfte, konnte sein selbstgebrautes Bier vom Zapfen, nicht aber in Fässern, Vierteln und anderen Gebinden nach auswärts verkaufen. Sollte ihm aber einmal des Bier ausgehen, musste es sich von Maria Geburt bis Johannes Baptiste von Grimma holen, außerhalb dieser Zeitspanne egal woher.

Dem schriftsässigen Adel, also den Erbherren, war es freigestellt, für ihre häusliche Notdurft neben eigengebrauten Bieren auch fremde Bier zu beziehen. Ihren Untertanen, auch den Kretzschmar, sollten sie aber nur Biere verkaufen, wenn Gefahr drohte, dass es ihnen verdürbe oder untüchtig werden wollte, auch wenn zufällig etwas von ihm übrig bliebe. Der Adeldurfte auch die Gerste ihrer eigenen Felder und Vorwerke ganzjährig vermälzen und die Malze verbrauen oder verkaufen. Ein Zukauf von Gerste zum Brauen und feilen Verkauf war aber auch ihnen verboten.

Auch den Pfarrherren war das Brauen eines Bieres gestattet, nicht jedoch der Verkauf des Bieres.

Sogenannte Generalartikel regeln zum Schluß unterschiedliche Auffassungen zum Flößen des Bauholzes für den Adel und die ständigen Reibereien zwischen

der Stadt und dem Lande wegen der unterschiedlichen Gebindegrößen. Letztere veranlassten den Rat zu Grimma zur Benutzung eines geohmten und geeichten Biereimers, 60 Kandeln fassend, mit dem schließlich ein vom Rat sonderlich vereidigter Diener die Gebinde ausmessen musste. Ein grimmaisches Faß hatte 5 Eimer, ein Viertel drittehalb, also 2½ Eimer zu fassen und jede Kanne mehr oder weniger musste im Kaufpreis berücksichtigt werden. Auch erhielten wenigstens die Grimmaischen Gebinde ein Brandzeichen.

Auf Qualitätsmängel der damaligen Bieres lässt die abschließende Forderung des Rates an seine Bürger schließen, man möge fürderhin zur eigenen Notdurft und zur Versorgung der gemeinen Landschaft ein gutes und tüchtiges Bier brauen.

In Grimma bestand seit 1900 eine Brauer- und Mälzerschule, der 1907 eine Abteilung für Brennerei und Presshefe, Stärke- und Essigfabrikation angegliedert wurde und die sich nun Lehranstalt für Gährungsindustrie nannte.<sup>305</sup> Die erste deutsche Braumeisterin soll hier ihre Ausbildung nach einem fünfmonatigen Kursus mit Erfolg abgeschlossen haben.

Immer wieder muß der Landesherr in die Streitereien eingreifen. So auch in den Streit zwischen den Radeberger Bürgern und den Kretzschams der Pflege Radeberg in Sachen Bierschank 1500. Herzog Georg verfügte, dass wegen des merklichen Abbruchs der Einkünfte der Radeberger Bürger die „Kredschmare“ der Radeberger Pflege, obgleich sie selber brauen dürfen, kein Fremdbier außerhalb des Landes kaufen und ausschenken dürfen. Sie müssen das Bier bei den Radeberger Bürgern kaufen. „Ader wo sie das daselbest bei ihne zu Radebergk nicht nehmen wollen In unsern Stethen Meissen, Pirna oder Hain“ beschaffen.<sup>306</sup>

1507 begnadet Herzog Georg „unser liebn getreuen, der Bürgern sampt ganzer gemeine unser Stadt Radebergk, Barthell Meinern, Richtern zu Arnßdorff“ und seinen Erben, dass er aus „unser Stadt Radebergisch Bier uff seinem gerichte“ schenken darf, aber kein fremdes Bier. Die bisher geltende Verpflichtung, „mit den Huchzeiten, so die gehalden, gegen Radebergk zu ziehen“ wurde aufgehoben.

Der Heimatforscher Gebauer macht in der Rödertalchronik mit den Artikeln<sup>307, 308</sup> das Rittergut Hermsdorf und sein Braurecht bekannt. Das Amt Dresden beschäftigte sich 1630 mit dem Bierbrauen in dieser Grundherrschaft, die ihr Braurecht nach 1620 wegen mangelnder Rentabilität nicht mehr wahrnahm. Das Eigentum war an den kursächsischen Rat Magister Caspar Christian übergegangen, der aber wegen „Leibesschwachheit“ das Brauen nicht

---

<sup>305</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo, Nr. 213 vom 12.9.1907

<sup>306</sup> Limpach, Kleine Chronik einer kleinen Stadt, 15. Folge

<sup>307</sup> Sächsische Zeitung vom 8.9.2000

<sup>308</sup> Sächsische Zeitung vom 25.9.2001

mehr ausübte. Folgedessen musste in der Brauschänke Wilschdorfer Bier ausgeschenkt werden. Wilschdorf gehörte damals zu Hermsdorf. In Dreißigjährigen Krieg wurde die Schenke völlig zerstört, das Braurecht blieb, so Gebauer, für mindestens weitere 30 Jahre brach liegen. 1626 muß aber die Brauerei noch in Betrieb gewesen sein, denn in diesem Jahr wurde ein kurfürstlicher Rezeß umgesetzt, nach dem die Hermsdorfer und Diensdorfer Schenke den Status einer Pachtschenke erhielten, also nicht mehr zum Richteramte gehörten und an zwei Landsknechte verpachtet wurden. Sie erhielten das Gastwirtsprivileg als Ausgleich für entgangene Soldzahlungen. Beide Schenken mussten sich aber auf eine Mindestabnahme an Hermsdorfer Bier einlassen.

Bereits 1561 legte ein sog. „Biermeilenrecess“ für die in der Herrschaft Hermsdorf liegenden Dörfer fest, welches Bier in ihnen getrunken werden durfte. Weil der Schlossherr Christoph von Carlowitz aus uns unbekannten Gründen aber dagegen intervenierte, kam es 1563 zu einem „Schied“. In ihm wurde bestimmt, dass die Schlossbrauerei eine bestimmte Biermenge für Wilschdorf bereithalten mussten, die aber durch die Wilschdorfer in Hermsdorf zu holen war. Andere Dörfer, wie Lausa, Gommlitz und Friedersdorf durften solange „Dreßdnisch Bier trincken“, bis „Hermßdorffer verzapfft würde“.<sup>309</sup>

Unter dem Titel: „Bier für die Kinder mit etwas Zucker und Löffel“<sup>310</sup> wird anlässlich der Wiedereröffnung der Hermsdorfer Brauschänke am 18.3.2004 an die lange Brautradition in diesem Orte erinnert. Erst Schlossschänke, seit 1875 Brauschänke genannt, wurden hier die Biere ausgeschenkt, die im ursprünglichen alten Braugebäude, nach dem großen Brande von 1729 errichtet und im 2. Weltkriege abgetragen, gebraut wurden. Die alte Brauerei, in der 1729 das Feuer ausbrach, wurde zerstört, auch das Schloß brannte bis auf das Erdgeschoß aus, die Wiederherstellung dauerte bis 1732.<sup>311</sup> Seit etwa 1860 war das leichte, dunkle Bier nach bayrischer Art so beliebt, dass es sogar bis ins Preußische versandt wurde. Seinen Schwiegervater Kammacher hat Wilhelm von Kügelgen 1833 durch alle Pferdeställe und durch die gespenstischen Gewölbe der Brauerei in Hermsdorf geführt.<sup>312</sup>

Nach<sup>313</sup> befand sich die Brauerei in einem der vier Ecktürme des Schlosses und einem daran grenzenden Nebengebäude. Ihre Einrichtung soll noch aus dem 18. Jahrhundert bestanden haben, denn „die Braupfanne trug am Griff die Bezeichnung Veth 1751.“

---

<sup>309</sup> Gebauer, Hermsdorfer müssen Dresdner Bier trinken, Sächsische Zeitung vom 28./29.1.2006

<sup>310</sup> Ingrid Eisold, Sächsische Zeitung vom 10.05.04

<sup>311</sup> Ingrid Eisold, Sächsische Zeitung vom 17.2.2005

<sup>312</sup> Wilhelm von Kügelgen, Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes, Verlag von Koehler und Amelang in Leipzig 1925

<sup>313</sup> Richard Schlenkrich, Aeltere Kunstdenkmäler aus unserer Gegend, in Radeberger Zeitung Nr.232 vom 5.10.1905

Ein Karl Richard Seidel gab unterm 1.7.1877 bekannt, dass ab diesem Tage die Pacht der Brauerei zu Hermsdorf bei Dresden von seinem Vater auf ihn übergegangen ist.<sup>314</sup> Richard Schlenkrich erwähnt in <sup>315</sup> die unweit von der Schule befindliche Schlossbrauerei, in deren schattigen Lauben es sich gar trefflich ausruhen lasse.

Die in Touristenkreisen wohlbekannte „Schlossschenke“ feierte 1926 ihr 40jähriges Bestehen, bewirtschaftet von den Töchtern des ehemaligen, leider unerwartet schnell verstorbenen Braumeisters Paul, der sein lieb und wert gewordenes Braugewerbe in einem der vier Ecktürme des Schlosses betrieb und von diesem und seinen Lehr- und Wanderjahren seinen Gästen sehr anschaulich erzählte.<sup>316</sup>

1920 musste sich aber diese Brauerei dem Druck der Aktienbrauereien beugen und schloß. Heute hofft man, dass auf den noch vorhandenen Grundmauern vielleicht ein romantisches Wohngebäude errichtet werden kann.

Seit 1756 gehörte die Herrschaft Hermsdorf übrigens der Gräfin Sophie von Hoym. Als diese die an der Röder gelegene dreigängige Grünberger Mühle verkaufte, musste sich der neue Besitzer verpflichten, „Bier, Branntwein und andere Getränke in der herrschaftlichen Schenke zu Diensdorf oder auf dem Hof in Hermsdorf zu holen. Ein Schock Strafe wurde ihm angedroht, sollte er fremdes Bier einlegen.“<sup>317</sup>

Mühlen waren demnach wegen ihrer vielen Kunden gute Abnehmer besonders von Bier und deshalb für die Rentabilität herrschaftlicher Brauereien von Bedeutung.

Mit dem „Alten Erb-, Brau- und Schänkgut in Weixdorf“ und der Braugeschichte dieses Ortes beschäftigte sich auch Arnd Peschel <sup>318</sup>. Die dortige, dem Gut zugeordnete Brauerei wurde bis 1889 betrieben, dann ging sie durch Kauf an die Radeberger Brauerei über. Seit wann in Weixdorf gebraut wurde ist nicht bekannt. 1637 wurde das Gut samt Brauerei, dessen Keller sich im übrigen an anderer Stelle befanden, von den Schweden abgebrannt. Ein Vorgängerbau muß aber schon vor 1387 bestanden haben.

Auch die Lausaer, sprich Weixdorfer Erbschänke, hatte sich gegen Übergriffe eigener Dorfbewohner und der benachbarter Dörfer zu wehren, die mitunter gegen das Recht andere Biere schänkten, Branntwein verkauften und Gäste setzten. Weil es sich meist um Bier aus der Hermsdorfer Rittergutsbrauerei

---

<sup>314</sup> Das Echo, Amtsblatt für Radeberg, Nr. 91 vom 4.8.1877

<sup>315</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 58 vom 11.3.1903

<sup>316</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 151 vom 2.7.1926

<sup>317</sup> Ingrid Eisold, Gräfin Sophie von Hoym verkauft Grünberger Mühle, Sächsische Zeitung vom 3.1.04

<sup>318</sup> Arnd Peschel, „250 Jahre »Altes Erb-, Brau- und Schänkgut« in Weixdorf“, Sächsische Heimatblätter 1970, Heft 2

handelte, wurde das vom Hermsdorfer Patrimonialgericht auch wohlwollend geduldet, während andererseits auf die Hermsdorfer Rechte sehr geachtet wurde. So wird 1684 im Hermannsdorfer (Hermsdorfer) Erb-Register gefordert: „Bier- und Koffand-Zwang, die sämptlichen Unterthanen zu Hermannßdorf, Wilschdorff, Friedersdorff und Waixdorff seyn schuldig und verbunden, bei der Herrschaft zu Hermannßdorf das Bier zu Verlöbnissen, Hochzeiten, Kindtauffen, und was sie sonst an Vaßen, Vierteln, Tonnen und Väßlein benöthiget, ingleichen den Koffand um billige Bezahlung, wie es anderer Orthen dieser Gegend gültig, abzuholen und zu kauffen, dergleichen auch der Schencke zu Wilschdorff zu thun verpflichtet ist.“

Erst ein Appell des Erbschenken an den sächsischen Kurfürsten brachte Besserung und in der Folge stieg der Weixdorfer Umsatz dermaßen, dass die kurfürstliche Verwaltung - gegen den Widerstand des Hermsdorfer Rittergutes – die Erlaubnis zum Brauen größerer Mengen erlaubte.

Darin heißt es: „Friedrich August, König und Churfürst usw. Liebe Getreue: Wir haben Johann Christian Pfütznern, Brau- und Schankwirth zu Lausa, auf sein in der...beschehenes Ansuchen, und um derer dabey angeführten Ursachen willen, in Gnade gestattet; dass derselbe halbe Gebräude Bier, nach sieben Scheffel Gerstenschutt, gleichwie seither im Sommer geschehen künftigt auch des Winters über, mithin das gantze Jahr hindurch, zumahl der Maltz Kasten, dem Anführen nach, darauf schon anno 1724 eingerichtet worden, gegen iedemahlige richtige Versteuerung, abbrauen möge...“ Der Brief, 1750 geschrieben und von Adam Friedrich von Schönberg unterzeichnet, gab dem Hermsdorfer Rittergutsbesitzer auf, diese Entscheidung bekanntzumachen und Bittschriften Dritter, die das Brau- und Schankrecht Weixdorfs einschränken, abzuweisen.

Lausa ist mindestens vielen Sachsen durch seinen Pastor Roller, bei dem Wilhelm von Kügelgen mehrfach zu Gast war, bekannt. Roller, ein noch heute verehrtes Original, lud nämlich jährlich zweimal getrennt nach Männlein und Weiblein, verheiratet und unverheiratet, Gruppen zu sich nach Hause ein, um mit ihnen das Neueste aus der Missionsgeschichte zu bereden und ein gepflegtes Gespräch zu führen. An einem Treffen mit Hausvätern in den Wintermonaten hat Kügelgen teilgenommen.<sup>319</sup>

Dazu wurde die große Unterstube ausgeräumt, rings um die Wände Schulbänke aufgestellt und ein Fässchen Bier mit angestecktem Kran auf Böcke in die Zimmermitte gestellt. Alle Gäste bekamen eine Tonpfeife zum Rauchen und Tonkrüge, die solange umgingen, bis das Faß leer war. Kügelgen war in diesem Falle der Bierzapfer, und nach seinem Zeugnis floß und schäumte der Bierquell immerdar und beanspruchte seine ganze Aufmerksamkeit.

---

<sup>319</sup> Wilhelm von Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Volksverband der Bücherfreunde, Berlin 1925



An anderer Stelle schildert Kügelgen eine Reise mit der Postkutsche zwischen Leipzig und Dresden. Neben der gelben gab es da eine grüne, die gelindere, die aber immer noch von der Art war, dass man zuweilen wegen der Stöße vor Schmerz aufschreien musste und die nur erträglich war, wenn der Schwager an jeder Schenke und Station anhielt. Da gab es auch die für jede Station eigentümlichen und berühmten Leckerbissen: in Borsdorf den schwerverdaulichen Sandkuchen, in Wurzen das dicke, schwarze Bier, in Luppia Ziegenkäse mit Danziger Goldwasser und in Meißen das sonderbare Gebäck der Fummeln.

Für die Freunde Dresdener Biere interessant auch die Bemerkung Kügelgens in einem Briefe aus Swinemünde, er habe 1846 auf der Überfahrt von Riga nach Swinemünde auf sein Verlangen nach Bier „einen unvergleichlich herrlichen Labetrunk“ bekommen, „es war – Dresdner Waldschlösschen. Dies erquickte mich so“.<sup>320</sup>

Das Langebrücker Lehngericht ist seit 1444 urkundlich erwähnt und besaß ebenfalls Brau- und Schenkergerechtigkeit. Im Dreißigjährigen Krieg ist aber das „Brauhaus gantz und gar eingegangen und die Braupfanne sampt allen Braugefäßen hinweggenommen und distrubiert worden“. Das Brauhaus wurde niedergebrannt. 1653 will der Besitzer, der in dem ihm zustehenden Brau- und Schankrecht eine gute Chance sieht, seinen materiellen Notstand zu überwinden, durch Landverkauf einen Neubau wagen. Das wird ihm auch gestattet, jedoch scheint der Neubau erheblich in die Wirtschaftlichkeit des Gutes eingegriffen zu haben.<sup>321</sup>

Nach<sup>322</sup> reichen die Langebrücker „Rügen“, hier als Recht der Gemeinde zu verstehen, bis ins 13. Jahrhundert zurück, der Ortschronist Seelig datiert sie vorsichtiger ins 16. Jahrhundert, vielleicht auch früher, zurück. Im Dreißigjährigen Krieg vergraben, wurden sie 1648 gerettet und danach mehrfach bestätigt. Die Rügen oder Freiheiten umfassen 15 Punkte, darunter in 10. das Recht des Richters, frei zu brauen, zu schenken, zu schlachten und zu backen. Friedensbruch, Nachlässigkeit bei der Bewahrung des Feuers oder Eigentumsdelikte mussten mit einer Tonne Bier zugunsten der Gemeinde gesühnt werden.

Eine Tonne Bier waren immerhin 98,24 Liter.

Das Rittergut Schönfeld, ab 1831 Kammergut und damit dem Finanzministerium unterstellt, besaß neben der niederen auch die hohe Gerichtsbarkeit. 1834 wurden dort zwei Raubmörder hingerichtet, die letzten

---

<sup>320</sup> Wilhelm von Kügelgen, Lebenserinnerungen des Alten Mannes, Verlag von K.F.Koehler, Leipzig 1923

<sup>321</sup> Sächsische Zeitung vom 9.9.1999

<sup>322</sup> 700 Jahre Langebrück, Hg.: Rat der Gemeinde Langebrück, 1988

Vollstreckungen vor Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit 1855. Es soll auf diesem Gut wegen des guten Wassers ein schmackhaftes und gesundes Bier gebraut worden sein, das auch in Dresden und anderen Orten einen starken Abgang gefunden habe. Immerhin habe man wöchentlich zwei bis drei und jährlich wenigstens 130 Gebräude gebraut. 1905 wurde die Bierbrauerei eingestellt.<sup>323</sup>

Auf die Vorrechte der Erblehnrichter, insbesondere auf das Recht, Bier zu brauen und auszuschänken, wird für den Ort Langebrück durch Mühlstädt in<sup>324</sup> und für Weißig durch Kunath in<sup>325</sup> hingewiesen. Es wird erwähnt, dass diese Rechte von Dresden erkämpft werden mussten.

So wie die Städte auf dem Meilenrecht bestanden, versuchten auch die Landbrauereien, den Bierzwang durchzusetzen. Für das im Seifersdorfer Rittergut gebraute Bier – es waren jährlich nur drei Gebräude – verfügte der Grundherr, alle Einwohner sollten ihr Bier „kannen-, faß- oder viertelweise in der Schenke holen, wie es der Preiß zu Radebergk gültig“<sup>326</sup>.

Eine Ausnahme bildete der Ort Leppersdorf. Dort wurde das Richteramt 1604 durch Kurfürst Christian II. erblich an Lucas Steinert vergeben. Gebauer dazu<sup>327</sup>: „Leppersdorf war somit das letzte Dorf im Radeberger Land, das bis dahin keinen Erbrichter hatte. Mit dem Erbrecht war jedoch eigentümlicherweise kein Bierschankrecht verbunden. Hier waren die Leppersdorfer Einwohner frei. Ausdrücklich war in den Gemeinderügen festgehalten: »Rüget die Gemeind frey bier zu trincken undt denen von Radebergk abzukauffen so oft es ihre Bezahlungk leyden will.« Dieser Umstand führte ab 1681 zu einem langwierigen Prozeß, an dessen Ende die Rechte der Gemeinde bestätigt wurden.

Der Leppersdorfer Streit zwischen dem Ortsrichter George Philipp und dem „gantzen dorff Leuppersdorff“ ging also zuungunsten des Dorfrichters aus und bestätigte der Gemeinde durch eine Änderung des §14 der Ortsrügen, dass sie nach wie vor ihr Bier „viertel Tonnen bis pischelweise“ von der Radeberger Braukommune beziehen durfte.<sup>328</sup>

Auch im nahe Radeberg gelegenen Rittergut Wachau wurde seit 1548 gebraut. Allerdings war der Ruf des Bieres schlecht, es war meist schal und sauer. Sicher gegen den Willen des Gutsherrn bestimmte deshalb Kurfürst Moritz, dass die Bewohner des zu Wachau gehörenden Dorfes Lomnitz „das Bier in der Radeberger Pflege ihres Gefallens holen“ konnten. Nun wäre es naheliegend gewesen, an den Bierbezug aus Radeberg zu denken. Damals brachten aber durchziehende Fuhrleute „Haynsches Bier“ aus Großenhain mit, das preiswerter

---

<sup>323</sup> Paul Nowatschin in Sächsische Zeitung vom 29./30.7.1989

<sup>324</sup> Die Ersten waren Imker, „Union“ vom 14.6.1988

<sup>325</sup> Fürs Holzhacken gab's dreimal täglich Essen, Sächsische Zeitung vom 24.11.1992

<sup>326</sup> Sächsische Zeitung vom 19.9.2000

<sup>327</sup> Richteramt erblich, Sächsische Zeitung vom 4./5.9. 1999

<sup>328</sup> Gebauer in Sächsische Zeitung vom 13./14.10.2001

als Radeberger war und demzufolge in den vom Bierzwang freien Dörfern, so auch in Lomnitz, gern getrunken wurde. Die Folgen waren für Radeberg und vor allem Wachau groß.

Nach mehreren Beschwerden beim Kurfürsten, schritt man zur Tat. In Radeberg erhob man beim Durchfahren der Stadt auf Haynsches Bier höhere Zölle, beschlagnahmte wohl auch manchmal ein Fuhrwerk, das der Fuhrmann dann gegen Zahlung eines Ablösegeldes zurückkaufen musste.

Der Wachauer Grundherr ordnete einfach an, dass der Lomnitzer Richter nur Wachauer Bier auszuschenken habe, „Richterbier ist Wachauer Bier“ lautete der ganz offensichtlich gegen die Entscheidung des Kurfürsten gerichtete Befehl und entsprechend war seine Wirkung: die Lomnitzer gingen nach wie vor in die Nachbarorte und bevorzugten, wann immer sie dazukamen, Bier aus Großenhain.

Erst als der Wachauer Gutsherr die Tranksteuer erheblich heruntersetzte, ließen sich die Lomnitzer zu Wachauer Bier bewegen.

Ein neuer Lehnsherr auf Wachau, Dr. Georg von Oppel, stellte den Lomnitzern das Holen von Bier wieder frei. Bei<sup>329</sup> liest man dazu: „Oppel ließ sich seine Bierstrafen in Freiburger Bier vergelten, und durch diese Tatsache war ihm der Bierstreit erst recht gleichgültig. Zumal er 1634 eine Brauerei im Ort [Lomnitz] errichten ließ.“ Die Brauerei hat nachweislich 1677 noch gebraut, war aber wohl wegen der Wirren im Dreißigjährigen Krieg nie recht in Schwung gekommen und ihre Bierqualität so wenig überzeugend, dass der Rittergutbesitzer weiter Freiburger Bier bevorzugte.

Die Lomnitzer behielten jedenfalls die Freiheit der Bierwahl und zogen wegen seiner Preiswürdigkeit weiterhin Großenhainer Bier dem Radeberger vor.

Irgendwann vor 1612 muß die Wachauer Brauerei seinen Besitzer gewechselt haben. Nach Gebauer<sup>330</sup> gehörte sie nämlich 1612 schon zum Schänkgut, das neben Acker, Wiesen und Teichen aus Wohngebäude, Haus, Hof, Scheune, Schuppen, Stallung, Badstube, Backstube und Brau- und Malzhaus bestand. Es genoß eine Reihe von Freiheiten und Gerechtigkeiten, die ursprünglich sicher dem Grundherrn vom Landesherrn bewilligt wurden, später aber an die Schänke übergingen. Dazu gehörte auch das Brauen und Schänken „zu eigenem Preis“ sowie der Ausschank „fremden Bieres“. Daneben hatte der Wirt auch obrigkeitliche Pflichten, musste über Gesindel getreulich informieren und in der Schänke und auf der Straße „kein Zerwürfnis und Fechten dulden“.

Ein Beispiel, wie schwer es ein Bürgermeister mit seinem Stadtrat haben konnte und welche Rolle dabei das Bier spielte, gibt G. Beier in<sup>331</sup>.

---

<sup>329</sup> Hans-Werner Gebauer, Das Richterbier ist Wachauer Bier, Sächsische Zeitung vom 5./6.4.2003

<sup>330</sup> Hans-Werner Gebauer, Eine Schänke mit Badstube drin, Sächsische Zeitung vom 12./13.07.2003

<sup>331</sup> Gottfried Beier, Detailstudie zum über 275 Jahre alten Augustusbad, Sächsische Heimatblätter 1995, Heft 2

1719 stellten sich nämlich im Tannengrunde bei Radeberg die ersten Badegäste ein, und der Gründer des Bades, der Radeberger Bürgermeister Christoph Seydel, war bemüht, auch das Umfeld des Bades zu vervollkommen.

1722 bittet er August den Starken, ihm das Backen, Brauen und Schenken von Bier, Wein und Branntwein zu gestatten. Die Stadt Radeberg als Eigentümer von Grund und Boden des „Augustusbades“ wollte am Gewinn beteiligt sein, verlangte einen hohen Erbzins und wollte auf dem Gelände des Bades einen Gasthof errichten, was die finanzielle Lage der Stadt – sie war durch einen Stadtbrand und durch schwedische Bedrückung arg gebeutelt – eigentlich gar nicht zuließ. Seydel verglich sich mit der Stadt, die ihm den Grund und Boden überließ, und baute den Gasthof selbst, versprach aber zugleich, darin nur Radeberger Bier zu schenken und Fleisch und Backwaren nur aus Radeberg zu beziehen. Uns heute nicht bekannte Umstände bewogen Seydel 1733 erneut, eigenes Schlachten und das Einlegen fremden Bieres zu beantragen. 1738 erneuert er sein Ersuchen, diesmal mit Erfolg: ein landesherrlicher Bescheid erlaubt ihm 1743, künftig neben Radeberger Bier auch andere, „wenn solche tüchtig“ auszuschenken und „am Tage Ägidii bis zum Tage vor Ostern“ Lagerbiere zu brauen. Weil damit die Streitereien zwischen dem Rat der Stadt und seinem Bürgermeister noch kein Ende hatten, verbat sich der König 1746 „alles weitere Appellieren“.

1537 soll nach <sup>332</sup> eine „kurfürstliche Commission zur Nachprüfung des Schank- und Brauwesens“ in den Städten und Dörfern des Vogtlandes eingesetzt worden sein. Nach ihren Ermittlungen gab es im Vogtsberger Bezirk „Erbkretzscha“ in Posseck, Krebs, Sachsgrün und Mislareuth, daneben noch Schankstätten in Erlbach, Marieney, Tirpersdorf, Schönbrunn, Kleinzöbern, Planschwitz, Wiedersberg und Ebmath. Sämtlichen war verstatet, „das ganze Jahr hindurch Bier zu schänken.“ Sie mussten aber ihr Bier allein von den nächsten „schriftsässigen“ Städten beziehen. Wiedersberg hatte dann im 17. Jahrhundert eine eigene Brauerei, die seinen Besitzern einen ansehnlichen Ertrag brachte. 1783 erfaßte das Brauereiinventar „1 Braupfanne aus Eisenblech, 1 Braubottig mit eisernen Reifen, 1 geachten und visierten Bierbottig, 9 große Braukuffen, 9 kleine desgl., 5 Zober, 9 Fässer und 1 Bierheber von Kupfer“.

Auch das älteste erhaltene Ortsgesetz der Gemeinde Boxdorf bei Dresden, die „Rügen und Freiheiten“ von 1649, beinhalten den Umgang mit Bier. „Dresdrisch Bier“ konnte der „wirth und Einwohner“ einer „Sechswöchnerin“ kennenweise... verkaufen“ und jährlich war die Gemeinde „vier Gemeinde Bier

---

<sup>332</sup> W. Bachmann, Wiedersberg im Vogtlande, Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Band 27/28, 1938/1939

als Fassnacht, Pfingsten, Kirmse und Weynachten zu Dreßden zuholen schuldig...“<sup>333</sup>

Der Marktflecken und Mittelpunkt der Dörfer Naundorf, Zitzschewig, Lindenau und Fürstenhain war nach den Rügen von 1487 „Zum ersten ... begnadet mit Stadtrecht, wir haben zu richten über Hals und Bauch, so es der Obrigkeit nicht schädlich, Siegel und Brief von uns zu geben, frei Backen, Schlachten und ein jeder Mann frei Brauen vor sein Haus“<sup>334</sup>. Außerdem gab es zwei Brauschenken und waren verschiedene Berufe ansässig, darunter Müller und Brauer.

Für Zitzschewig, heute Ortsteil von Radebeul, existiert die in einem Gerichtsbuch aufgezeichnete Ortsrüge „als das älteste dörfliche Gesetz. Es enthält Angaben zur Zuständigkeit des Dorfgerichtes über kleinere Vergehen und Streitigkeiten, zur Straßenpolizei, zu Lohnansprüchen der Winzer, der Erhaltung des Elbdammes, dem Recht des Weinschenkens an die Nachbarn und dem Braurecht des Gasthofes.“<sup>335</sup>

Wilhelm Wolff, dem Karl Marx sein Hauptwerk »Das Kapital« widmete, verweist auf Praktiken schlesischer Großgrundbesitzer, die man sehr wohl auch in anderen deutschen Gebieten praktiziert haben kann<sup>336</sup>: „Auf einem seiner vielen Güter nämlich besitzt ein Mann einen Kretscham, der nicht wie die übrigen auf allen seinen sonstigen Dörfern zwangsverpflichtet ist, d.h. der Mann kann sich Bier und Brantwein kaufen, wo er will, ohne zur Abnahme des gutsherrlichen und möglicherweise schlechten und teuren Getränkes verbunden zu sein. Dieser Umstand ist dem großen Gutsbesitzer ein Dorn im Auge. Man wird nun aus seinen nachstehenden eigenen Worten ersehen, wie er die Possession an sich zu bringen sucht, aber mit noch größerem Interesse lesen, wie er nicht nur den Kretschmer und seine Frau, sondern dessen 8 Gläubiger samt ihren Kindern und Geschwistern ins »schwarze Buch« einzutragen befiehlt, ja, wie er selbst alle diejenigen, die vorgedachte Personen in ihre Dienste nehmen wollen, mit gleichem Schicksal bedroht.“ Es wird nun im einzelnen aufgeführt, was zu geschehen habe, damit die Schenke schnell an einen anderen, willfähigeren, Eigentümer kommt

Gebauer hat allein für das 16. Jahrhundert mehr als 20 Recesse in den Akten der Wettiner Kanzlei gefunden, die wegen der Verletzung der Braurechte Radebergs erlassen wurden. So 1554 gegen die Erbrichter von Großröhrsdorf und Lichtenberg, weil dort statt Radeberger Bieres Freiburger ausgeschenkt wurde. Allenfalls , und nur, wenn Radeberg nicht liefern konnte, durfte dort Pirnaer,

---

<sup>333</sup> Werner Zinn, In der Boxdorfer Geschichte geblättert, SZ vom 18.5.1992

<sup>334</sup> Liselotte Schließer, Kötzschenbroda im 30jährigen Krieg, Sächsische Heimatblätter 1995, Heft 6

<sup>335</sup> Werte unserer Heimat, Band 22, Lössnitz und Moritzburger Teichgebiet, Akademie-Verlag Berlin, 1973

<sup>336</sup> Wilhelm Wolff, Aus Schlesien, Preußen und dem Reich, Dietz Verlag Berlin, 1985

Meißner oder Großenhainer Bier angeboten werden<sup>337</sup>. 1561 ging man gegen den Erbrichter von Großnaundorf vor, der Ortrander Bier eingelagert hatte.<sup>338</sup> Hier griffen die Radeberger Ratsherren sogar zur Selbsthilfe, kippten an Ort und Stelle fünf Fässer aus und zerschlugen sie, das sechste Faß wurde als Beweismaterial nach Radeberg gebracht und zum Kirmesjahrmarkt zur „Warnungk alß Freybier verschenkt“. Ortrand war damals durch Bierbrauerei, Weinbau und vor allem als wichtige Station an der Hohen Straße bedeutend. Der älteste belegte Streitfall ist der 1443 – Radeberg hatte gerade dreißig Jahre Stadtrecht – ablaufende Streit zwischen den Bürgern Radebergs und dem Richter zu Erckmansdorf (Großerkmannsdorf)<sup>339</sup>. Weil letzterer innerhalb der Bannmeile Bier ausschenkte, hatten die Radeberger dem Richter ein Viertel Bier weggenommen, das nun aber durch Entscheid des Landesherrn durch Radeberg ersetzt werden musste. Zugleich wurde aber dem Richter beschieden, jährlich zu vier Zeiten, am Christtag, Pfingsttag, Niklastag und an der Kirmesse je ein Viertel Bier auszuschicken. Hier kam also ein Kompromiss zustande. In <sup>340</sup> heißt es dazu unter Bezug auf die im Dresdener Archiv vorhandene Urkunde Herzog Friedrich des Sanftmütigen, dass der Vogt zu Radeberg dem Erkmerßdorffer Richter 26 Groschen für das entzogene Viertel zukommen lassen solle. Der dürfe nun aber für alle Zeiten nur ein je ein Viertel Bier am Christtag, zu Pfingsten und zum Nikolaustag schenken, zur Kirmes aber zwei Viertel. Beziehen konnte es der Richter aus Radeberg und der Kleinwolmsdorfer Brauerei.

1577 weigerte sich Radeburg, weiterhin Radeberger Bier abzunehmen und noch ausstehende Tranksteuer dreier vergangener Jahre zu bezahlen. Radeberg petitionierte beim Kurfürsten August. Es beanspruchte wegen des finanziellen Verlustes und des Bruchs des Bannmeilenrechtes das vollständige Schankrecht in den Orten Berbisdorf, Rödern und Ebersbach. Zugleich bot es 100 Taler auf sechsjährige Gewährung der niederen Gerichtsbarkeit in diesen Orten. Radeberg erhielt das Privileg, weil das kurfürstliche Amt zu 50% an den Einnahmen beteiligt wurde. Großzügig spendierte man dem kurfürstlichen Rat sogar ein Viertel Bier zu Lasten der Stadtkasse.<sup>341</sup>

Das Pachten der Rügen- und niederen Gerichtsbarkeit scheint damals ein probates Mittel gewesen zu sein, von anderen Orten die niedere Gerichtsbarkeit zu erwerben. So erwarb Radeberg 1576 durch Aufbringen von 60 Talern die Rügen- und niedere Gerichtsbarkeit von Ullersdorf auf 12 Jahre. Eingeschlossen

---

<sup>337</sup> Sächsische Zeitung vom 17.8.1999

<sup>338</sup> Sächsische Zeitung vom 6./7.10.2001

<sup>339</sup> Radeberger Kulturleben 1968

<sup>340</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 49. Band, 1928

<sup>341</sup> Sächsische Zeitung vom 6.2.2002

war aber darin das Betreiben der Dorfschenke und der Ausschank des in Radeberg gebrauten Bieres.<sup>342</sup>

Der Vorteil für die Radeberger Braukommune war ein doppelter: Beim Abhalten der Gerichtstage, zu dem auch die Bauern der Nachbarorte kommen mussten, wurden die Strafen und Gebühren häufig in Bier bezahlt, natürlich mit Radeberger.<sup>343</sup>

Beispiele munterer Selbsthilfe gibt es ausgangs des Mittelalters die Menge. Bevorzugt waren im allgemeinen die Städte, die ja auch Tranksteuer zahlten und deshalb meist den Schutz landesherrlicher Verordnungen genossen. Noch 1615 mußte Kaiser Matthias für die Lausitz bei Strafe von 200 Dukaten jedem das Brauen verbieten, der darauf kein altes Recht nachweisen konnte, verpflichtete aber zugleich die Städte, ihre Ausfälle auf die Güter des Landadels zu unterlassen. Über Jahrhunderte hat der Landadel gegen die Privilegien der Städte anzukommen versucht, bis er schließlich im 18. Jahrhundert den Sieg davontrug. Das setzte zwar ein gemeinsames Vorgehen voraus, dennoch gibt es genügend Beispiele, dass Adelskoalitionen zerbrachen, wenn es um Brau- und Schankrechte ging, die einen unmittelbar betrafen. Unter der Überschrift: „Mehrere Fässer Bier beschlagnahmt“ war in<sup>344</sup> zu lesen: „8. Januar 1502: Heute vor 500 Jahren wandte sich der Lehensinhaber der Gutswirtschaft Seifersdorf, Jobst von Haugwitz, an den wettinischen Herzog Georg den Bärtigen. Barthel von Schönfeld hatte Schuldverschreibungen präsentiert, demnach er das halbe Dorf Ottendorf und das halbe Dorf Seifersdorf beanspruchen konnte. Da inzwischen Jobst von Haugwitz Teile dieser Schuldverschreibungen an Elisabeth von Schinberg abgetreten hatte, griff Barthel von Schönfeld zur Selbsthilfe. Er ließ Vieh in den Dörfern requirieren, das Holz vom Seifersdorfer Schloß abtransportieren und mehrere Fässer Bier aus der Ottendorfer Schenke beschlagnahmen. Zudem sandte Barthel einen Fehdebrief an die Familie von Haugwitz. Herzog Georg verbot die Fehde...die Auseinandersetzung vor dem Hofgericht dauerte jedoch noch etwa acht Jahre.“

1793 haben sich Sachsens Städte entschlossen, über die gängigen Einzelbeschwerden hinaus eine grundsätzliche Beschwerde zur Durchsetzung ihrer städtischen Privilegien zu formulieren. Auf dem Landtag wiesen sie nach, wie trotz aller bisherigen Einsprüche das Bierbrauen auf dem Lande ständig zunehme, in den Städten aber mehr und mehr verfallende. Zwar sei das Bierbrauen auf den Rittergütern und Dörfern in Kursachen seit 1550 schon gesetzlich untersagt, aber zwischen 1781 und 1791 konstatierte man, dass dort Jahr für Jahr 10000 Faß Bier mehr gebraut würden als in den Städten. Die seit dem Siebenjährigen Krieg in ständigem Verfall befindlichen Städte könnten sich damit nicht mehr abfinden und forderten, dass der Einzelne auf dem Lande sein

---

<sup>342</sup> Sächsische Zeitung vom 11.10.2001

<sup>343</sup> Sächsische Zeitung vom 24.3.2000

<sup>344</sup> Sächsische Zeitung vom 8.1.2002

Braurecht nachzuweisen habe, andernfalls sei ihm dieses zu entziehen. Der Staat habe den Bierausschank auf dem Lande zu überwachen und nichtgenehmigtes Brauen künftig rasch und empfindlich zu bestrafen.

Wie nicht anders zu erwarten, legte die Ritterschaft Protest ein und plädierte für die Aufhebung aller Privilegien bei der Nahrung, also dem Broterwerb. Sie argumentierten, indem sie einfach den Spieß umdrehten, so: „Wo ist denn die eigentliche Grenzlinie zwischen bürgerlicher Nahrung und anderer? Gibt es aber ausschließlich Nahrungen für Bürger, so muß es deren auch für die andern Stände geben, sonst würde ein solches Privilegium ganz unbillig seyn, und Nahrungslosigkeit der andern Stände involviren. Wenn nun die Bürger auf ihren Stadtfeldern ackern und säen, und in ihren Scheunen dreschen, so treiben sie Bauer-Nahrung. Warum soll der Bauer nicht auf seinem Dorfe Handlungen treiben, und Handwerker setzen dürfen? Wenn der Bürger zu seinem Schaden auf die Jagd geht, das eigentlich eine Beschäftigung des Adels ist, warum soll der Ritterguths-Besitzer zu seinem Nutzen nicht dürfen Bier brauen lassen? Ist es nicht was sonderbares, das Bierbrauen vor eine bloß bürgerliche Nahrung zu halten? Gerste und Hopfen und Pech und Holz, sind alles Land-Producte, und dies rohe Material zu bearbeiten soll auf dem Lande verbothen seyn? Ist das nicht ebenso, als wenn der Bauer seinen Flachs nicht spinnen dürfte, oder sein Mehl nicht backen?“

Auf eine Entscheidung des Landesherrn freilich mussten die Ständevertreter bis 1799 warten. Wie nicht anders zu erwarten, entschied der salomonisch zwar für die Städte, diese mussten ihr Recht eben einklagen. Jedenfalls wurde dem ländlichen Brauen kein Ende gesetzt.

Das größte Dorf Sachsens jedenfalls, das ca. 7000 Seelen zählende industrielle Ebersbach in der Lausitz besaß, wie an dasselbe grenzende andere Gemeinden, 1865 noch keine Brauerei. Weil das für die damalige Zeit unglaublich war, versuchte man „in dem schönsten Theile des Ortes ein in seinem Innern zur Anlage einer Brauerei durchaus passenden, mit aushaltendem Quellwasser versehenen Gebäudekomplex äußerst billig zu verkaufen“. <sup>345</sup> Eine Brauerei Hartmann bestand in Ebersbach später bis ungefähr 1922.

Sicher ist auch, dass die von den Ständen aufgerichteten wirtschaftlichen und sozialen Schranken sich verwischten, als die Grundherrschaften aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus, ihren Grundbesitz einschließlich der Brauereien und Brennereien zunächst verpachteten und schließlich verkauften. So ging z.B. auch die Brauerei des Rittergutes Seifersdorf, die schon vor 1625 bestand, bereits um 1750 in die Regie Bürgerlicher über. Im Einzelfall ließ man die Braustätten, weil sie zu nahe am Schloß standen, auch abreißen und an einen neuen Standort verlegen. <sup>346</sup> Daß man dabei nicht immer eine glückliche Hand hatte, belegt im Falle Seifersdorf ein Schreiben des Herrn Grafen von Brühl, der

---

<sup>345</sup> Dresdener Nachrichten, Nr.190 vom 9.7.1865

<sup>346</sup> Schriftreihe zur Chronik der Gemeinde Seifersdorf, Heft 2, Juli 2003



vom Besitzer der 1880 verlegten Brauerei nunmehr forderte, den Dorfbach nicht mehr durch Abfallwasser der Brauerei zu verunreinigen und dieserhalb geeignete Senkgruben anzulegen und für dessen sachgemäße Reinigung Sorge zu tragen. Die Königliche Amtshauptmannschaft hat die Einhaltung dieser Forderung übrigens auch kontrolliert, darüber liegt ein Gutachten von 1886 vor.<sup>347</sup>

Den ländlichen Gewerbezwang als Folge stadtwirtschaftlicher Prinzipien hat B.O.Markgraf sehr ausführlich im 30. Band des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Altertumskunde beschrieben. Danach blieb die rechtliche und wirtschaftliche Bindung des platten Landes an die Stadt bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts, mitunter aber schon stark aufgeweicht, erhalten, unterstützt durch die Landesherrschaft, die mitunter die Städte sogar zu tätlicher Selbsthilfe ermunterte.

Erst ein Reskript von 1709 verbot Exzesse, ein allgemeines Verbot erging dann durch ein Generale 1799, ehe mit Beseitigung des Bierzwangs und des Verbietsrechtes für die Bannmeile die Gründe für „kriegerische“ Auseinandersetzungen ganz entfielen.

Die Auflösung der Stadtwirtschaft verlief demnach schleichend ohne Generallinie, wie auch der dörfliche Bierzwang, den die Gutsbesitzer auf die Dorfbewohner ausübten, kein allgemeiner war oder ausschließlich galt. Manche Dörfer blieben von solchen Zwangsrechten ganz frei, in anderen ließ man Ausnahmen zu, so für bestimmte Gelegenheiten (Kirmes, Ernte) und Perioden des Jahres. Manchmal musste nur eine Mindestmenge vom Herrn abgenommen werden, ein Mehrbedarf konnte anderweitig besorgt werden, während andernorts für Fassbier Zwang bestand, nicht aber für Bier in Bullen (Bouteillen) oder Legelchen.

Allgemein aber galt, dass das Bier unverfälscht, nach richtigem Maß und ohne Übervorteilung des Kunden abgegeben werden musste.

In Sachsen setzte dieser Bierzwang durch den Adel 1605 in den Herrschaften Ottendorf und Döben ein, andere wie Mausitz konnten ihn erst 1718 erwirken oder durchsetzen.

Aber auch schon in früheren Zeiten waren die bäuerlichen Grundholden gegenüber ihren adligen Grundherren nicht rechtlos. Wieland Held gibt dafür Beispiele im 66. Band des Neuen Archivs für sächsische Geschichte. Die Hofkanzlei hatte durchaus Verständnis für die Sorgen der Landbewohner und nicht selten wurde ihnen gegenüber ihren adligen Herren Recht gegeben. Im Falle des Bierbrauverbotes betraf das z.B. die Gemeinde Zöllnitz gegenüber Hans Puster zu Trackendorf, der den Bauern sowohl das Brauen als auch den Dorfschank verbieten wollte. Freilich zogen sich die Verhandlungen meist lange hin, aber man nahm auf alte Rechtssatzungen, Urkunden und Verträge, auch Vergleiche, Testamente u.ä. bei beiden Parteien Rücksicht.

---

<sup>347</sup> Protokollbuch des Gemeinderates Seifersdorf

Nun haben sich die Agrargeschichtsforscher bisher überwiegend mit den Beziehungen zwischen Bauer und Herrschaft befasst und versucht, aus den Polizei- und Landesordnungen, teilweise auch aus den Kirchenordnungen, ein der Realität nahekommendes Bild der Vergangenheit zu zeichnen. Wenig wissen wir aber über das Konfliktpotential in den Dörfern selbst, über die Spannungen und Streitigkeiten des Einzelnen mit der Dorfgemeinschaft. Bernd Schildt<sup>348</sup> hat 87 Dorfordnungen aus 60 Orten nördlich des Rennsteigs, also dem sächsischen Rechtskreis angehörig, untersucht. Es ist erstaunlich, welche Rolle das Bier, sei es in Form des Brauens als Nachbarrecht oder als Buße für das Nichteinhalten der Dorfordnung, dabei spielte.

Für Grundstücksverkauf, wenn er überhaupt zugelassen wurde, verlangte die Gemeinde zwei Stübchen Bier von der Qualität, wie sie derzeit in der Gemeindeschenke ausgezapft wurde. Rechtswidriger Verkauf wurde mit einer Buße von einem Eimer Bier belegt. Manche Dorfordnung verbot das Backen, Brauen unter der Predigt, womit man gemeinhin den ganzen Sonntag verstand. Das Nachbarrecht konnte man unter bestimmten Bedingungen erkaufen, meist durch Bier oder Käse, die man dann gemeinsam verzehrte. Danach war der neue Bauer vollberechtigtes Dorfmitglied.

Aufgabe seiner Wirtschaft, z.B. Übergabe an den Sohn oder Vererbung, führte manchmal zum Verlust des Rechtes auf Teilnahme am gehegten Bier. Der ehemalige Besitzer verlor also das Braurecht, brauchte demnach auch nicht mehr fürs Brauhaus zu fronen.

Beim Brau- und Schankrecht gab es aber zwischen den Dorfordnungen erhebliche Unterschiede. Dazu Schildt. „Das Braurecht war nahezu ausnahmslos als ein Nachbarrecht ausgestaltet, also an den persönlichen Status der Nachbarschaft gebunden. In den meisten Orten ging es unter den Nachbarn reihum. Über die korrekte Einhaltung der Reihenfolge sowie die Qualität des Gebräus und den ordnungsgemäßen Umgang mit den Braugerätschaften wachten Organe der Gemeinde. Die „Dorfeinung“ von Udersleben (1558) bestimmt dazu: »Von brauen. Welcher nachbar allhier zu Udersleben auf Michaelis das brauen annimmt, und thut, den heimbürgen zusage die reihe zuhalten, so offte er das jahr über an ihnen kömt, der soll darauf bedacht seyn, dass er sich mit tüchtigen maltze und hopffen zur rechter zeit gefast mache, auf dass er die ordnung der reihe halten möge; würde aber jemand wenn ihme unterstöhren geboten soll des brauens ein gantz jahr von der zeit an verlustig seyn; desßgleichen soll der braumeister allewege einen tag, oder zwene ehe er einen unterzustöhren befiehet, das brauzeug als maltz und hopffen besichtigen, und wo er solchen zeug nicht genugsam tüchtig befindet, so soll er darauf und damit nicht brauen sondern denselben brauherren mit seinen untüchtigen zeüge sitzen lassen, und den nehesten, der nach der reihe folget und unterstöhren. Die

---

<sup>348</sup> Bernd Schildt, Rechtliche Aspekte bäuerlicher Wirtschaftsführung im 15. und 16. Jahrhundert, Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, Bd.47 (1993)

rumpel gebräu sollen bleiben wie die vor altersher seynd gewesen.« Gebräu wurde überall im gemeindeeigenen Brauhaus. Dessen Benutzung (samt Inventar) war in der Regel mit der Zahlung eines Brauzinses verbunden, der zur Instandhaltung und etwaigen Erneuerung von Brauhaus und –gerätschaften verwandt wurde. Darüber hinaus hatten in vielen Orten die mit der Aufsicht über das Braugeschehen im Dorf betrauten Amtsträger Anspruch auf eine geringfügige Abgabe, meist Bier vom fertigen Gebräu.

Gebräu wurde nicht nur für den Eigenbedarf. Während das Brauen in seinen wesentlichen Grundzügen in ganz Thüringen relativ einheitlich gehandhabt wurde, lassen sich für den Bierausschank zwei grundsätzlich voneinander abweichende Varianten nachweisen. In Nordthüringen (nördlich der Unstrut) legten die Nachbarn ihr Bier bei einem von der Gemeinde angenommenen Schankwirt ein. In den übrigen Gebieten Thüringens ging das Schankrecht, wie das Braurecht, als wandelndes Nachbarrecht reihum. Zur Kennzeichnung des an der Reihe befindlichen Nachbarn gab es ein öffentliches Zeichen, »die Wisch«, wie es in der Gemeindeordnung von Hummelshain heißt. Interessant ist die völlig singuläre Handhabung des Schankbetriebes in Rothenstein. Dort wurden jährlich zwei Schenkmeister, je einer für die obere bzw. die untere Gemeindeschenke, aus den »besessenen Männern« (also Nachbarn) gewählt. Der Gewinn aus dem Schankbetrieb stand offenbar uneingeschränkt der Gemeinde zu. Das Bier wurde wohl, wie andernorts auch, von den Nachbarn eingelegt.

Die Inanspruchnahme der in der Dorfordnung festgelegten Nachbarrechte wurde durch die Gemeinde streng kontrolliert, die Nutzung des gemeindeeigenen Brauhauses und auch die qualitativen Fragen beim Brau- und Schankrecht gingen also alle Nachbarn an, weil das Gemeindeeigentum unter Einhaltung genossenschaftlich-solidarischer Grundsätze eben auch für den eigenen Wirtschaftsbetrieb genutzt werden konnte.

Bestellte Amtsträger wachten auf richtige Nutzung der Wege und Brunnen, der gemeindeeigenen Holz- und Fischbestände wie auch auf das Brauhaus, unter dessen Geschirren und Gerätschaften die kupferne Braupfanne das kostbarste Stück war.

Nach ihrer Nutzung hatte man das Brauhaus zu säubern und eine Nutzungsgebühr zu entrichten. Für Beschädigungen der Braupfanne, z.B. durch Anbrennenlassen, zu starkes Feuer bei zu geringer Würzmenge, war Buße vorgesehen.

Bestraft wurde man aber auch, wenn im eigenen Haus ein Feuer ausbrach, aber gelöscht werden konnte, ehe es auf die Nachbarschaft übergriff; man wollte durch Abschrecken vorbeugen und verlangte 1 Eimer Bier.

Das ländliche Gewerbe, das eine jahrhundertlange Tradition hat und schon vor dem 15. Jahrhundert nachweisbar ist, wurde auch von Wieland Held in <sup>349</sup>

---

<sup>349</sup> Ländliches Gewerbe in Thüringen im 15. und 16. Jahrhundert, Sächsische

untersucht. Natürlich war es durch die Zunftgesetze der Stadt, aber auch durch landesherrlichen Befehl in seiner Entfaltung beeinträchtigt, manchmal durfte es nur betrieben werden, wenn die nächste Stadt mehr als eine Viertel Meile entfernt lag. Ihre Zahl war daher anfänglich beschränkt und betraf meist die Gewerbe des Gemeindedienstes bzw. die Gewerke, die im Rahmen und ureigenst für den Bedarf des einzelnen bäuerlichen Haushalts abgewickelt wurden, wie Bäckerei, Fleischerei, Brauerei sowie Müllerei, Schmiede, Leineweber oder ähnliches.

Ein Hinweis darauf findet sich schon 1403 in <sup>350</sup>. Damals hat Landgraf Balthasar einem seiner Knechte einen Sedelhof in Herbishausen vermacht mit dem ausdrücklichen Vermerk, dass der Besitzer wie die anderen armen Leute in diesem Dorfe auch soviel brauen dürfe, wie er mit seinem Gesinde in seinem Hause bedarf.

Damals taucht in den Urkunden übrigens der bis heute nicht geklärte Begriff des „hoyken- oder hoyckenbiers, auch – byers auf.“ <sup>351</sup>

Zunehmend gewann auch das Böttcherhandwerk Verbreitung, wobei der Böttcher oder Binder mit Knecht sehr häufig von Dorf zu Dorf wanderten. Im Wirtschaftsbuch des Mainzer Hofes in Erfurt heißt es diesbezüglich: „der bender sal die reyff biegen alle fasz, kübbel, wurtztroge, butten, legeln, leythen und schroth zeitlich uff den herbst verbinden und bessern, wo sie rinden werden, dieselben stopfen...die bierbuttich und kubbel im brauhaus und maltzhaus, die bierfass, zubber, gelten, legeln, stutz und essigfasz...“

Held hat in 32 von 103 Dorfordnungen Mitteilungen über ländliches Handwerk gefunden; 20 Dorfordnungen erwähnten den Schankwirt, 9 den Gemeindebäcker, je 7 den Müller bzw. Braumeister, 5 den Schmied und nur 2 den Dorfmetzger.

Die Alte Dorfordnung der Gemeinde Wohlmuthausen bei Meiningen z.B. schrieb vor: „Item wir teilen auch einen jeglichen nachbarn, der 5 gnack wertgut hat, dass der macht hab zu brawen, zu backen und zu schenken mit gerechtem maß, so die gemeinde keinen wirt haben und auf schatzung...“ und der Braumeister im Dorfe Ringleben bei Sondershausen musste nach der Dorfordnung von 1558 ein oder zwei Tage vor dem Brauen die Kunden aufsuchen, um zu erfahren, ob dieser alle Zutaten beisammen hatte.

Wenn auch die Patrimonialgerichte, mitunter auch Rittergutsgerichte bezeichnet, in erster Linie den Interessen der Grundherren dienten, standen sie den Interesssen der Dorfbewohner mindestens hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Aufrechterhaltung der Ordnung im Dorf nicht entgegen. Widersprüche zwischen einzelnen Personen oder Gruppenkonflikte wurden ausgeglichen und

---

Heimatblätter 1980, H.5

<sup>350</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkunden der Markgrafen von Meißen, Nr. 491

<sup>351</sup> Codex Diplomaticus Saoniae (Regiae), Urkundenbuch der Markgrafen von Meißen, Nr. 407 und 438

insgesamt die Besitzrechte, Rechtstatus und Lebenslage der Bauern gesichert. Auch zeigte sich, dass noch im 18. Jahrhundert die Gemeinde bei Viehhaltung, Wasserversorgung, Nutzung der Fischteiche und beim Reiheschank gegenüber dem Grundherren eine gewisse Selbständigkeit bewahren konnte.

M. Reißner gibt dazu in <sup>352</sup> einige Beispiele. Danach war „der Ausschank des Bieres in den einzelnen Dörfern unterschiedlich geregelt. In Deutzen gab es den Erbschenkirt, in Neukirchen dagegen schenkten die Anspanner und Hintersässer das Bier der Reihe nach aus und mussten zugleich im Bedarfsfall Fremde beherbergen.

Das Gemeinde-Brau-Haus von Kleinhermsdorf war eine genossenschaftliche Einrichtung. Als 1739 durch ein Feuer auf der Darre alle Braugefäße vernichtet worden sind, hat die Gemeinde für 450 Tlr. ein neues Brauhaus gebaut.“

In <sup>353</sup> stellt sich die Gemeinde Trossin vor. Im dortigen Ortsteil Dahlenberg gibt es nämlich einen Nachbarbierbrunnen, der als ein Wahrzeichen für die alte Tradition des „Nachbarbiergebens“ stehen soll.

Auf eine diesbezügliche Anfrage hin teilte das Gemeindeamt Trossin <sup>354</sup> mit, dass diese Tradition in Dahlenberg seit 1833 regelmäßig im Februar begangen wird. Die Dorfordnung von 1832 bestimmte dazu : „Jeder neue Wirt gibt, wenn er ein Einheimischer ist ¼ Tonne, wenn er ein Fremder ist ½ Tonnen Bier zur gemeinsamen Ergötzlichkeit.“ Wahrscheinlich sei aber dieser Brauch viel älter, weil die Brauordnung des Amtes Schmiedeberg, zu dem Dahlenberg damals gehörte, schon 1513 festschrieb, dass „zu Pfingsten und zu Weihnachten die Gemeinde um Erhaltung guter Nachbarschaft Bier zusammen trinken und ziemlicher Weise Fröhlichkeit gebrauchen [darf]. Doch soll dabei nicht mehr als das auf Gemeindebeschluss aufgelegte Faß oder Viertelbier getrunken und niemand zur Teilnahme gezwungen werden.“

Die Gast- und Schenkwirte hatten in der frühmittelalterlichen Stadt viel umfassendere Aufgaben als wir sie ihnen heute zumuten dürfen. Damals war eine Kontrolle der dem Stapelrecht unterworfenen Rohprodukte und Halbfabrikate sowie der fremden Handelsherren, die sie zuführten, nötig. Der Verkehrsstrom in der Stadt musste gelenkt und Aufstauung vermieden werden. Auch wollte man den Handelsabschluß zwischen Fremden ohne Vermittlung und Vorteil des einheimischen Bürgers verhindern, die Abschlüsse der Fremden zugunsten des Stadtsäckels besteuern und schließlich die Handelsbeziehungen in für die eigene Stadt vorteilhafte Bahnen lenken. Karl Lamprecht in <sup>355</sup>:

---

<sup>352</sup> Manfred Reißner, Bauern vor und hinter den Schranken der Rittergutsgerichte im Gebiet des kursächsischen Amtes Borna, Sächsische Heimatblätter 1973, Heft 5

<sup>353</sup> Amtsblatt des Landkreises Torgau-Oschatz Nr.15 vom 6.8.2004

<sup>354</sup> Schreiben des Gemeindeamtes Trossin vom 6.9.2004

<sup>355</sup> Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, Verlag von Hermann Heyfelder, Freiburg/Breisgau  
1904, Band 4

„Diesen Zwecken diene zunächst in den meisten Städten die eigentümliche Stellung der Gastwirte. Im Gasthaus empfing der fremde Herrscher nur notdürftig Unterkunft für sich und bisweilen für seine Ware, selten auch Unterhalt. Der Gastwirt vertrat nicht die Stelle des Gastfreundes, der dem Fremden ein freundliches Heim zu schaffen sucht; er war vielmehr nebenher eine Art Angestellter der Stadt: er hatte alle Schritte des fremden Kaufmannes zu überwachen und jedem Verkaufsabschluß als Zeuge beizuwohnen, ja nicht selten sofort die der Stadt zufallende Verkaufsabgabe einzuziehen.“

Aber auch in späteren Zeiten standen die Gastwirte in einem, allerdings meist ungewollten, zwiespältigen Verhältnis zu ihren Kunden. So, wenn ihnen empfohlen wurde, Veranstaltungen der Sozialdemokratie in ihren Häusern nicht zuzulassen, wenn sie Listen mit den Namen sämtlicher Armenhausbewohner, Almosenempfänger und notorischen Trunkenbolde, an die der Ausschank alkoholischer Getränke verboten war, beachten sollten<sup>356</sup> oder man von ihnen erwartete, böswilligen Steuerschuldnern den Bierhahn geschlossen zu halten.<sup>357</sup>

Manch einer hatte sich auch länger in einem Gasthof oder einer Herberge aufzuhalten als ihm lieb war. Kurfürst August hatte zwar 1572 in den „Constitutionen“ das sogenannte „Einreiten“ verboten, aber gelegentlich wurde es dennoch angewandt. So 1593 durch die Witwe des Kurfürsten Christian I., die einem Joachim von Weißenbach zu Steinbach das Einreiten in das Wirtshaus zum Goldenen Kreuz in Weimar befiehlt. Darin habe er sich solange aufzuhalten, bis er sich zur Genüge und Billigkeit abgefunden habe.<sup>358</sup>

Unter Einreiten verstand man die Übernahme einer Verpflichtung, bei Nichteinhaltung der vereinbarten Zahlungsfrist für eine Schuld sich an einen bestimmten Ort, meist eine Herberge oder ein Gasthaus, zu begeben und dort bis zur Rückzahlung zu verbleiben.

Eine andere Form der Rechtsprechung und Bestrafung war das Verzählen, ursprünglich ein gegen einen Abwesenden ausgesprochenes Todesurteil, das vollstreckt wurde, sobald man des Verbrechers habhaft wurde. Später tritt diese Bedeutung zurück, das Verzählen wird immer mehr ein Mittel, die Zahlung einer Buße zu erzwingen oder bei Zahlungsunfähigkeit an Stelle der Buße eine Strafe zu erwirken, ähnlich wie andernorts das Stellen an den Pranger oder das Tragen eines Schandkorbes.

Hubert Ermisch gibt dazu in<sup>359</sup> einige Beispiele. „Wer fremdes Bier schenkt oder einführt, soll den Bürgern von jedem Fasse 1 Schock büßen *adder alzo lange von der stad vorczalt sein, bis her daz gelt gegeben hat und an der burger holde kome*“ oder: „Der Brauer, der die von ihm beschworenen Vorschriften

---

<sup>356</sup> Das Echo, Radeberger Amtsblatt, vom 4.9.1867

<sup>357</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo, Nr. 115 vom 28.9.1889

<sup>358</sup> Archiv für die Sächsische Geschichte, 8. Bd., 1870, S. 428

<sup>359</sup> Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 13. Band, 1892

über das Brauen übertritt, soll 1 Mark dem Rat geben; *hat er nicht zcu geben, so sal er vorczalt seyn, bis er das gelt gebit.*“

Der Verzählte musste sich also bis zur Zahlung einer Buße außerhalb der Stadt aufhalten, verlor aber nicht wie früher das Bürgerrecht. Die Rückkehr stand ihm offen, sobald er sich der Strafe unterwarf.

Verzählt wurde nunmehr bei Hausfriedensbruch, besonders im Weinhaus, in dem der Rat auch die fremden Bier unterbrachte, und im Frauenhaus, beides städtische Institute. Der vom Rat angestellte Schenke, gleich ab Weinschenk oder der Bürger Bierschenk, bedurfte dabei besonderen Schutzes gegen den Übermut seiner Gäste, die dann auch verzählt wurden bei Gotteslästerung, Raufen und Schlagen, Zechprellerei u.ä.

In dieser Art bestraft wurden auch die, die Bier oder Brot zu teuer verkauften oder ohne entsprechendes Bürgerrecht brauten oder schenkten. Wer gegen die Zahl der zu brauenden Biere verstieß, ohne Wissen des Rates braute, das Brauzeichen einem andern gab, statt selbst zu brauen, gegen die Fristen verstieß und ohne Genehmigung gerines Bier, sog. Kesselbier, braute, konnte genau so verzählt werden, wie die, die zu früh unterstießen, dh. heizten und Wasser aufgossen, bevor zur Frühmette geläutet wurde, zwei Braupfannen führten, zwei Darren betrieben oder Hafer vermälzten oder die, die sich in das Amt des Bierschröters mischten, zu kleines Maß führten und zu hohe Preise verlangten. Selbst, wer es unterließ, die Einfuhr fremden Bieres, auch wenn es für ein Kloster bestimmt war, zu melden, wurde bestraft.

Für die Bierschröter gab es wenigstens in Dresden seit 1578 eine Bierschröterordnung, die das Befördern von Bier und Wein in die Keller und wieder heraus regelte. Danach hatten sich die Schröter „nüchtern zu halten und nicht vollzusaufen, sich auch vor Weibern züchtig und nicht garstig noch unflätig zu erzeigen.“<sup>360</sup> Mit dieser Ordnung wurde zugleich mit der bisherigen Gepflogenheit der Schröter Schluß gemacht, beim Ausschroten von Bier für die Kretzschmare oder andere Leute sich eine Wasserkanne voll aus dem Fasse zu heben und dafür Wasser einzufüllen, ein Verbot, das der Bierqualität sehr zuträglich war.

Wie die Handels- und Gewerbepolizei, die den Marktverkehr regelte, handelte auch die Sittenpolizei, die nicht nur für Ordnung im Frauenhaus sorgte, sondern auch den Frauen untersagte, ihrem Gewerbe außerhalb des Frauenhauses nachzugehen sowie sich im Bierhaus blicken zu lassen.

Eine eigenartige Institution der Räte größerer sächsischer Städte, wie Dresden, Leipzig, Freiberg und Chemnitz, waren die von Ende des 15. bis ins 19. Jahrhundert eingesetzten Bettelvögte. Sie hatten die Armen- und Bettlerpolitik des Landesherrn durchzusetzen. Oblag ihnen zunächst die Entscheidung darüber, ob Arme „almsenwürdig“ und Bettler berechtigt betteln durften,

---

<sup>360</sup> Otto Richter, Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden, Erste Abtheilung, Dresden, Wilhelm Baensch Verlagshandlung, 1891

verkam ihr Amt im Laufe der Jahrzehnte immer mehr zu einer wenig geachteteren bettlerpolizeilichen Funktion mit teilweise erniedrigenden Arbeiten wie Kadaverbeseitigung und ähnlichen.

Zwar mussten sie beim Amtseintritt schwören, sie wollten „dem Rat stets treu, hold und gewehr [zuverlässig, tüchtig] seyn, dessen Anordnungen sich gemäß bezeigen und darwider nicht handeln, vor allen dingen aber eines Gottfürchtigen, Christlichen, auch nüchternen Lebens sich befleißigen, den übermäßigen Brantewein und andern Trunck, ingleichen Zanck, Verleumbdung, Fluchen und andere unanständige Laster meiden, nicht weniger denen zum Allmosen-Ambte verordneten Herren Deputirten schuldige Ehre und Gehorsam erweisen, was dieselben anordnen, treu verrichten und davon sich nicht abhalten lassen“,<sup>361</sup> auch keine Geschenke annehmen, den Armen nichts entwenden und die Bettler „barmherzig“ behandeln, jedenfalls sie nicht zu schlagen, verfielen dennoch viele von ihnen aus den unterschiedlichsten Gründen dem Trunke.

Die Bürger fühlten sich von den Armen und Bettlern belästigt und meinten „ein großer Theil Schuld soll an den Bettelvögten liegen, deren Pflicht es eigentlich wäre, den Bettlern nachzuspüren, die aber die größte Zeit in Bier- und Branteweinhäusern zubringen, und von den meisten Bettlern eine Art Tribut erhalten, für welche diese ihr Handwerk ungestört treiben.“

Während im allgemeinen der Fremde dem Stadtbürger gegenüber fast rechtlos war – auch deshalb war das Reisen wenigstens im frühen Mittelalter selten – galt das nicht für Kaufleute und Händler bei wirtschaftlichen Streitigkeiten. Zwar waren auch sie mancherlei Einschränkungen bezüglich der Aufenthaltsdauer, der Übernachtung und Meldepflicht unterworfen, im übrigen unterlagen sie aber dem Gastrecht. Das sah bei Komplikationen mit den Bürgern ein beschleunigtes gerichtliches Verfahren vor, „darum gesetzt, daz ain gast sainer tagwaid (Weiterreise) nicht versumpt wird.“<sup>362</sup>

Ein Fremder war aber der, der soweit über die städtische Bannmeile hinauswohnte, dass er den Ort des Gastgerichtes von seiner Heimat aus an einem Tage nicht erreichen konnte. Freiberg setzte diese Entfernung auf vier Meilen, Magdeburg auf 11 Meilen fest. Die Stadt Brünn aber gewährte dieses Recht nur denen, die außerhalb der Provinz Mähren wohnten. Neben unterschiedlichen Maßen, Gewichten und Währungen waren demnach auch noch die unterschiedlichen Landes- und Ortsgesetze zu beachten.

Verena Kriese<sup>363</sup> wendet unsere Aufmerksamkeit auf die Vorstädte von Leipzig, die seit dem 15. Jahrhundert in Viertel geteilt waren, die sich ihrerseits wieder in sog. Nachbarschaften gliederten. Nachbarschaften waren die

---

<sup>361</sup> Helmut Bräuer, Bettelvögte, in Sachsen- Beiträge zur Landesgeschichte, Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2002

<sup>362</sup> Alwin Adé, Gastgericht und Fremdenrecht im Mittelalter, Die Gartenlaube 1912, Nr.18

<sup>363</sup> Verena Kriese, Die Vorstädte Leipzigs im 18. Jahrhundert, Sächsische Heimatblätter 1990, Heft 2



Vereinigung mehrerer Gassen zu einer Art Genossenschaft mit eigenen Satzungen, Regeln und Pflichten, am ehesten wohl mit einer Dorfgemeinschaft vergleichbar. Einer Nachbarschaft stand ein Nachbarschaftsvorsteher oder Gassenmeister vor, für den die Stadt Leipzig genaue Instruktionen erlassen hatte.

Gegenstand der Nachbarschaftsordnungen waren u.a. die Sicherstellung von Ruhe und Ordnung, der Umgang mit Fremden und Bettlern sowie die Erfüllung städtischer Verwaltungsaufgaben, wozu auch die Einhaltung des Reiheschanks zählte.

Verstöße gegen die Nachbarschaftsordnung wurden vornehmlich in Geld, aber auch in Form von Bier geahndet, beides kam der Nachbarschaft zugute, während der Straffällige den Stadtgerichten überantwortet wurde.

Auf Nachbarschaftszusammenkünften hatte man sich bescheiden und ehrbar zu zeigen, sich des Rauchens und Biertrinkens zu enthalten und sich auch in Worten, Gebärden und Handlungen zu zügeln.

Ausführlich wurde der Bierausschank geregelt: „... auch von alters her denen vier Steinwegen oder Hauptgassen der Vorstädte allhier von vier Hauptthoren Leipzighisch Bier einzulagern und zu verzapfen zugelassen, dabei aber diese Ordnung jederzeit gehalten worden, dass kein Nachbar, so nicht Bürger oder sein eigen Hauß und Hoff gehabt, wie auch sonst keiner, den die Reihe des Wisches nicht betroffen, sich dessen unterfangen dürffen.“

Die Vorstadtbewohner, sofern sie den Anforderungen genügten, durften demnach schenken, aber nicht brauen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde diese Ordnung freilich aufgeweicht.

Im ältesten Stadtrecht, dem der Stadt Straßburg aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, sind die Herrendienste aufgezeichnet, die selbst die Kaufleute zu leisten hatten. Sie waren, wie die Hühns<sup>364</sup> meinen, mitunter aus uns nicht erklärlichen Gründen diskriminierend. So mussten in dieser Bischofsstadt ausgerechnet die Schenkwirte die Bedürfnisanstalten des Bischofs reinigen.

Diese Aufgabenzuweisung beruht aber auf einem alten klösterlichen Brauch, nach dem dem Aufseher über die Herbergen des Klosters, dem Hotelier, auch die Säuberung der Latrinen – und von denen gab es nicht wenige – zugeordnet war.<sup>365</sup>

Irgendwann verloren aber die Gasthöfe diese ortspolizeilichen Funktionen und wurden Dienstleister im heutigen Sinne. Die Meldepflicht bei Übernachtungen wurde aber bis heute beibehalten, auch wenn sie da und dort sehr nachlässig behandelt wird.

---

<sup>364</sup> Erik und Ingeburg Hühns, *Bauer-Bürger-Edelmann Leben im Mittelalter*, Verlag Neues Leben Berlin 1963

<sup>365</sup> Philippe Ariès und Georges Duby, *Geschichte des privaten Lebens*, Band 1, Weltbild Verlag, Augsburg 2000

Der Kunsthistoriker Johannes Scherr weiß aber mit Sicherheit, dass die meisten Wirtshäuser im 15. Jahrhundert und noch lange danach sich in einem sehr verwahrlosten Zustand befanden.

Der Humanist Erasmus hat in seinen „Colloquia“, verdeutscht durch Rudhart, ein eindringliches, vielleicht etwas zu dick aufgetragenes Bild davon gezeichnet. Auszugsweise seien daraus einige Passagen zitiert: „Bei der Ankunft grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten...Nachdem du lange geschrien hast, steckt endlich irgendeiner den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus, gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte...Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst du daraus, dass du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an...Wenn du etwas tadelst, hörst du gleich die Rede: Ist es dir nicht recht, so suche dir ein anderes Gasthaus!...Ist das Pferd besorgt, so begibst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen eigene Zimmer zum Umkleiden, Waschen, Wärmen, Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor, sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnässten Kleider hängst du am Ofen aus und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so unsauber, dass du dich nach einem andern Wasser umsehen musst, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst du nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr... So kommen in demselben geheizten Raume häufig 80 oder 90 Gäste zusammen, Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich eine anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel, jenem stößt der Knoblauch auf,...Nichts zu sagen von den Winden, die ganz ohne Zwang nach oben und unten losgelassen werden. Von stinkendem Atem gibt es viele, die an heimlichen Krankheiten leiden...Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt... Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zuletzt gewaschen worden.“

Nebenbei erfahren wir in dieser Schilderung, die uns wie ein Horrorszenario vorkommt, vieles über die damaligen Eß- und Trinkgewohnheiten in den Gasthöfen und eine eigenartige, gleichmacherische Art der Bezahlung. Denn nach dem letzten Gange, Käse, der nur schmackhaft erscheint, wenn er stinkt und von Würmern wimmelt, erscheint der Wirt mit einer Schreibtafel, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Die das Geschreibe kennen, legen nun, einer nach dem anderen ihr Geld auf die Tafel, bis sie voll ist. Der Wirt merkt sich nun die, die gezahlt haben und rechnet im stillen nach;

fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche; wer es täte, der würde alsbald hören müssen: „Was bist du für ein Bursche? Du zahlst um nichts mehr als die anderen!“<sup>366</sup>

Diese Verhältnisse werden sich mit der Verbesserung der hygienischen Zustände in den Städten schnell verändert haben. Außerdem hat im Gastwirtsgewerbe eine Spezialisierung eingesetzt, die mit der Arbeitsteilung auch eine Differenzierung innerhalb der Gäste bewirkte. Spätere Statistiken<sup>367</sup> unterschieden jedenfalls die Etablissements für Beköstigung und Beherbergung in: große Hotels; andere Gasthöfe; Schenk- und Gastwirtschaften ohne Ausspann, Restaurationen; Caffee-, Wein-, Bier-, Branntweinschenken und Tabagien ; Conditoreien, Schweizerbäcker und Italiener, welche Gäste setzen oder differenzierten in: Schankwirtschaften; Gasthöfe für Fuhr- und Landleute; Schank- und Speisewirtschaften; Hotels und Gasthöfe 1. Ranges; Restaurationen; Weinstuben.

Während noch 1588 ein Hans Jahn zu Dresden seinen Kurfürsten Christian I. bittet, „er möge ihn der öffentlichen Gastung in seinem Hause entnehmen und davon befreien“, weil „er zu alt sei und sich auch seit der 1572 gemachten Ordnung der Stadt Dresden an Gebäuden, Stallungen und sonst merklich gebessert, auch von viel Bürgern außer den geordneten Wirtshäusern Gastung gehalten, also an guten und bequemen Herbergen und Unterkommen der fremden Leute nicht mehr solcher Mangel sei“<sup>368</sup>, können sich die städtischen Behörden, namentlich der größeren Städte, zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor Anträgen zur Erlangung der Realgasthofsgerechtigkeit kaum retten. Dabei gab es in Dresden 1892 1187 Gast- und Schankwirtschaften mit Verschank geistiger Getränke, 1902 sogar 1611. Die sogenannten Branntweinkleinhandlungen mit 471 im Jahre 1902 waren dabei noch nicht einmal berücksichtigt. Tatsächlich war jedes dritte Haus in Dresdens Altstadt eine Kneipe.<sup>369</sup>

Dazu Stadtrat Dr. Blochwitz im Dresdner Stadtverordnetenkollegium 1901: „Es gehen jeden Monat 80 Gesuche um Wirthschaftserlaubniß ein. Ein kleiner Theil wird nur genehmigt. Die Abgewiesenen halten sich dann für ungerecht behandelt. (Heiterkeit.) Es sind Straßen entstanden, in denen für jedes Haus die Wirthschaftserlaubniß gefordert wurde.“<sup>370</sup>

Bezogen auf die Betreiber und deren Personal hatte jedoch um 1890 Leipzig die meisten Schank- und Vergnügungsstätten in Deutschland. Nach<sup>371</sup> kam damals auf je 24 Einwohner einer, der sich vom Schank- oder Beherbergungsgeschäfte

---

<sup>366</sup> Deutsche Gasthäuser im 16. Jahrhundert, Radeberger Zeitung, Nr.146 vom 26.6.1904

<sup>367</sup> Mittheilungen des statistischen Vereins für das Königreich Sachsen, 1837 und 1846

<sup>368</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr. 168 vom 23.7.1903

<sup>369</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr.250 vom 27.10.1903

<sup>370</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr. 112 vom 15.5.1901

<sup>371</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr. 82 vom 14.7.1887

ernährte und jedes dritte Haus war eine Restauration oder Destillation. Darin standen selbst Hamburg und München Leipzig nach.

Auf jeweils 10.000 Einwohner kamen in Sachsen:

	<u>1879</u>	<u>1903</u>
Gastwirtschaften	15,8	21,1
Schankwirtschaften mit Branntw.	31,6	24,3
Schankwirtschaften ohne Brw.	5,0	2,0
Branntweinkleinhandlungen	16,8	10,1

Somit kamen 145 bzw. 175 Einwohner auf eine dieser Wirtschaften. Bezogen auf jeweils 10.000 Einwohner der Großstädte Sachsen verteilten sich die Wirtschaften wie folgt:

	<u>Dresden</u>	<u>Leipzig</u>	<u>Chemnitz</u>
Gastwirtschaften	4,7	3,5	2,5
Schankwirtschaften m.Br.	24,7	25,5	21,0
Schankwirtschaften o.Br.	3,4	1,4	1,1
Branntweinkleinhandlungen	7,9	5,3	15,5

Stadt	Einwohner	Gast- und Schank- wirtschaften	Wirtschaften auf 10.000 Einw.	Einwohner je Wirtschaft
Dresden	489.100	1616	32,8	302
Freiberg	30.429	88	36,5	346
Meißen	20.593	178	86,4	116
Pirna	19.222	84	43,7	229
Riesa	14.328	63	44,0	227
Radeberg	13.788	46	33,4	300
Großen- hain	12.090	62	50,5	195
Grimma	11.295	37	33,7	305
Oschatz	10.915	59	54,0	185
Sebnitz	8.793	52	59,1	169
Colditz	5.406	26	48,0	208
Nossen	4.911	31	63,1	158
Königstein	4.334	33	76,2	131
Dippol- diswalde	3.536	21	59,4	168
Schandau	3.277	43	131,2	76
Sayda	1.441	10	69,4	114

Damals mußte in Dresden jeweils eins dieser Etablissements von 245, in Leipzig von 254 und in Chemnitz von 249 Einwohnern leben.<sup>372</sup>

Nach 1885 strebte man in Sachsen an – jedenfalls bestimmten das städtische Ortsgesetze –, dass auf 400 Einwohner eine Schankstätte kommen sollte. Von diesem Ziel war man aber weit entfernt, denn nach Dr. C. Roscher waren die günstigsten Verhältnisse in Reichenbach mit 232 Einwohnern pro Schankstätte, in Waldheim mit 216 und in Schneeberg mit 198, während in Schandau 67, in Lommatzsch 71 und in Pegau 80 Einwohner auf eine Schankstätte trafen.<sup>373</sup>

Wie der statistische Bericht der Handelskammer Dresden beweist<sup>374</sup>, hat man dieses Ziel auch 1903, wenigstens in den unten aufgeführten Städten mit revidierter Stadtordnung, nicht annähernd erreicht:

Aber auch auf den Dörfern ging es vorwärts. Beredtes Zeugnis dafür liefert der seit 1886 an der Leipziger Universität wirkende Professor Friedrich Ratzel mit seiner Wanderstudie „Das deutsche Dorfwirtshaus“<sup>375</sup>. Diese mehrseitige Abhandlung ist ein einziges Loblied auf die Gastronomie des Dorfes, deshalb sollen ein paar treffliche Passagen folgen. Ratzel schreibt: „Das Wirtshaus gilt bei uns mehr und ist auch mehr als bei irgend einem anderen Volke...Seine dumpfen Räume ersetzen uns Deutschen sogar einen großen Teil von dem, was die Agora den Griechen war. Dringt doch die Politik mit Versammlungen und Wahlen so in die Wirtshäuser ein, dass manchen heutzutage mehr Diskussions- und Agitationsmittelpunkt ist als Wirtshaus in dem guten alten Sinne...Nicht dem Gewöhnlichen, sondern dem Besseren in unserem Leben soll das Wirtshaus dienen...In einem guten Wirtshaus sollen die Leute vergessen, dass sie nicht zu Hause sind. Der Wirt oder die Wirtin an der Spitze des Wirtstisches will den wechselnden Gästen die Illusion des Familientisches gewähren... In der deutschen »Trinkkemenate« schwebt uns ein Ideal von gemütlicher Geselligkeit vor, wie es im deutschen Mannesherzen lebt, ... es kann und soll je nicht anders sein, als dass das beste Wirtshaus noch unter einem guten Heim steht. Aber wie groß ist auf der anderen Seite die Zahl derer, die in ihren engen dumpfen Räumen nie das Behagen finden, das ihnen schon eine Bierstube niederen Ranges bietet! Die Schöpfung von Bierpalästen, die die äußeren Bilder unserer Städte so sehr beeinflusst, führt dem Leben weiter Kreise einen Strom von Behagen zu, in dem manchmal auch feinere ästhetische Genüsse sind... Wären nicht einige leichte Schatten, die diese beliebten Bierhügel über die Städte und Städtchen hinwerfen, wo die Leute um so anspruchsloser wohnen, je näher und

---

<sup>372</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt Nr.278 vom 1.12.1903

<sup>373</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo, Nr. 137 vom 20.11.1890

<sup>374</sup> Radeberger Zeitung, Nr.217 vom 17.9.1904

<sup>375</sup> Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Bd. 112, Bielefeld und Leipzig 1914

billiger sie diesen gemeinsamen Erholungsplatz haben, so möchte man von dem »Bierkeller als Schule des Naturgenusses« mit ungemischtem Behagen sprechen...

Die Ausflüge auf das Land, deren Ziel ein gutes Wirtshaus ist, gehören zum deutschen Leben. Sie machen es genussreich, beeinflussen es aber auch in anderer Beziehung mehr, als man denkt. Es ist die Rückkehr der Stadt zu dem Land, aus dem die Stadt herausgewachsen ist. Die arme Stadt!...Am Sonntag Nachmittag auf seinem eigenen Land (als der Stadtbürger nämlich noch welches besaß) leichte Arbeit zu tun und dann auf dem Bänkchen vor der bohnenumrankten Holzhütte zu selbstgebaute[m] Rettich einen Krug Most oder Bier zu leeren, war eine Erholung, bei der es dem Holzhauer nicht einfiel, über das Wohlleben anderer Betrachtungen anzustellen...Wenn in Deutschland dem minderbegüterten Mann immer noch ein größeres Maß von Lebensfreude vergönnt ist, als in den meisten anderen Ländern Europas und Amerikas, so hat daran das ländliche und halbländliche Wirtshaus seinen nicht zu unterschätzenden Anteil.“

Ratzel verlangt von den Wirten mehr als nur die Gewährung materieller Genüsse, Naturgefühl vorallem, das in seinem Verständnis auch darin zum Ausdruck kommt, dass die einst einsame Rudelsburg seit Jahren an Sonntagen mehr Bierwirtschaft als Ruine ist. „Laßt die Bürger doch die Last ihrer städtischen Eingeschlossenheit abschütteln und freut euch, dass sie nicht die bequemer[n] Erholungen in städtischen Kneipen und Singspielhallen vorziehen. Begreift, dass das ländliche Wirtshaus bei unserm Stand der Bevölkerungsanhäufung als billige und unschädliche Erholungsstätte eine Wohltat geworden ist.“

Heute sind viele Dorfkneipen geschlossen und erweisen sich so ganz gewiß für die Erholung unschädlich, dafür sind sie allerdings für Verärgerungen äußerst nützlich.

Richard March <sup>376</sup> beschreibt Wirtshausschilder, die es im deutschsprachigen Raum in Form des Kruges seit dem 5. Jahrhundert vor Christus (daher der Name Krüger) und in Form des Busches, Weisers, Reisers, der Bierrute oder des Besens mindestens seit dem 13. Jahrhundert nach Christus gab. Für uns besonders interessant die Feststellung, dass noch im 18. Jahrhundert die Bierwirtschaften nur dann einen Kranz aus grünem Laub als äußeres Zeichen führen durften, wenn sie auch Kräuterbiere zum Ausschank brachten. Doch war dabei ausdrücklich bestimmt, dass dieser Kranz nicht aus Efeu bestehen durfte, weil ein solcher ausschließliches Privileg der Weinhäuser bleiben sollte. Ländliche Bierschenken in Österreich, Ungarn und Rumänien zeigten den Ausschank durch einen Bund lockenartig gerollter Hobelspäne, im Volksmund Hobelscharten genannt, an. „Sie wurden im 18. Jahrhundert, als das starke, in sogenannte Plutzer abgezogene und darum Plutzerbier genannte moussierende

---

<sup>376</sup> Die Gartenlaube, Nr. 6, 1901

Gebräu in den Handel kam, zum besonderen Zeichen jener Wirtshauser gewählt, in denen dieses Getränk zu haben war, und noch vor dreißig Jahren führte man sie dort neben einem Gemälde, auf dem man zwei Plutzer sah, aus welchem das Bier in hohem Bogen in ein zwischen beiden stehendes Glas schäumte. Seitdem ist das Plutzer- dem Lagerbier gewichen und damit auch diese bildliche Darstellung verschwunden.“

Jeder geschichtsbewusste Mensch wird, wenn er auf einen „Klosterhof“ stößt, stutzig. Er wird die Verbindung zum brauenden Kloster suchen und manchmal auch finden. So auch im Falle des heute in Dresden eingemeindeten Dorfes Leubnitz-Neuostra. Heinrich des Erlauchten Witwe, Markgräfin Elisabeth von Maltitz, schenkte, so jedenfalls wird es in <sup>377</sup> dargestellt, 1288 ihr als Witwensitz dienendes Leibgedinge, den reichen Herrenhof in Leubnitz dem Kloster Altzella bei Nossen. Dieses sandte einen Mönch als Verwalter, den Bruder Hofmeister. So wurde aus dem Herrenhof der „Klosterhof“, dem die Bauern der zugehörigen Dörfer zins- und fronpflichtig waren und auf dem auch in Sachen niedere und höhere Gerichtsbarkeit als einem dem Kloster zustehenden Recht entschieden wurde. Mit der Säkularisation des Klosters Altzella 1540 gelangte es in die Hände Herzog Heinrich des Frommen, dessen Sohn Kurfürst Moritz es schließlich 1550 dem Rat der Stadt Dresden übereignete. Der löste die Gutswirtschaft auf und veräußerte das zugehörige Land. Da schritt Kurfürst Vater August ein, kaufte die schon veräußerten Felder zurück und errichtet seinen Neigungen entsprechend ein kurfürstliches Mustergut in Ostra. Das „Steinerne Haus“, auch „Alte Behausung“ genannt, blieb beim Rat, der durch einen Pächter in der alten Gerichtsstube im Obergeschoß, von der Straße über eine überdachte Außentreppe zu erreichen, einen Bierverkauf und Herbergsbetrieb einrichtete. 1589 ging dieser als „Leubnitzer Erbschenke“ in Privatbesitz über und verblieb dabei bis zum zweiten Weltkrieg. Die im 19. Jahrhundert im Erdgeschoß des ehemaligen Turmes im altdeutschen Stil eingerichtete Gaststätte hieß bis 1951 „Zum Klosterhof“.

Sehr eingehend beschäftigte sich Otto Trautmann <sup>378</sup> mit der Geschichte und Bedeutung dieses Klosterhofes. Danach betrieb man dort auch einen Hopfengarten und braute dreimal im Jahr. Zu jedem Gebräude wurden vom Hofmeister 16 Scheffel Gerstenmalz und 6 Scheffel Hopfen genommen. Altes Malz zum Brauen „zu zweien oder dreien Bieren, dass er nicht ohne Getränke ist mit seinem Gesinde“, hielt der Hofmeister, der zugleich Mitglied des Konvents des Klosters Altzella war, vor.

Dem Rat Dresdens, in dessen Besitz das Kloster 1550 übergang, lag daran, „zu Leubnitz eine Schankstätte für Dresdner Bier zu besitzen. Der Klosterhof, der

---

<sup>377</sup> Festschrift des Rates des Stadtbezirkes Süd der Stadt Dresden, 1988

<sup>378</sup> Otto Trautmann, Der Klosterhof mit dem Steinernen Hause in Leubnitz bei Dresden zu Luthers Zeit, Dresdner Geschichtsblätter 1915, Nr. 2

zugleich ein Brauhof war, bot sich als das geeignetste Gebäude für diesen Zweck dar. 1546 wird auch die Schenke in einer »Ordnung der Kirchfahrt Leubnitz« erwähnt. Es wird bestimmt, dass er vor Verendung der Früh- und Vesperpredigt keinen Gast setzen, desgleichen keinen gebrannten Wein verkaufen, noch ein Spiel, es sei mit Karten, Ball oder Kugeln dulden darf.“

So haben viele Bauten eine sehr verschlungene Geschichte, der es sich lohnt, nachzugehen. Doch noch verschlungener und geheimnisvoller sind die Menschenschicksale, die sich in ihnen abspielten.

Eine Ahnung davon überkommt uns, wenn wir den Erinnerungen des preußischen Professors der Physik, Franz Neumann, folgen.<sup>379</sup>

Neumann (1798-1895) wandert 1834 von Dresden nach Freiberg und berührt dabei auch Schellau (Schellerhau). Dort, „in Reicherts Kaffeegarten kehre ich ein, eine bejahrte hohe Figur reicht mir mit patriarchalischer Einfachheit die Hand zum Willkommen; zu einem Glase Bier und Brod hole ich Deine Königsberger Wurst aus dem Tornister – o weh! – die hundert Meilen mit der großen Hitze waren ihr schlecht bekommen, meinem alten Wirte aber schmeckte sie doch noch.“

Auf dem Weg nach Altenberg erzählt ihm dann der Oberförster, Neumann habe beim Scharfrichter gefrühstückt.

1820 wandert Neumann von Berlin über Senftenberg nach Dresden, lernt dabei natürlich verschiedenen Gasthöfe kennen und berichtet von einigen: „Es war spät am Abend, als ich ein Wirtshaus erreichte, die Mütze hatte ich beim stürmischen Wetter verloren, ich mochte wohl ruppig ausgesehen haben nach langem Tagemarsch mit schwerem Tornister. Ich verlangte ein Nachtquartier. Der Wirt kam mit finsterer Miene auf mich zu, fuhr mich barsch an: »Wo kommt er her? Was hat er für ein Metier? Zeig er den Paß!« Mir wurde himmelangst – ich hatte keinen Paß! Alles lärmt und tobt um mich herum, von demagogischen Umtrieben wird gesprochen. In meiner Angst hole ich meine Matrikel aus der Tasche. Der Wirth nimmt sie, studiert daran, lässt sie von Hand zu Hand gehen. Alle schütteln bedächtig die Köpfe – da lasse ich mir die Matrikel wiedergeben, stelle mich vor die Verwunderten stramm hin und lese das Latein mit großartigem Pathos. Alles wird still, hört zu, der Wirth wird höflich und ich erhalte ein Nachtquartier.“

Ein andermal traf Neumann eine wüste Gesellschaft im Wirtshaus, einer davon war auf seine Uhr scharf. Neumann sucht sein Nachtlager auf, eine Streu auf dem Bodenraum, beschließt aber trotz größter Müdigkeit, nicht zu schlafen. Vorsichtshalber legt er seinen Hammer – Neumann betätigt sich als Geologe – als Waffe neben sich. „Eine Stunde mochte vergangen sein, da höre ich Tritte auf der Treppe, die Tür wird geöffnet, eine Gestalt betritt den Raum, kommt näher, kommt auf mein Lager zu – was thun? Ich erhebe mich leise von der

---

<sup>379</sup> Franz Neumann, Erinnerungsblätter, Tübingen, Verlag von J.C.B. Mohr (P. Siebeck), 1907



Streu, stelle mich am Kopfende desselben aufrecht hin, drücke mich fest an die Wand, den Hammer in der Hand. Noch ein Schritt, noch einer, jetzt ist die Gestalt an meinem Lager, jetzt wirft sie sich die Länge nach auf dasselbe hin. In denselben Augenblick aber höre ich schnarchen. Es war ein Betrunkener, er schlief fest. Nun legte ich mich ruhig daneben und schlief mich aus.“

So unkompliziert und anspruchslos waren damals auch Intellektuelle. Wäre Neumann nur ein paar Jahre später gewandert, hätte er in manchen Gasthöfen ruhiger schlafen können. Er hätte dann nämlich die Empfehlungen des Zwickauer „Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften“, besonders aus dem Kapitel „Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung“ beachten können.<sup>380</sup> (Bild)

In Dresden werden die Verhältnisse in den Herbergen sicher besser gewesen sein, in der Residenz ging es gesitteter zu. Neumann, 1834 dort weilend, schrieb: „Ich habe noch Großes geleistet, nachdem ich meine Mineraliengeschäfte mit dem Dr. Bondy abgemacht hatte, bin ich doch wieder auf die Brühlsche Terasse gegangen. Es war Musik und die schöne Welt von Dresden saß dort bei Kaffee, Bier und dergleichen...Schließlich ging ich noch eine halbe Stunde auf der Elbbrücke spazieren. Ich brauchte sechs Minuten, um langsam herüberzugehen.“

Victor Tissot<sup>381</sup>, zur Zeit Bismarcks durch das Deutsche Reich reisend, nicht immer ausgesprochen deutschfreundlich, charakterisiert das damalige Hotelwesen wie folgt: „In den Hotels – selbst in denen erster Klasse – gibt es nur Betten ohne Bettwäsche, und wenn der Gast sie anfordert, erhält er ein Handtuch. Für Reisen ist eine Reisedecke als Ersatz für fehlendes Bettzeug unerlässlich. Die Küche steht im Einklang mit dem übrigen. – Sage mit, was du isst, und ich sage dir, was du bist. – Man muß über drei wesentliche Fähigkeiten verfügen, um den Restaurants und den Tables de hote trotzen zu können: keine Skrupel in Bezug auf Sauberkeit, eine Engelsgeduld und einen Magen, gepanzert wie ein Kriegsschiff.“

Ein den Magen so strapazierendes Abendessen bestand nach Tissot aus einer Biersuppe gleich zu Anfang, gefolgt von Rindfleisch mit Pflaumenkompott, danach einer Folge von Ragouts mit rotem Pfeffer, darin er Reste von Gemüse und Hühnerknochen entdeckte. Der übliche Kalbsbraten schwamm in einer tintenschwarzen Soße und der angebotene Rehbraten mit Orangen war mit Erbsen gemischt. Der Fisch, zusammen mit hartem, bajonettähnlichen Spargel, erschien vor dem Nachtsch.

Nebenbei versteigt sich Tissot zu Charakterisierungen, die man ihm heute äußerst übel nehmen würde. Man könne nämlich beim Wein- und Biertrinken sofort den Deutschen erkennen, man müsse nur eine Fliege in das Getränk

---

<sup>380</sup> Gotthold Leistner, Der Zwickauer „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften“, Sächsische Heimatblätter 1998, Heft 1

<sup>381</sup> Victor Tissot, Reportagen aus Bismarcks Reich, Verlag Neues Leben, Berlin, 1989

schmuggeln. Der Italiener würde das Glas zurückgehen lassen, der Franzose die Fliege herausfischen, der Deutsche sie aber mit herunterschlucken!

Immerhin schlägt Tissot auch versöhnliche Töne an. Während der Bahnfahrt durch Mitteldeutschland über Eisenach und Gotha nach Leipzig erlebt er das Treiben der Deutschen am Pfingstfest und ist davon angenehm berührt. Er sieht sie aus dem Abteifenster heraus beim Picknick, „sie trinken Bier und essen, haben sich zum Teil Würstchen wie Girlanden um den Hals gehängt und winken dem Zug freundlich zu.“

Es würde gut tun, wenn man sich als Tourist in „unterentwickelten“ Ländern seiner abfälligen Bemerkungen und ablehnender Gesten enthalten würde, indem man sich daran erinnert, wie es vor gut 100 Jahren noch im eigenen Land ausgesehen hat.

Immerhin scheinen aber die Gäste und Reisenden des 17. Jahrhunderts vor Prellereien, Übervorteilungen und Trinkgeldforderungen durch Wirte, Kellner, Hausknechte, Portiers u. a. durch landesherrliche Erlasse einigermaßen geschützt worden zu sein. Kursächsische Bestimmungen von 1623 über „Herbergen, Gasthöfe und Garküchen“ bestimmen: „In Wirthshäusern und Gasthöfen soll von denen von Adel und anderen vornehmen Leuten für eine Mahlzeit von 4 oder 5 guten Essen, nebst Butter und Käse und einheimischen Bier, so lange das Tischtuch liegt, 4 bis 6 Groschen bezahlt werden. Was außer dem Bier getrunken wird, soll besonders bezahlt werden. Das Gesinde, Kärner und Fuhrleute zahlen nur 3 bis 4 Groschen. Und sollen die Wirthe dem Gesinde unter der Mahlzeit ohne Vorbewusst ihres Herrn von Getränk nichts verabfolgen, bei Verlust der Bezahlung...Und soll der Wirth (wenn man etwas darüber hinaus verlangte) dem Gast die Sachen jedes Mal specifiren »und nit überhaupt rechnen«“.<sup>382</sup>

Dennoch war das Reisen damals gefährlich, wenn man den Vorgängern des „Bädeker“, zum Beispiel Martin Zeiller und dessen 1650 erschienenen „Fidus Achates oder getreuer Reisgefert“ Glauben schenken darf. Danach soll man sich vor der Abreise jedenfalls mit Gott versöhnen, und den himmlischen Zehrfennig, das Abendmahl, zu sich nehmen und auch sonst alle seine Sachen wohlbestellen, „weil man wohl ausreiset, aber nicht wieder heimkommt.“ Die Tür der Schlafkammer verwahre man wohl, setze eine Bank davor und vergesse nicht, Degen und Feuerzeug neben das Bett zu legen, vor allem aber bete man vor dem Einschlafen!

Fast möchte man meinen, dass die Insassen der Armen- und Zuchthäuser und Gefängnisse ungefährdet und besser lebten. Bruno Stübel gibt in<sup>383</sup> einen Überblick über die Verhältnisse im Armen- und Zuchthaus zu Waldheim um 1750.

---

<sup>382</sup> Die Gartenlaube Nr. 35, 1875, S.588 ff.

<sup>383</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, 3. Band, 1882

Der gesamte Tagesablauf, Arbeit und Verpflegung waren dort nach Gruppen geregelt. Es gab 1. die sog. Distinguierten, also die Vornehmen, 2. Patienten, 3. halbe Patienten, 4. die Armen und 5. die Züchtlinge. Letztere mussten am schwersten, erstere nur bedingt arbeiten und die Armen wurden zum Holzschneiden und –hacken, zum Mahlen und Brauen sowie für andere häusliche Verrichtungen eingeteilt. Die Distinguierten erhielten Mittag und Abend durchgängig eine Kanne Bier, die Patienten nur am Abend eine Kanne, die Armen eine Kanne nur donnerstags, sonntags und feiertags und die Züchtlinge eine Kanne nur achtmal im Jahr. Gravierender waren die Unterschiede noch bei den Speisen. Da bekamen die Züchtlinge jahrein, jahraus nur Salz und Brot, vom letzteren aber soviel, wie sie zum Sattwerden brauchten. Während des Siebenjährigen Krieges oblag die Sicherheit der Anstalt einer Halbinvalidenkompanie, die aber derart ganzinvalid war, dass sie sitzend Schildwache halten musste. Den Offizieren der Invalidenkompanie stand aber der Bezug von Bier aus der Anstaltsbrauerei „zum Tisch- und Nothdurft-Trank“ allerdings gegen Bezahlung und Erlegung der Steuer und Accise zu. Kommandant Manteuffel hatte es mit seiner Truppe nicht leicht. Er berichtet von einem Posten, der als Quartalsäufer bekannt, bei der Wache „wirklich benebelt, wiewohl nicht außer Verstand besoffen“ gewesen sei.<sup>384</sup> Untragbar wurden aber die Verhältnisse in der Anstalt, als um die Völkerschlacht ständig wechselnde Truppen, mal französische, mal russische, mal österreichische oder preußische Stadt und Anstalt Waldheim besetzten, letztere auch als Lazarett nutzten. Da wurde alles Eß- und Trinkbare requiriert. Napoleon selbst sollte in der Anstalt unterkommen, weil ihn aber die Gitter vor den Fenstern störten, logierte er lieber in der Stadt.

1852 muß Karl Wartenberg wegen versuchten Hochverrates und Aufreizung zum Krieg gegen die deutschen Fürsten ins Gefängnis im Schloß Hubertusburg einrücken. Für 18 Monate kam er dort im Florapavillon, scherzhaft wegen seiner besseren Lage Pairs-Kammer genannt, unter. Der diplomierte Jurist konnte, weil er über ausreichende Mittel verfügte, auf die Gefängniskost verzichten und wurde statt deren aus dem Gasthofe „Zum rothen Ochsen“ versorgt, für sechs Taler monatlich und zwar so ausreichend, dass er mit einem Zellennachbarn teilen konnte. In <sup>385</sup> schreibt er unter dem Titel „Ein Collegium practicum“: „Außerdem bekamen wir für diese sechs Thaler täglich eine Kanne Braunbier, genügendes Brod und wöchentlich ein Stück frische Butter. In der ersten Classe der Anstaltskost erhielt man dasselbe Essen, welches die höheren Anstaltsbeamten, die keinen Hausstand hatten, bekamen. Lagerbier durfte, ich weiß nicht warum, nicht eingeführt werden. Dagegen war es gestattet, außer dem Braunbier Wein zu trinken und Cigarren in der Zelle zu rauchen. Den Wein

---

<sup>384</sup> Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 35. Band, 1914

<sup>385</sup> Die Gartenlaube, Nr. 21, 1875, S. 353 ff.

konnte man sich von auswärts kommen lassen, erhielt ihn aber auch aus der Anstalt billig und gut geliefert.“

Wartenberg betont aber ausdrücklich, dass die gute Behandlung ausschließlich dem damaligen Direktor, Hauptmann von Büнау, zu danken sei. Wie vom Schriftsteller Paul Lindau bekannt, sei es in Berlin-Plötzensee ganz anders gewesen.

Die Errichtung eines Landesgefängnisses zu Hubertusburg war schon auf dem Landtage 1833/34, also vor Einführung des Criminalgesetzbuches von 1838, gefordert worden. 1837 wurde es von den ersten Gefangenen bezogen. Die ihnen gereichte Kost musste im Sommer in den Zellen, im Winter gemeinschaftlich, eingenommen werden und bestand sowohl im Gefängnis wie im Armenhause täglich früh aus einer 7/8 Kanne Gerstenmehlsuppe, mittags in 7/8 Kannen Gemüse, in Wasser gekocht, abends in Salz und Brot, im Winter in 7/8 Kannen Gerstenmehlsuppe, jährlich 8 mal Fleisch, jedes Mal ½ Pfund, 8 mal eine Kanne Bier und täglich höchstens 2 Pfund, 4 Lot Brot. Ganz ähnlich war die Verpflegung in allen anderen sächsischen Strafanstalten. Man wusste, dass diese Kost weder in quantitativer noch in qualitativer Hinsicht an die Gefängniskost amerikanischer, englischer oder schweizer Gefängnisse herankam, aber man war damals der Meinung, dass ebenso wenig wie Strafe Peinigung sein sollte, der Aufenthalt im Gefängnis die Annehmlichkeiten eines normalen Zuhause ersetzen durfte. Das Einsitzen sollte kummervoll, die Ernährung nur notdürftig sein und im übrigen musste alles vermieden werden, was das Sträflingsleben „erheiterte“. Nur so könne der Gefangene veranlasst werden, in sich zu gehen und die Blicke auf seine sittliche Besserung zu richten. Generalmajor Ernst Freiherr von Friesen gewährt uns in <sup>386</sup> einen Einblick in das Hauptzeughaus Dresdens zu Beginn des 18. Jahrhunderts. In dessen Kasematten waren 1720 116 Baugefangene unter Aufsicht eines Profos und zweier Steckenknechte untergebracht. Nach einer Instruktion von 1731 waren sie in drei Klassen geteilt: „1. infame Delinquenten, 2. solche, welche nicht gar infamer, aber boshafter Weise gesündigt und 3. solche, welche durch zufällige Verhältnisse in den Bau kamen.“ Den schlecht besoldeten Profos und seinen Knechten war extra aufgetragen, den Gefangenen keinen Branntwein zu schenken, sich mit ihnen nicht in Gemeinschaft einzulassen und ihnen nicht bei der Flucht behilflich zu sein.

Die Baugefangenen erhielten zur Beköstigung „seit 1687 täglich 3 Pfund Brot und ½ Mäßchen Salz. An hohen Festtagen, d.h. zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Königs Geburtstag, Bier. Nur wenn sie krank waren, bekamen sie eine andere Kost, worüber ein besonders für sie angestellter Feldscheer entscheiden musste. Für den Fall also, »wenn sie einer besonderen Maladie unterliegen«, erhielten sie 3 Tage täglich ½ Pfund Rindfleisch, 2 Tage Zugemüse, d.h. ¼ Mäßchen Haidegrütze oder Graupen und 2 Tage Suppe von

---

<sup>386</sup> Dresdner Geschichtsblätter 1900, Nr. 2

Rindfleischbrühe, auch statt des Brodes Semmel und zwei Kannen Kofent, weniger Kranke nur 1 Tag Rindfleisch, 1 Tag Haidegrütze, die übrigen Tage 3 Pfund Brod und Kofent.“

Aus dieser Versorgung darf man nicht auf humane Behandlung schließen, waren doch die Bauefangenen während der gesamten Haft, auch während des Gottesdienstes und Kommunion, eingeschnitten (Hals- und Fußseisen).

Johann Gottfried Seume, der Korrektor einer Druckerei in Grimma, nach dem vieles besser ginge, wenn man mehr ginge, begann 1801 seinen „Spaziergang nach Syrakus“. Dabei hat er auch in den deutschen Landen seine Augen weit aufgetan<sup>387</sup>: „Mir ist es oft recht wohl gewesen, wenn ich durch das Gothaische und Altenburgische ging. Man sieht fast nirgends einen höhern Grad von Wohlstand. Es herrscht daselbst eine gewisse alte Bonhomie des Charakters, dass ich viele Gesichter fand, denen ich ohne weitere Bekanntschaft meine Börse hätte anvertrauen wollen, um sie an einen bezeichneten Ort zu bringen, wo ich sie sicher wiedergefunden haben würde. Ich habe in diesem Ländchen weniger Bekanntschaft als sonst irgendwo, du kannst also glauben, dass ich nicht aus Gefälligkeit rede. Sooft ich darin war, habe ich immer die reinste Hochachtung gegen den Herzog gefasst. Um einen Fürsten zu sehen, braucht man nicht eben seine Schlösser zu besuchen oder gar die Gnade zu genießen, ihm vorgestellt zu werden. Oft sieht man da am wenigsten von ihm. Seine Städte und Dörfer und Wege und Brücken geben die beste Bekanntschaft; vorausgesetzt, er ist kein junger Mann, der die Regierung erst antrat. In diesem Falle könnte ihm viel Gutes und Schlimmes unverdienterweise angerechnet werden. Wo das Bier schlecht und teuer und das Brot teuer und schlecht ist, wo ich die Dörfer verfallen und elend und doch die Visitatoren nach dem Sacke lügen sehe, da gehe ich so schnell als möglich meines Weges. Nicht das Predigen der Humanität, sondern das Tun hat Wert. Desto schlimmer, wenn man viel spricht und wenig tut.“

Fürwahr treffliche Sätze, denen Goethes in „Hermann und Dorothea“ über das Stadtreiment gleichzusetzen. Wieviel Liebe zu Deutschland und wieviel Spaß an politischer Ökonomie vermögen diese wenigen Worte zu wecken? Aber auch: wieviel Kritik kann man aus ihnen herauslesen?

Freilich sind die Zusammenhänge zwischen Qualität, Preisen und Landeswohlstand nicht immer leicht erkennbar. Um 1900 war Sachsen nach allgemeiner Auffassung ein blühendes Land. Dennoch lesen wir in Meyers Reisebüchern 1896, Sächsische Schweiz<sup>388</sup>: „Die Biere lassen zu wünschen übrig, namentlich wird das einfache Bier, das man in den sächsischen

---

<sup>387</sup> Johann Gottlieb Seume, Spaziergang nach Syrakus, Rütten und Loening, Berlin

<sup>388</sup> „Union“ vom 13.2.1987

Dorfgeschäften und Mühlen vorgesetzt bekommt, kaum nach jedermanns Geschmack sein.“

Ganz abgesehen davon, dass die Geschmäcker unterschiedlich sind, die Qualität des Bieres vielen subjektiven Bewertungen unterliegt, halten, oder besser hielten, die Sachsen bis in die neue Zeit am heimatlichen Bräu fest. Noch 1986 stellt Matthias Biskupek in<sup>389</sup> fest: „In den Dörfern der Lommatscher Pflege findet man noch solche Landgasthöfe, wie sie der hier gebürtige Dichter Wulf Kirsten vor zwanzig Jahren beschrieben hat: »an jedwedem Tag gluckst durch die gläsernen Mundstücke schwalchweise einheimisches Bier in die sanftschwellenden Bäuche der Flaschentrumpeter.«“

Das wurde in tiefen DDR-Zeiten geschrieben, in denen die Gastronomie nicht strukturbestimmend war und daher kaum gefördert wurde. Thomas Rosenlöcher, der Dresdener Lyriker, hat die damaligen Zustände in seinen Tagebuchnotizen in mitunter beklemmender Weise beschrieben. So unter dem 15.9.1989<sup>390</sup>: „Gestern Wanderung. 45 Minuten warten, kurz vor dem Bahnhof Rathen, in einem dieser unglaublich verschmutzten, wie Nachkrieg anmutenden Waggons der sogenannten S-Bahn. Essen in Königstein in der Selbstbedienung. Eine alte Frau schiebt Kartoffeln und Kraut vor deinen Augen umständlich mit der Hand auf dem Teller zurecht. Das Riesebier des DDR-Bürgers. Es ist der eigentliche Generalsekretär des kleinen Mannes. Natürlich trinke ich auch eins. Mit Schwere angefüllt, gewinnt der Leibesballon kurzzeitig eine Art Zufriedenheit, lastet fester auf seinem ostdeutschen Trauerstuhl.“ Es lohnt sich, dieses Protokoll des Untergangs des Dreiecksbundeslandes zu lesen, in dem die Regierenden meinten, man könnte den Untergang durch eine bessere Versorgung aufhalten. Rosenlöcher schreibt unter dem 6.11.1989, als man schon die Zahl der Übersiedler pro Stunde angab, dass es in der Kaufhalle Radeberger Bier für die Hierbleiber gegeben hätte. „Ich angle mir, betont lässig, zwanzig Flaschen aus dem Kasten und mache auf mich den Eindruck, es im Leben zu etwas gebracht zu haben.“<sup>391</sup>

Und während noch im Oktober 1989 die Braunkohlenskulptur im Dreiländereck um Zittau ihren Minister mit der schlechten Stimmung unter den Bergarbeitern und ihren Familien bekannt machten, die nach Bier anstehen mussten, das bei so vielem schwarzen Staub und Dreck so wichtig sei<sup>392</sup>, hat sich nach einigen Monaten das Blatt total gewendet. Unter der Überschrift: „Fix und helle, gefühlvoll und sentimental richten sich viele Sachsen auf die DM ein“ schreibt Friedrich Karl Fromme in<sup>393</sup>: „Auch in den HO-Gaststätten kann man Seltsames erleben. Noch Ende April galt es, mit dem Kellner zu flüstern, ob man eine

---

<sup>389</sup> Mitten in Sachsen – Rosswein, Nossen, Lommatsch, Die Weltbühne Nr. 44, 1986

<sup>390</sup> Herbsttage, Tagebuchnotizen, Union vom 19.10.1989

<sup>391</sup> Sächsische Zeitung vom 6./7.11.1999

<sup>392</sup> Sächsische Zeitung vom 16.10.1989

<sup>393</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.6.1990

Flasche Radeberger Pilsner bekommen könne – war er gut gelaunt, hatte die Bitte Erfolg. Jetzt steht im Restaurant »Szeged« in der Dresdner Ernst-Thälmann-Straße das Radeberger offen auf der Speisekarte, aber der Ober sagt mit einem stolzen Vibrato in der Stimme, man könne nur ein Bier Hamburger Herkunft bekommen. Auf ein ärgerliches »na gut, meinetwegen«, reagiert der Ober fassungslos – hat er es mit einem Mann der PDS zu tun?“

Monika Zimmermann lässt sich über „Das billige Bier“ aus<sup>394</sup>: „Daß es in der gewöhnlichen »Kaufhalle« nun nicht mehr nur das billige Berliner Bier in den altmodischen Flaschen gibt, die als Leergut wieder an der Rücknahmestelle wieder abgegeben werden müssen, sondern auch westliches Dosenbier in Hülle und Fülle angeboten wird, mag manchem durchaus auch dann als Fortschritt erscheinen, wenn er beim Preisvergleich feststellt, dass das eine mehr als doppelt so teuer ist wie das andere. Auch sonst gibt es jetzt manches, was bislang gar nicht vermisst wurde.“

Das Kapitel „Wendezeit“, das sich lohnt, gesondert betrachtet zu werden, soll hier vorerst abgeschlossen werden mit einem Artikel Frommes, der sich mit der Dresdener Galopprennbahn zu dieser Zeit befasst. Unter der Überschrift: „Ganz ohne grauen Zylinder“ heißt es da<sup>395</sup>: „Der Westen hat schon jetzt seinen Teil am Angebot der Imbissstände; wie überall sonst in der DDR ziehen viele der Besucher westliches Dosenbier den vorzüglichen Produkten der heimischen Brauereien vor, die ein Viertel kosten... Ein Teil der Besucher hielt sich auf eigentlich nicht gemeinte Weise an die lobenswerte Parole, dass Rennsport Volkssport sei; mit der Bierdose oder der Flasche auf dem wenig gepflegten Rasen zwischen Tribüne und Rennbahn umherzulaufen, das sollte Volkes Kennzeichen eigentlich nicht sein.“

Später gingen die Marketingstrategen daran, regionale Biere mit neuen Namen und unter modernem Äußeren anzubieten. Da tauchten Lutherbier-, Katharinen- und Lessingbier auf, unmöglich, wie einige empfanden<sup>396</sup>, und wenigstens für die Kamenzer Brauerei auch ohne Erfolg. Trotz des Lessing-Etikettes und trotz Braukunst kam für sie das Aus, man ließ das Hösel herunter.

In Deutschland gingen die kaiserlichen Kompetenzen wie Markt- und Münzrecht, Zollregal und Gerichtshoheit schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts zunehmend an die Landesherren über. Diese wiederum verwandelten, um ihr aufwendiges Regiment von Schulden zu befreien und neue Kredite aufnehmen zu können, schon früh Herrschaft in Geld, verpachteten ganze Territorien und Landesteile, Vogteien, Städte und Dörfer, Weinberge und Mühlen, Zölle und Geleitrechte, und eben auch Steuern. Deshalb sind Art und Höhe der Steuern in deutschen Landen, jedenfalls im Mittelalter, kaum zu überblicken, geschweige denn, zu vergleichen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass schon im 13.,

---

<sup>394</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.5.1990

<sup>395</sup> Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.5.1990

<sup>396</sup> Sächsische Zeitung vom 16.10.2002

mehr noch im 14. Jahrhundert sich die Bürgerproteste vor allem gegen die Steuerpolitik der Obrigkeit richteten, die jede Ware und Dienstleistung mit Abgaben belegte. Die Verbrauchssteuern trafen die Ärmern damals weit härter als heute, weil die Steuersätze nicht gestaffelt waren und für alle Bewohner höchstens acht Prozent betrugen. Für die Reichen, deren Ämter zugleich ihre Pfründe waren, die sie nach Belieben verpachteten oder vererbten, war Deutschland in jenen Jahren ein wahres Steuerparadies. Aber paradiesische Zustände sind nicht dauerhaft, schon bald klagten in den Städten die in den Zünften zusammengeschlossenen Handwerker Beteiligung am städtischen Rat und an der Verteilung des Reichtums ein. Ihre Druckmittel waren verschieden, für die brauberechtigten Bürger waren es z.B. die mit der Ausübung des Braurechtes zu leistenden Dienste wie Kriegsrüstung, Getreidebevorratung oder das Einstellen von Pferden bei Fürstenbesuchen, auch ihre Vorsorge bei der Brandbekämpfung. Einen Überblick über den Einfluß der Zünfte im Rat und der Bürgerschaft Kölns gibt die nebenstehende Abbildung aus<sup>397</sup>.

Ganz ähnlich war es auch in Sachsen. Zwar war das Brauhandwerk dort erst sehr spät zünftig organisiert, aber über viele Jahrhunderte nährte es nicht nur den Mann, sondern über vielfältige Steuern auch die Obrigkeit. Was Sachsens Fürsten angeht, so hatten sie nicht nur am Biergenuß Gefallen, sondern ließen auf eigene Rechnung und auf ihren Namen auch Brauereien betreiben.

Prinz **Emanuel zu Meissen**, Sohn des Prinzen Christian und Enkel des letzten sächsischen Königs, erinnert sich an einen durch Hitler sanktionierten Verkauf des Besitzes Guttenberg an der oberschlesischen Grenze. Dieser Verkauf setzte seinen Vater in die Lage, „nicht nur die Schulden an den Fiskus zu bezahlen, sondern bot zugleich die Möglichkeit, in der Industrie zu investieren. Nach seiner Meinung genügten nicht mehr die traditionellen Säulen der Geldanlage in unserer Familie, nämlich die Landwirtschaft, Brauereien und Forst, man müsse auch die Industrie und das Gastgewerbe für eine Geldanlage nutzen. Das war so erfolgreich, dass er 1937 unser Wohnhaus in Wachwitz von Lossow und Kühne erbauen ließ.“<sup>398</sup>

Prinz **Ernst Heinrich von Sachsen**, ein anderer Sohn des letzten sächsischen Königs, erinnert sich an die dreißiger Jahre in <sup>399</sup>: „Dicht bei Dresden besaß ich zwei weitere Güter. Auf dem einen, Helfenberg, hatte ich eine Brauerei, die ich persönlich modernisierte und vergrößerte und die zu meiner Haupteinnahmequelle wurde.“

Es handelt sich hierbei um das 1735 begonnene Rittergut am Ausgang des Helfenberger Grundes, das bei seiner Übernahme 1835 durch Prinz Friedrich August, nachmaligen König Friedrich August II., schon ein feudaler Herrnsitz

---

<sup>397</sup> Deutsche Geschichte, Bd.5, Bertelsmann Lexikon Verlag, Gütersloh 1993

<sup>398</sup> Sachsenspiegel vom 4.5.1990

<sup>399</sup> Prinz Ernst Heinrich, Mein Lebensweg vom Königsschloß zum Bauernhof, Paul List Verlag München 1968



war. „Er wollte hier den höfischen Bedarf an Wein und Bier absichern. 1839 ließ er deshalb noch ein Brauhaus errichten...Heute kann man die einstige Bestimmung der Flächen nur noch ahnen...Seit 1984 erinnern nur noch zwei Außenwände an das einstmals große Haus. An einem Türsturz kann man die Jahreszahl seiner Erbauung 1735 erkennen. Die gegenüberliegenden Häuser wurden in Wohnungen umgebaut, nur die ehemalige Brauerei und spätere chemische Fabrik hofft auf eine Zukunft...“<sup>400</sup>.

Nach einer anderen Quelle, aus der auch das nebenstehende Bild entnommen wurde, hat das Gut Helfenberg 1878 König Albert von Sachsen erworben. Seitdem sei Helfenberg im Besitz des Hauses Wettin.<sup>401</sup>

Jüngst war zu erfahren, dass die Wettiner eine Niederlage beim Verwaltungsgericht Dresden erlitten haben, bei dem sie eine Rückübertragung der einstigen Brauerei des Rittergutes Helfenberg beantragt hatten.<sup>402</sup> Das Rittergut war nämlich 1945 dem Staatsvermögen zugeführt worden; die Rückgabeverweigerung wurde mit Verweis auf die Bodenreform und dem laut Vermögensgesetz möglichen Abweichen vom Grundsatz „Rückgabe vor Entschädigung“ für den Zeitraum zwischen 1945 und 1949 begründet.

In Helfenberg gab es aber schon um 1535 ein neues Herrenhaus in der Nähe des Vorwerkes, über dessen Größe für 1627 genaue Angaben vorliegen. „Zu ihm gehörten“ – nach <sup>403</sup> – neben dem Herrenhaus und »Viehehaus« auch Scheunen, Ställe, Gärten und Ziegelei, Brauhaus, Schäferei für 600 Schafe, eine Mahlmühle, 13 Fischteiche sowie 13 zinspflichtige Dörfer.“ Erwähnt werden auch Brauteiche, die der Wasserversorgung der Brauerei dienten, vor allem aber die gefürchteten Trockenzeiten überbrücken sollten.

Heute erhebt ein Enkel des Prinzen Ernst Heinrich, **Rüdiger**, Anspruch auf die Führung im Hause Wettin<sup>404</sup>. Allerdings wird ihm die Thronfolge von anderen Wettinern bestritten, da er aus einer nicht hausgesetzmäßigen Ehe stamme. Sein Vater, **Timo**, ein schwarzes Schaf in der Familie, hatte nämlich eine Bürgerliche geheiratet. Später verfiel er dem Alkohol und lebte zeitweise in einer psychiatrischen Anstalt.

In Dresden gab es natürlich auch ein Hofbräuhaus, gegründet als kurfürstliches Brauhaus, dessen Ausschank in der Stadt allerdings vom Rat verboten wurde. Es befand sich ganz in der Nähe der Sophienkirche. 1776 wurde es neu auf dem Elbberg vor dem Pirnaschen Tor errichtet. 1725 erwirbt August der Starke das erst 1720 durch den Reichsgrafen Manteuffel errichtete Brauhaus und das 1732 gegründete Bayrische Brauhaus geht 1766 in den Besitz der Kurfürstin Marie

---

<sup>400</sup> Werner Pinkert, Weinberge unter der Kucksche, Sächsische Zeitung vom 10.1.2002

<sup>401</sup> Im Helfenberger Grund bei Dresden, Mitteilungen Sächsischer Heimatschutz, 1934/35

<sup>402</sup> Sächsische Zeitung vom 21./22.9.2003

<sup>403</sup> Werte unserer Heimat, Band 27, Dresdner Heide, Pillnitz, Radeberger Land, Akademie-Verlag Berlin, 1976

<sup>404</sup> Sächsische Zeitung vom 3.12.2002, Thomas Schade, Streit um die Krone

Antonia, einer gebürtigen Bayerin über. Über der Tür dieses Brauhauses stand mit großen goldenen Buchstaben: „Churfürstlich Sächsisches verwittwetes Brauhaus auf Bäurischen Fuß“.<sup>405</sup>

Maria Antonia, die Frau des nur 74 Tage regierenden Kurfürsten Friedrich Christian, war musisch hochbegabt, aber auch politisch und unternehmerisch sehr interessiert. Ihre Beteiligungen an Tuchfabriken in Dresden und Großenhain waren aber so wenig erfolgreich wie die bayrische Bierbrauerei in Dresdens Friedrichstadt, die nach Delau<sup>406</sup> bankrott ging. Delau irrt aber, wenn er die Gründung dieser Brauerei der Kurfürstin zuschreibt, sie wurde nur von ihr übernommen.

Ein kurfürstliches Hofbräuhaus in Torgau bestand schon vor 1505.

Natürlich konnten diese Brauereien nicht einmal die Kosten der Hofhaltung auch nur annähernd decken, geschweige denn die Staatsausgaben. 1831 betrugen z.B. die Einnahmen aus dem Domanialvermögen 670000 Taler, beinahe 63% stammten aus der Forst- und Jagd-, nur 0,2% aus der Hofbrauhausnutzung. Immerhin übertrafen die Einkünfte aus den Domänen stets und zunehmend die Kosten der Zivilliste. „Das Königshaus wurde daher im Laufe des 19. Jahrhunderts immer billiger, während der Gewinn aus den Staatsdomänen zunahm.“<sup>407</sup> Zur Deckung der Staatsausgaben dienten neben anderen Einnahmen vor allem Steuern und Zölle. Georg Friedrich Rebmann<sup>408</sup> spricht direkt von einem drückenden Akzisesystem, das aber das sächsische Volk des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in seinem grenzenlosen Enthusiasmus für seinen Landesherrn stolz ertrug, weil sie wähten, sie stünden damit besser als die Preußen mit deren belastender Regie. „Ich weiß wirklich nicht, ohne der Regie das Wort reden zu wollen, ob sie weit schlimmer sein kann als die sächsische Akzise. Hier wie dort Störung und Aufenthalt des Handels, Privilegierung des Diebstahls und Ernährung einer Menge unnützer Müßiggänger, die zwei Drittel des vom Schweiße des Bürgers erzeugten Reichtums verzehren, während der Staat kaum eines bekommt. Dabei dünkt mir, dass die preußische Akzise mehr Artikel des Luxus betrifft, die sächsische aber notwendige Lebensbedürfnisse erfasst. Wer Champagner trinkt, mag die Flasche doch um sechs oder acht Gulden teurer bezahlen, wenn aber ein armes Bauernweib von dem trockenen Brot einen Dreier abgeben soll, das sie ihrem Sohn in die Stadt bringen will, den der Fürst zum Soldaten genommen hat, so empört das mein Herz. In Preußen ernähren die Akziseeinnahmestellen arme Invaliden, in Sachsen größtenteils unnütze Schuhputzer, die zum Kuppeln für ihren Herrn nicht mehr taugen. Der Defraudationen (Betrügereien) nicht zu

---

<sup>405</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.149 vom 29.5.1863

<sup>406</sup> Reinhard Delau, Sächsische Zeitung vom 20./21. 8. 2005

<sup>407</sup> Aspekte sächsischer Landtagsgeschichte, Sächsischer Landtag 2000, Seite 32

<sup>408</sup> Georg Friedrich Rebmann, Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands, F.A.Brockhaus Verlag Leipzig, DDR, 1990

gedenken.“ Und an anderer Stelle, im Zusammenhang mit Dresden, erwähnt Rebmann die ungeheuren Auflagen, die auf dem armen Bürger lasten, nur weil Brühl ein kleiner Richelieu und August auch König von Polen war. Manche Dresdner sprächen von diesen Zeiten als den goldenen. Sie erzählen, dass sie mittags nichts zum Essen zu holen brauchten, weil jeder, der einen Bediensteten am königlichen oder Brühlschen Hofe kannte, leicht die Überbleibsel der reichen Tafel erhalten konnte. Weil aber in dieser goldenen Zeit Saturn seine Kinder fraß, gäbe es noch heute, 1795, Kreuzkirchenbaulotterie, Papiergeld, Tranksteuer und Kopfgeld.

Schon Seume bezeichnete die Akzise als eine Schule des Betrugs und der Sittenverderbnis für viele und der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn mit Blick auf Kursachsen, dass hier ein Paar Schuhsohlen, wenn alles gerecht zugeht, elfmal „veracciset“ werden muß, ehe es auf die Schuhsohlen genäht werden kann.

Rebmann erklärt auch die Sparsamkeit der mittleren, beziehungslosen Stände, die trotz aller finanziellen Belastungen doch einen nicht zu übersehenden Hang zu Vergnügungen behielten, sie mussten nur wohlfeil sein. „Daher ist es nichts seltenes, einen Mann ganz en haut goût (im feinen Stil) frisiert mit seiner hübsch gekleideten Frau und Tochter in einem Garten zu sehen, wo sich der Mann nach langem Zaudern eine mäßige Portion für drei Groschen geben lässt und dann aufsteht und sich beklagt, dass er übersättigt sei. Hierauf kommt die Frau, isst wieder ein Drittel, und ebenso die Tochter. Endlich wickelt der Hausvater einen Bissen Backwerk in ein Papierchen, steckt es in den Rock und geht dann mit der Parisienne an der Seite noch eine Weile promenieren. Die Mienen der Familie zeigen, dass dieses Mahl ein Fest gewesen sei, welches nur selten wiederkehre.“

Es lache darüber, wer will; aber auf die Art verschaffen sich auch heute noch, nicht nur Sachsen, vermeintlich Lebensqualität!

Rebmann hatte eine andere Gruppe Dresdener Bürger im Visier als Ulrich König in seiner Komödie „Der Dresdner Frauen Schlendrian“, in der er die Dresdner Stutzer als Menschen bezeichnet, „die den ganzen Tag von einem Kaffeehaus in das andere, von den Karten zum Brettspiel, vom Tricktrack zum Billard rennen, beständig das Glas im Maule oder die Schnupftabaksdose in der Hand haben, die man zwanzigmal in einem Italienergewölbe ehe einmal in einem Buchladen finden wird.“<sup>409</sup>

In der Art des „Dresdener Fürstenzuges“ folgen nun die Wettiner und ihre Verwandten, die für die Geschichte des Bieres interessant sind oder über deren übermäßigen Durst und sonstwie bemerkenswerten Umgang mit Getränken da und dort, unabhängig vom Wahrheitsgehalt, berichtet wurde.

---

<sup>409</sup> O.E.Schmidt, Sächsische Streifzüge, Sechster Band, Dresden 1928, W.u.B.v.Baensch Stiftung

Wir beginnen den Vorbeimarsch sächsischer Fürsten mit **Konrad dem Großen** (1123-1156), dem Begründer der wettinischen Macht. Indem er treu zu den deutschen Königen Lothar und Konrad III. hält, gelangt es ihm, sich nicht nur in der Mark Meißen zu halten, sondern deren Umfang wesentlich zu vergrößern. Bevor er aber Markgraf wurde, hielt ihn sein Vetter Heinrich der Jüngere von Eilenburg 1124 auf der einstigen Burg Kirchberg, von der heute nur noch der Fuchsturm erhalten ist, gefangen, an der Stelle also, zu der seit Generationen Jenas Studenten zum Lichtenhainer Bier wandelten.<sup>410</sup> Konrad stand bestimmten Abgaben und Zölle zu, im wesentlichen wurden ihm aber von den Vögten Naturalien zu genau bestimmten Terminen geliefert, darunter auch Bier und Met. Nutzen zog er auch aus eigenen Gütern sowie aus den Gerichtsgefallen der Vogteien.<sup>411</sup>

So hatten nach Konrad Sturmhoefel<sup>412</sup> verschiedene Klöster ihrem Schirmvogt Konrad Deputate zu liefern, Naumburg zum Beispiel dreimal jährlich sechs Scheffel Mehl zu Brot, je ein Fuder Met und Bier, Wachs, drei Schweine, zehn Hühner, sechzig Eier, fünf Schober Heu, zwei Scheffel Hafer, drei Denare(!) zu Rindfleisch und ein Viertel Pfeffer. In gleicher Weise musste Zeitz fröhnen, allerdings sechsmal jährlich und ähnlich auch Gerbstädt.

Aus den Deputaten hat man die Tafel Konrads rekonstruiert, sie bestand aus Schweine- und Hühnerfleisch, kaum aus Rindfleisch, aus Eierspeisen, Brot und Met.

Leider beginnt mit Konrad auch die bedauerliche Geschichte der sächsischen Landesteilungen.

Es fällt auf, dass bei den Deputaten Wein fehlt. Tatsächlich wird der erste Weinberg Meißens auch erst 1161 urkundlich erwähnt. Da er aber in diesem Jahr schon einen sicheren Ertrag gab, muß er schon Jahre vorher angelegt worden sein. Die hohe Zeit der Elbweine kam aber erst später, sehr viel später und bis dahin mussten sie sich als Landweine ihren Ruf mit den thüringischen und schlesischen Weinen teilen. 1366 war der thüringische so sauer, dass er die Schnauzen der eisernen Gefäße anfraß, aus denen er geschenkt wurde; Luther sprach vom essigwachsenden Jena und Karl V. vom am Stabe wachsenden Essig.

Im schlesischen Grünberg nannte man die dortigen Weine nicht „Lacrymae Christi“, sondern „Lacrimae Petri“, - „wer ihn getrunken hat, geht hinaus und weint bitterlich“ und den Wein des Klosters Leubus besang man in einem Lied so:

---

<sup>410</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 235 vom 6.10.1928

<sup>411</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 40. Band, 1919

<sup>412</sup> Illustrierte Geschichte der Sächsischen Lande und ihrer Herrscher, 1. Band, 1. Abteilung, Leipzig, Verlag von Hübel und Denck

„Es heißt im Volkesmunde, hier fließt der schles'sche Rhein,  
Auch wächst hier in der Runde ein ganz besondrer Wein.  
Zwar hat man nie vernommen, dass jemand welchen trinkt,  
Weil der ihn nur bekommen, der einen Giftschein bringt.“<sup>413</sup>

Den hatte man wohl vorgelegt, als sich 1597 auf den Rathause zu Löbau der sogenannte „Löbauer Trunk“ ereignete und „wo den daselbst versammelten Abgeordneten der Sechsstädte Wein präsentiert wurde, worauf sie alle, 9 an der Zahl, plötzlich ein Unwohlsein befiel und mehrere daran starben, als: der Diener des Bürgermeisters zu Löbau, der den Wein kredenzt hatte, die Bürgermeister von Zittau und Görlitz und ein Abgeordneter von Löbau.“<sup>414</sup>

Um Belgern zählte man 72 Weinberge, die noch zu Ende des 18. Jahrhunderts ansehnliche Erträge brachten, seine Umgebung war ein ebenso berühmtes Weinland wie die Süptitzer Berge bei Torgau oder die Raunoer Weinberge in der Nähe Senftenbergs. Dort bauten seit 1500 die Zisterzienser von Dobrilugk Wein an. Dr. O.E. Schmidt dazu in <sup>415</sup>: „Mit Schaudern lesen wir, dass noch im Jahre 1788 allein auf den kurfürstlichen Weinbergen 108 Faß Senftenberger gewachsen seien, und glauben gern dem Berichterstatter, der etwas resigniert hinzusetzt: Er wird erst nach mehreren Jahren etwas schmackhaft.“

Weinbau trieb man auch bei Guben wahrscheinlich schon seit dem 12. Jahrhundert. Versorgt wurden mit Gubener Wein die Hochmeister im Ordensland und die Herzöge von Mecklenburg, zwischen 1538 und 1624 mit immerhin 30 Fuder pro Jahr. 1727 waren es im Gubener Stadtgebiet 4583 Eimer ausschließlich roten Weines, nach einiger Lagerzeit dem Burgunder sehr ähnlich.

**Otto der Reiche** (1156-1190) legt mit der Förderung des sächsischen Bergbaus die Grundlagen für Sachsens Reichtum. Weniger bekannt ist, dass er auch Ackerbau und das Anlegen von Weinbergen förderte, viele Städte und auch das Kloster Altzella gründete und damit der „Braunahrung“ wesentlichen Auftrieb gab.

**Markgraf Dietrich der Bedrängte** (1197-1221) soll sich, wie später Maria Stuart vor Feinden in ein Faß gerettet haben, das man auf ein Schiff rollte. So jedenfalls berichtet die Albinuschronik im 16. Jahrhundert. Dietrich ist der

---

<sup>413</sup> Die Gartenlaube, 1891, Nr. 27

<sup>414</sup> Ordensgeistlicher, Chronik des Zisterzienserinnenklosters Marienstern, Druck und Verlag von Ambr. Opitz in Warnsdorf, 1894

<sup>415</sup> O.E.Schmidt, Kursächsische Streifzüge, Zweiter Band, Dresden, Verlag: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha Baensch Stiftung, 1926

Gründer des Augustiner-Chorherrenstiftes St. Thomas in Leipzig, dessen Bier zum Schaden der Leipziger Brauer nicht nur an Kloster Gäste verabreicht, sondern an die Bürger verkauft wurde, Anlaß zu ständigem Streit zwischen Stift und Rat. Mit drei Zwingburgen behauptet er sich 1217 gegen das aufstrebende Leipziger Bürgertum. Unter ihm wird 1205 das Chorherrenstift St. Afra in Meißen gegründet, 1206 Dresden zuerst erwähnt und 1216 „civitas“ genannt.

**Heinrich der Erlauchte** (1221-1288), unter dem Wettin seine größte Macht entfaltete, der die Verwaltung vervollkommnete, die Städteentwicklung sehr vorantrieb, die Dome in Meißen, Naumburg und Freiberg bauen ließ, der als Falkner bekannt war und von dem sechs lyrische Gesänge erhalten sind, verlieh 1266 der Stadt Freiberg das alleinige Recht, Bier auf alle sächsischen Bergwerke zu liefern.

Er habe „gantze Thürme voll Silber“, „andererseits hielt Heinrich der Milde, der Guttätige und Freigebige, wie er auch genannt wurde, durchaus Maß. Wenngleich mit vollem Maß. So lud er zu prachtvoll ausgestalteten Ritterspielen ein, wobei das Turnier zu Nordhausen anno 1263 an Glanz alles überragte. »Die Kosten, alles zu rechnen, wären einem Kaiser genug gewesen«, notierte ein Annalist des Klosters Altleitzsch über die mehrere Tage währenden Spiele ...Aber vielleicht, fügte ein späterer Autor hinzu, »hat er sein Silber mehr als nöthig gewesen, vorgezeigt.«<sup>416</sup>

Als Markgraf Heinrich 1265 eine Judenordnung erließ, gab es in Dresden schon eine Synagoge, über die eine alte Chronik berichtet<sup>417</sup>: „Von alten Zeiten hat ein großes Haus gestanden, welches man den Judenhof oder wie etliche wollen der Juden Synagog geheßen, welches aber nach Abschaffung der Juden (!) jederzeit zu einem gemeinen Brauhaus gebraucht worden und so lange gestanden biss man den Chur-Fürstlichen Stall gebauet, da dann dieses Haus zu Erlangung eines freyen Prospects, abgebrochen werden müssen, also dass nichts mehr davon übrig blieben, als der obgedachte Brunnen und der Name des Judenhofs.“ Nach<sup>418</sup> war die letzte größere Judenverfolgung in Sachsen 1430. In diesem Jahr mussten alle Juden Dresden verlassen und fand auch die Einrichtung des Brauhauses in der Synagoge statt.

Heinrich der Erlauchte war es auch, der die Bergwerke bei Dippoldiswalde bestimmte, ihr Bier und sonstige andere Bedürfnisse nirgendwoher als von Freiberg sich zu holen.

**Albrecht der Entartete** (1288-1307), auch sächsischer Nero genannt, brachte Not und Elend über Sachsen und wurde schließlich von seinem Sohn, Friedrich den Freidigen, zur Abdankung gezwungen. Gegen ein Jahrgeld verkaufte er

---

<sup>416</sup> Peter Lehmann, Der zügellose Fürstenzug, Verlag Sachsens Pferde, 1997

<sup>417</sup> Sächsische Zeitung vom 16.06.1988

<sup>418</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 339 vom 4.12.1860

seine Herrschaftsansprüche und das Land Thüringen, um seine letzten Lebensjahre in Erfurt in einem Freudenhaus in der Nähe des Zapfhahns zuzubringen. Der Tod ereilte den halbverschollenen Greis Ende November 1314. Seine Lebensweise soll seinem ganzen Vorleben entsprochen haben: verschwenderisch, wenn Vorrat da war, bei trockenem Brote darben, wenn der Vorrat verzehrt war. Man habe ihn in der Marienkirche zu Erfurt bestattet; wie die Altzeller Annalen sagen, blieb ihm mit Recht das Grab seiner Väter versagt, da er so weit von den Bahnen der Väter abgeirrt ist. Daß sein Beiname sich nicht auf dem Fürstenzug findet, ist wohl lediglich dem Taktgefühl des Malers Wilhelm Walther zu verdanken.<sup>419</sup>

**Friedrich I., der Freidige oder Gebissene**, (1291/1307-1323), ähnelt charakterlich seinem Vater und wurde später geisteskrank. Er starb in Eisenach wohl an den Folgen eines 1322 aufgeführten Mysterienspiels. Seine Mutter Margaretha, die heimlich 1270 von der Wartburg und damit ihrem entarteten Manne Albrecht II. entflohen, wollte durch den Wangenbiß sicherstellen, dass nicht ein Bastard auf dem Thron landete.

Das im Eisenacher Tiergarten von Geistlichen aufgeführte „Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen“, übrigens von Ludwig Bechstein in Leipzig wieder aufgefunden, hatte damals Friedrich den Gebissenen so aufgewühlt, dass er bei der Verdammung der törichten Jungfrauen durch Jesus aufsprang und gerufen haben soll: „Was ist dann der Christen Glaube, wenn der Sünder durch die Fürbitte der Mutter Gottes und aller Heiligen keine Gnade erlangen kann?“ Fünf Tage lang sei er danach in tiefer Verdüsterung und finstern Groll umhergelaufen und von Gelehrten und Geistlichen vergeblich Auskunft über den Widerspruch zwischen Allgüte und ewiger Verdammnis gesucht. Ein Schlagfuß habe ihn schließlich gelähmt und bis zu seinem Tode auf dem Krankenlager gehalten.<sup>420</sup>

Nach Kurz<sup>421</sup> habe J. Rothe in seiner Thüringischen Chronik davon berichtet, auch Vogt/Koch<sup>422</sup> beziehen sich darauf.

Auf Friedrich I., einen Enkel des Stauferkönigs Friedrich II., soll sich ursprünglich die Kyffhäusersage bezogen haben. 1314 erhebt er eine Landsteuer auf Vermögen, nachdem 1292 in einer seiner Urkunden erstmalig ein „Bierzins“ erwähnt wird. Früher hatten Besteuerungen keine Bedeutung, das ritterliche Lehnsaufgebot im Kriegsfall und das Bergregal und die fürstlichen Domänen für die sonstigen Ausgaben reichten aus.

---

<sup>419</sup> Sächsische Zeitung vom 24.12.2005

<sup>420</sup> Otto von Leixner, Geschichte der Deutschen Litteratur, Leipzig, Verlag von Otto Spaner, 1903

<sup>421</sup> Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig, Druck und Verlag von B.G. Teubner, 1887

<sup>422</sup> Vogt/Koch, Geschichte der Deutschen Literatur, Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1904

1293 übereignet der Markgraf dem Hochstift Meißen einen Keller in und zwei Hopfengärten, gelegen außerhalb der Mauern unserer Stadt Meißen.<sup>423</sup>

Auf seine Veranlassung soll auch 1308 jene Wein- und Schankordnung erlassen worden sein, die den Wein-, Bier- und Metverkäufern richtiges Maß vorschrieb und die verlangte, dass die Hefen nicht als Getränk verrechnet, sondern besonders vermessen und berechnet werden mussten. Das Fuder sollte 12 Eimer, der Eimer 13½ Stübchen haben und Büttner oder Böttcher und auch die Becherer, also die Hersteller von Trinkgeschirren und Gläsern, hatten bei ihren Erzeugnissen richtiges Maß zu halten. Zuwiderhandlungen wurden mit 1 Pfund und Berufsverbot, gelegentlich zur Vermeidung fernerer Betrugs sogar mit Abhacken des Daumens bestraft.

**Friedrich II., der Ernsthafte**, zeitgenössisch auch der Magere, 1324-1349, unter dem der Groschen den Pfennig ablöste, lehnte 1347 die deutsche Königskrone zugunsten Karl IV. aus dem Hause Luxemburg ab. Unter seiner Regierung entsteht die markgräfliche Kanzlei, für deren Leiter die Bezeichnung Kanzler aufkommt. Er war verstrickt in die „Thüringer Grafenfehde“ und veranlasste 1349, als die Pest Meißen erreichte und die Juden der Brunnenvergiftung bezichtigt wurden, deren Tötung in allen thüringischen und meißnischen Städten.

**Friedrich III., der Strenge**, zeitgenössisch auch der Gutliche oder Freundholdige (1349-1381) regierte bis 1368 vormundschaftlich für seine jüngeren Brüder Wilhelm I., genannt den Einäugigen, Balthasar und Ludwig. Unter ihm erhalten einige Städte Stadtrecht, so Bischofswerda und Pulsnitz, beginnen aber auch Handwerkeraufstände (1367 Zittau, 1369 Görlitz) und organisiert sich die Interessenvertretung des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgertums in Form der sog. Stände. Nachdem schon 1350 eine Steuer zur Abtragung der markgräflichen Schulden bewilligt wurde, genehmigen die Stände 1376 eine einmalige, vom Markgrafen gewünschte finanzielle Beihilfe, die sogenannte „Bede“. Im gleichen Jahr wird auf der Grundlage des »Lehnbuches Friedrich des Strengen« von 1349/50 und des Gesamtverzeichnisses der Einkünfte des Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, das landesfürstliche »Urbar«, eine verwaltungsmäßige Landesteilung vorbereitet. Bede-Verzeichnisse (über Steuereinkünfte) soll es aber schon 1313 und 1334/36 gegeben haben.<sup>424</sup>

Im Lehnbuch Friedrich des Strengen von 1349/50 sind Stichworte wie Hopfengärten, Hopfengeld, Bierleiter, Bierrecht, Landbete zu finden. Enthalten sind auch Hinweise auf das Braurecht adliger Rittergutsbesitzer und einzelner

---

<sup>423</sup> Urkundenbuch des Hochstifts Meißen, Nr. 310 (prüfen)

<sup>424</sup> Günter Naumann, Sächsische Geschichte in Daten, Koehler und Amelang, Berlin · Leipzig, 1991



Landschenken, wohl ein Beweis dafür, dass das ursprünglich nur den Bürgern von Städten vorbehaltene Recht des Brauens sich langsam auflöste. Markgraf Friedrich war es auch, der 1350 dem Ort Mücheln Stadtrecht gab. Später durfte Mücheln alle Kretzschams in der Bannmeile niederlegen.<sup>425</sup>

Um 1370 teilen die Schöffen zu Leipzig dem Dresdener Rate den Inhalt ihrer Stadtwillkür mit, von denen sieben Artikel Aufnahme in die Dresdener Statuten gefunden haben. Danach sollte man keinen Hopfen kaufen außer auf dem Markte und mit des Rates Scheffel gemessen, mit dem Brauen beginnen ehe es der Rat erlaubt und nach Ostern nicht Mälzen und Brauen ohne des Rats Erlaubnis.<sup>426</sup>

Friedrich der Strenge war der erste, der bis zu August dem Starken mit der erblichen Reichsoberjägermeister-Würde beliehen wurde.

**Wilhelm I., der Einäugige** (1382-1407), dessen Stellung im Dresdener Fürstenzug nur durch einen Ehrenkranz angedeutet wird, weil sich seine Linie in Wittenberg fortsetzt, war lange Jahre am Prager Hof Karls IV. Nach Klaus Hoffmann-Reicker<sup>427</sup> war er kaum weniger skrupellos in der Wahl seiner Mittel als sein großer Lehrmeister, doch zeichnete ihn die gleiche, dem Fortschritt dienende Konsequenz und Friedensliebe aus. „Rigeros wie sein Bruder Friedrich der Strenge geht er gegen Raubritter und Unruhestifter vor, um die Städte ungehindert wachsen zu lassen. Er hilft der ökonomischen Entwicklung der Erzgebirgsstädte voran, gibt Dresden und Zwickau die Selbstverwaltung und ist Initiator der Universitätsgründung in Erfurt. Bei ihm hängt der Geldertrag seiner Länder von der Entwicklung des Bürgertums ab. Deshalb liegt es nahe, dass er Kaiser Karls IV. Idee, die Elbe zu einer großen Handelsstraße zu machen, energisch aufgreift.“ 1399 nutzt Wilhelm eine gefälschte Papstbulle, um das Bistum Meißen dem Papst direkt zu unterstellen, 1402 beendet Wilhelm die „Dohnaer Fehde“ mit der Einnahme der Burg Dohna und Vertreibung der dortigen Burggrafen.

Der Pirnaer Mönch, Johannes Lindner, schrieb, dass Wilhelm die Burg habe schleifen lassen, spätere Historiker lassen die Burg auf Wilhelms Veranlassung durch Freiburger und Dippoldiswalder Bergleute zerstören. Dafür gibt es keine Beweise und auch keinen einleuchtenden Grund. Die Burg war zum Schutze der alten Geierbergstraße und für die 1398 erworbene, am Südfuß des Erzgebirges liegende, Herrschaft Riesenburg wichtig.

---

<sup>425</sup> Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 11. Band, Provinz Sachsen Anhalt, Krögers Taschenausgabe 314

<sup>426</sup> Codex Dilomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna, Dresden Nr. 69

<sup>427</sup> Hoffmann-Reicker, Sachsen und sein Fürstenzug, Tribüne-Serie

1402 wurden „ 12½ carrate cerevisie“ aus Dippoldiswalde, Freiberg und Dresden kommend, neben großen Mengen Vieh, Lebensmitteln und Futter angeliefert, Beweise dafür, dass man Schloß und Vorwerk weiter benutzen wollte.

Das belegen schließlich auch die Ämterrechnungen, Inventarlisten und Bestätigungen der Vögte bis 1457. Erst danach verfiel das Schloß.

So übernahm der Vogt Nickel Staupitz 1403 „uff dem slosse czu Dony“ u.a. einen Brautrog und zwei Pfannen, ferner in dem Brauhause eine Braupfanne, drei Bütten und eine lange Rinne.

1412 befanden sich im Keller des Schlosses „½ fuder byrs und 3 Virtel cofent. Item 20 scheffil malcz und 5 scheffil hoppfe“; im Bruwehus 1 Bruwepfanne und 2 meischboten und sust 8 cleyne boten (Bütten)“.

1403 erhält Alt-Dresden, heute Dresden-Neustadt, Stadtrecht. Der Markgraf verfügt, dass „dasselbe Alden Dresden furbasmer ewiglichin eyn wigbilde heissin und bliben sal, darinne man kouffin und verkouffin und allirleye kouffmanschacz und handelunge triben und uben sal und mag mit bruwen, bagken, win bier und mete zcu schenken, allirleye hantwerke und innunge bie yn zcu haben, zcu machen, zcu seczczen und solch wigbilde recht und friheit bie yn zcu haben und der zcu gebruchene in allir maße, als in andern unsern stetin und wigbilden gewonlich ist; sundern fromde bier sollen sie andirs da nicht schengken denne in der vasten und obir den advent und sust obir iar sollen sie kein bier da schengken, sie habins denne selber da gebrewen adir kouffins in der stat zcu Dresden.“<sup>428</sup>

Wilhelm erwirbt die Burg Königstein, Pirna und Gottleuba und die Herrschaft Colditz. Durch Erlaß einer Landfriedensordnung fördert er Handel und Gewerbe, erlebt aber auch die Zunftkämpfe 1393 in Dresden sowie den erstmaligen Auftritt von Viertelsmeistern im Ergebnis der innerstädtischen Kämpfe. Diese vertreten im Rat die Interessen der Mehrheit der Stadtbewohner, die bisher ohne Einfluß waren.

Am Hofe Wilhelms waren Wein und Bier die Hauptgetränke. „Man trank entweder am Orte selbst gebrautes Bier, wobei man nicht selten zwischen Lagerbier (*antiqua cerevisia*) und jungem Bier (*cerevisia junior*) schied, oder bezog es aus Chemnitz, Freiberg, Grimma, Mitweida, Naumburg. Der Preis wechselte zwischen 1½ und 3 Schock für das Fuder.“<sup>429</sup> Einheimischer sächsischer Wein kostete 3-6 Schock für das Fuder. Pro Tag sei am Hofe Wilhelms ungefähr ein halbes Fuder an Wein und Bier getrunken worden. Met (*medo*) aus Großenhain trank man nur in den Wintermonaten Dezember bis März. Es liegen Rechnungen vor für Fässer (*pro vasibus*), Töpfe (*pro ollis*), Flaschen (*pro flasculus*), Gläser (*pro vitris*), Becher (*pro crusibilibus*) und Bohrer (*pro terebillis*). Die Fuhrleute nannte man *ducenti cerevisiam*.

---

<sup>428</sup> Urkundenbuch der Stadt Dresden, Nr. 117

<sup>429</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Althertumskunde, Bd. 18, 1897

Wilhelm wird als erster Wettiner im Meißner Dom vor dem Hochaltar beigesetzt.

**Friedrich IV. der Streitbare**, als Friedrich I. Kurfürst von Sachsen (1381-1428) regiert nach dem Tode Wilhelm I. zusammen mit seinem Bruder Wilhelm und dem Sohn Balthasars, Friedrich dem Friedfertigen, einem Neffen. 1417 nimmt er am Konzil in Konstanz teil und gerät ab 1420 in den Sog der Hussitenkriege. 1423 erhält er als Dank für die Unterstützung König Sigmunds gegen die Hussiten das Herzogtum Sachsen-Wittenberg, die Pfalzgrafschaft Sachsen, die Grafschaft Brehna und die Burggrafschaft Magdeburg. Mit Sachsen-Wittenberg verbunden waren die Kurwürde, das Erzmarschallamt, die sächsische Herzogswürde und das Reichsvikarsamt, sodaß damit dem Hause Wettin das ranghöchste Reichslehen zuteil wurde. Einige Städte wie Meißen, Chemnitz, Leisnig, Döbeln und Mitweida kaufen ihm die Hochgerichtsbarkeit ab und 1412 erteilt er, noch Markgraf, Radeberg mit dem Stadtrecht auch das Braurecht.<sup>430</sup> Richtiger ist, dass die Stadtrechtsurkunde, von der nur Kopien aus späterer Zeit erhalten sind, durch Friedrich den Jüngeren, zubenannt auch dem Friedfertigen, Landgrafen von Thüringen, ausgestellt wurde.

Aus dieser Zeit stammt auch das älteste Brauurbau Dresdens von 1416. Mit der Ausübung des Braurechtes waren Dienste wie Kriegsrüstung, Getreidebevorratung und Einstellen von Pferden bei Fürstenbesuchen, auch Vorsorge zur Brandbekämpfung verbunden.

Als sich Torgau bei Friedrich IV. über den unlauteren Wettbewerb der Städte Belgern, Dommitzsch und Schildau in Sachen Bier beschwerten, ordnete er 1423 an, dass diese Städte „zusammen mit Torgau zu brauen anheben und aufhören“ sollen. Gestützt auf ihren Lehnsherren, den Abt von Buch, haben sich aber die Belgerner daran nicht gehalten. In einem Spottbrief antworteten die Ratsfreunde dem Torgauer Magistrat: „...dass wir vor langer Zeit gewusst haben, wie wir anheben sullen und uführen mit brawen...und mit hülfe des almechtigen gottes..., so haben wir einen herren, nach dem wir uns richten wollen und sullen und nicht nach euch, dornach moget ihr euch richten.“<sup>431</sup> Die Landesfürsten Ernst und Albrecht haben später bewilligt, dass Belgern, ehe Torgau mit Brauen beginnt, schon drei Gebräue, und nachdem Torgau aufgehört, noch zwei Gebräue einbrauen durfte, auch ein Beleg für die Bedeutung Belgerns.

Unter Friedrichs Regierung erhalten Ritterschaft und Städte das Beratungsrecht in Landesangelegenheiten, das zukünftig immer weiter ausgebaut wird.

Dem Gründer der Leipziger Universität (1409) und seiner Familie haben Leipziger Prediger und Professoren zahlreiche Reden gehalten, die in zwei

---

<sup>430</sup> Die Radeberger Heimat, Hg. Stadtverwaltung Radeberg, AG. Stadtgeschichte, 1994

<sup>431</sup> Hans-Joachim Kadatz, Bier und Brauwesen in Torgau, Torgau 2001, Schriften des Torgauer Geschichtsvereins, Band 4

Handschriftenbänden der Leipziger Universitätsbibliothek bewahrt wurden. Eine Predigt des Petrus Storch vom 14.2.1423 preist Sachsen, denn „dort sind die fleißigsten Kleriker, die wackersten Vasallen, die standhaftesten Bürger, die fruchtbarsten Äcker, dort gibt es Fische im Überfluß, Wild in Übermaß, Bier in Menge.“ Es sei das Land im 1. Mose 49,15, das nämlich lieblich sei. Ganz zitiert hat Storch den Vers nicht, er hätte sonst von Schulternneigen, um zu tragen und von fronpflichtigen Knechten sprechen müssen.

Der streitbare Friedrich ist der erste Wettiner, der in der Fürstenkapelle des Meißner Doms bestattet wurde.

Die Tochter Friedrichs, Katharina, war verheiratet mit Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg. Die Hochzeit wurde damals trotz kriegerischer Verwicklungen zwischen Brandenburg und Sachsen geschlossen.. Als Friedrich II. 1471 starb, kam es zwischen Katharina und Albrecht Achilles , dem Bruder Friedrich II., zu einem Vertrag, demzufolge sie ihre Leibgedingeschlösser abtrat und stattdessen eine aus der Urbede der Städte Berlin, Kölln, Bernau, Treuenbrietzen, Mittenwalde, Nauen, Trebbin und Stendal und dem Zolle zu Oderberg zu bestreitende Rente von 510 Fl. sowie freie Wohnung für sich und ihren Hofstaat von 12 Personen erhielt. Sie durfte damit die gleiche Verpflegung wie der Hofstaat der Kurfürstin beanspruchen, „einen eigenen Keller für ihr Getränk, zu welchem nur ihr Kellner den Schlüssel haben soll; Lieferung von Wittenberger, Zerbster und in der Mark gebrautem Bier nach Bedarf; als »köstlich Getränk und zu ihren Ehren« jährlich ein Legel Malvasier, ein Legel Rheinfall, ein Legel Welschwein, und außerdem bei der Residenz des Hofes in Kölln dasselbe Getränk, wie es der »Herrschaft« vorgesetzt werde.“<sup>432</sup>

Man kam der alten Kurfürstin seitens der Hohenzollern sehr entgegen, gewährte ihr darüber hinaus doch auch noch Brennholz für ihre Dornitz (beheizbares Wohnzimmer), freie Wäsche, Badegeld für sich und ihren Hofstaat einmal in der Woche, Stab- und Talglichte, alle vier Wochen für sich und ihr Personal ein Paar Schuhe und eine Hofgabe von 100 Gulden für den Fall, dass sich eine ihre Jungfrauen verheiratete .

### **Friedrich II., der Sanftmütige (1428-1464)**

Er ist der Vater der 1455 geraubten Prinzen Ernst und Albert. In seine Regierungszeit fallen die Hussitenkriege und der sächsische Bruderkrieg. Die bisher von den Burggrafen im Altsiedelgebiet und von den Schöffengerichten im Neusiedelgebiet wahrgenommene Gerichtsbarkeit fällt unter ihm als Standesprivileg an den niederen Adel (Patrimonialgerichtsbarkeit). 1438 tagt der erste Landtag in Sachsen. Gegen die Bewilligung einer Steuer werden die Stände eine Körperschaft, die in Steuerfragen berät und die Steuern verwaltet, später auch über Krieg und Frieden angehört werden muß.

---

<sup>432</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, 6. Band, 1885

Die noch heute bestehende Grenze zu Böhmen wurde unter ihm festgelegt. Seit 1438 gibt es eine Tranksteuer, seit 1440 erhebt Friedrich II. die „Ziese“, die erste landesweite Steuer auf Bier. 1459 überträgt er dem Leipziger Burgkeller das Bannmeilenrecht, fordert aber dafür den 30. Pfennig vom Verkauf der Biere. 1460 bestätigt er auch das Ausschankprivileg für den Dresdener Ratskeller.

Seit 1454 erhebt er eine Kopfsteuer, die von Mann und Weib ohne Ansehen des Vermögens abzuführen war. Sie betrug zwei Groschen, der Groschen zu 9 Pfennigen.

1434 befehlen Friedrich und Herzog Sigismund dem Abt des Benediktinerklosters zu Chemnitz, den Schank fremden Bieres auf den Klosterdörfern einzustellen. Schon 1331 und 1368 hatte man nämlich der Stadt Chemnitz das Recht der Bannmeile zugestanden und durch einen Schied 1428 noch einmal bekräftigt. Die Kretschmare der Klosterdörfer haben sich aber darum den Teufel geschert, sodaß es 1455 zu erneuten Verhandlungen vor dem Abt kam, der das Recht der Stadt noch einmal anerkennen musste.

Kurz danach suchen die Chemnitzer Bürger mit landesherrlicher Genehmigung ihr Recht durch Gewalt und zerstören in einigen Dörfern Braugeschirre und Bierfässer. Es folgen Schiedsbriefe von 1466 und 1470 durch Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, die den Chemnitzern ihr Recht erneut bestätigen, zugleich aber bestimmen, dass auf den Klosterdörfern Chemnitzer Bier nicht teurer als in Zschopau und Oederan verkauft werden dürfe.

Die Streitigkeiten dauern bis zur Säkularisation des Klosters fort und sind ein beredtes Zeugnis für die Schwäche der Zentralgewalt und die Unfähigkeit der Stände, Gemeinnutz vor Eigennutz zu stellen.

Allerdings waren auch damals Qualität und Preis der Biere Kriterien für die Nachfrage. Paulus Niavis, ein Vorkämpfer des deutschen Humanismus und dem Abt des o.g. Klosters, Heinrich von Schleinitz, in vielerlei Hinsicht verpflichtet, stellt in einem unterhaltenden Werk in sechs Gesprächen das Kloster vor<sup>433</sup>. Man erfährt darin, dass Mönche und Gäste das dünne Klosterbier lieber als andere Sorten, namentlich das Chemnitzer Gebräu, tranken. Möglich, dass Niavis im Streit des Klosters mit der Stadt Chemnitz Partei fürs Kloster ergriff.

Als sich die Äbte, Prälaten und Ritter der Stifte zu Meißen mit dem Rat zu Meißen nach langen Jahren der Zwietracht um Rechte und Pflichten innerhalb der Meißner Bannmeile einigten, bestätigte Kurfürst Friedrich 1444 die vereinbarte Regelung. Danach durfte jeder Kretschmar außerhalb der Bannmeile mälzen und brauen soviel er vom Zapfen schenken konnte, verboten war der Verkauf in Fässern.

Kretschmare außerhalb der halben Bannmeile bis zur Bannmeile durften drei Biere nach der Stadt und des Landes Gewohnheit brauen, gleichfalls nur vom

---

<sup>433</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Städte Dresden und Pirna, hier Dresden, Nr. 295 vom 7.1.1460

Zapfen, nicht in Fässern verkaufen und wie die außerhalb mit Covent und den Trebern nach Gutdünken verfahren.

Das Malz für die innerhalb der Bannmeile hergestellten Biere musste aber aus Meißen bezogen werden, auch konnte ein Kretzschmar mehr mälzen, wenn dazu ein Auftrag aus kirchlichen Kreisen vorlag.<sup>434</sup>

Seinem Förster und Brückenmeister Hans Kartagk verbietet er auf Drängen des Dresdener Rates 1460 in der alten Vogtei, nun Försterei genannt, den Ausschank fremder Biere, fremder Weine und auch Meth. Die Einfuhr und der Ausschank fremder Biere wurde auch den Priestern und Freihöfen untersagt. Sie waren nur dem Bürgermeister und dem Rat erlaubt, ihr Ausschank hatte im Ratskeller zu erfolgen.<sup>435</sup>

„Nachdem unsere liebe Getrewen, die Burger zu Radebergk, ahn einem, und der Richter zu Erkmerßdorff am andern Theile, von wegen des Bierschenken fast in Unwillen und im Irrthumb bisher gewest“, verfügt Friedrich am 19.4.1443, dass hinfort im Erbgericht nur noch Radeberger Bier ausgeschenkt werden durfte.<sup>436</sup>

1431 wurden wegen angeblicher Untreue die Juden aus Dresden verbannt, ihre Synagoge in ein Brauhaus verwandelt.

### **Wilhelm III., der Tapfere (1445-1482)**

Er war der jüngste Bruder Friedrich II. und als Rauhbein bekannt. Die Zahl seiner Fehden war groß. Er lässt seine Frau in Eckhardsberge „einmauren“ und heiratet eine Käthe von Rossla. Nach dem sächsischen Bruderkrieg wird sein Bruder Sigismund Bischof von Würzburg, wegen übler Regierung und üppigen Lebens jedoch abgesetzt und als Folge eines Komplotts gegen seine Brüder auf Scharfenstein und Burg Rochlitz „verwahrt“.

Beide Brüder werden auch in einem Register des Vogtes zu Rochlitz vom Jahre 1436 genannt. Danach befanden sich auf der Burg ständig 19 Personen, für die Armenspeisung und vorallem für Gäste rechnete man aber mit einer Verpflegung von 28 Personen im Durchschnitt.

„Das Bier braute man selbst. Die 8 Gebräude des Jahres 1436 ergaben LVI virtel birs, XXIIII fuder covend. Dazu hatte man 263 Scheffel Malz und 62 Scheffel Hopfen gebraucht. Das Malz lieferte die Rochlitzer und die Geithainer Mühle. Auch Gerste, die auf dem Schebeling gebaut war, wanderte in das Brauhaus. War hoher Besuch auf dem Schlosse, so holte man auch einmal ein Viertel cerevisie Lisenisch (Leisniger) oder cerevisia de civitate (Rochlitzer Stadtbier).“<sup>437</sup>

---

<sup>434</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Stadt Meißen Nr. 97

<sup>435</sup> Radeberger Zeitung Nr. 38 vom 15.2.1914

<sup>436</sup> Radeberger Zeitung, Nr.207 vom 4./5.9.1943

<sup>437</sup> Georg Buchwald in Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 50. Band, 1929

Dem Zuge der Zeit folgend, unternahm er 1461 eine Reise ins Heilige Land, nicht ohne zuvor genau bestimmt zu haben, wie im Falle einer möglichen Gefangenschaft oder gar im Todesfall zu verfahren sei. Für letzteren Fall „soll man zu Salza jährlich ein Seelbad bestellen mit Spende in den Fasten und Bier nach Nothdurft“...<sup>438</sup>. Dazu sollten 600 Schock alte Groschen reichen. Der Rat von Salza hat dann auch über die ihm zugestandenen Gelder abgerechnet: für die Spende rund 50 alte Schock für 6 erfurtische Malter Korn und 5 Tonnen Hering und für das Seelbad 44 alte Schock, darunter 5 Schock für die Ausgabe von Bier.

Herzog Wilhelm von Sachsen, Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen gab seinem Lande am 9. Januar 1446 eine Landesordnung, an die er sich im Gegensatz zu anderen Fürsten so gebunden fühlte, wie es in Thüringen vor 1816 nie wieder geschah. In dieser „Verfassung“ wird u.a. gegen den Luxus, die Gastereiei, das Würfelspiel, aber auch gegen Lohnarbeit außer Landes und die Übergriffe geistlicher Gerichte vorgegangen. Wer gegen die Beschränkungen der Zahl und der Gänge bei Familienfeiern verstieß, „der sulde sinem heren ein fuder bierß und sinen nackbuer der gemeinde ein halbfaß bierß verfallen sin und gebin unverschonet alsdicke daz zu falle queme.“<sup>439</sup>

Saalfeld in Thüringen erlebte unter den Wettinern eine politische und wirtschaftliche Blüte. Besonders Herzog Wilhelm hat sich für eine Verbesserung des kirchlichen Lebens interessiert und die Saalfelder Bürger zu gottgefälligem Tun und Handeln angehalten. So hat er auch die Zweckentfremdung der alten Nikolaikirche als Depot für Braupfannen gerügt.

<sup>440</sup>

#### **Ernst (1464-1485)**

Der Begründer der Ernestinischen Linie und Sohn Friedrich des Sanftmütigen war nach Spalatin „der Trunckenheit so gram gewest, dass er keinen trunckenen Menschen hat können sehen.“ Eine große Münzreform 1465, die Schaffung einer zentralen Finanzverwaltung mit Ernennung eines Landrentmeisters und 1482 der Erlaß einer großen gemeinsamen Landesordnung durch Ernst und Albrecht sind die für unsere Belange herausragenden innenpolitischen Maßnahmen. Letztere enthielt Festlegungen über Münze, gegen den überhandnehmenden Luxus in der Bekleidung und bei der Durchführung von Festen, aber auch über Löhne und Gehälter sowie über die Überwachung der Gastwirte.

Als sie 1469 das Toramt in ihrem Schlosse zu Meißen einem Nickel Knaut übertragen, gehörte zu den alten Rechten, die mit diesem Amt verbunden waren, außer Geld für Speise, Brot und Licht auch „soviel Kovent als er für sich und

---

<sup>438</sup> Archiv für die Sächsische Geschichte, 4. Band, 1866

<sup>439</sup> Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, Bd. 50, 1996

<sup>440</sup> Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte, Bd. 55, 2001

sein Gesinde bedarf, alle Freitage ein halb Stübchen Bier, zu Ostern..., zu Pfingsten... und zu Weihnachten, das sind des Jahrs neun heilige Tage, jeglichen Tag ein halbes Stübchen Bier...“. Jeden Tag ein halbes Stübchen gab es auch an allen Marientagen, allen „zweelffpoten tag“ und „wigfasten drei Tage am Mittwoch, Freitag und Sonnabend“, Allerheiligen, und „unsers hern lichnams und uffarts tage“<sup>441</sup>.

Als er erfuhr, dass in Pirna die Getränkeversorgung nicht immer klappte, gab er dem Rate auf, „das arme lute, die besessen sind...ein gantz adir ein halb bir mit eynem andern auch browen, das sie sich geringes getrencks, auch atzunge etzlichs fyhes zcu bessir enthaldunge ihrer narunge irholn mogen...“. Auch empfiehlt er die Einrichtung eines Stadtkellers, in dem trinkbare fremde Biere und auch gute Weine ausgeschenkt werden sollen, womit zugleich das Beschaffen fremder Getränke von außerhalb unterbunden, Zwietracht vermieden und der Stadt zusätzlicher Gewinn entstünde.<sup>442</sup>

Kurfürst Ernst vergleicht 1478 die Städte Pirna und Radeberg wegen unterschiedlicher Auffassungen beim Einkauf von Gerste und Malz in Pirna und deren Transport nach Radeberg. Danach durfte Radeberg Gerste und Malz auch direkt von Böhmen kaufen, wenn nur das Stapelrecht Pirnas eingehalten wurde. In diesem Falle durften die Radeberger auch die Elbe abwärts bis Loschwitz nutzen, ansonsten war nur der Transport über Land vorgesehen.<sup>443</sup>

1468 erteilte er dem Dorfe Geyersdorf in der Nähe Wolkensteins Stadtgerechtigkeit, darunter auch das Brau- und Schankrecht für jedes Haus. Dieses Privileg hat 1815 noch bestanden.<sup>444</sup>

Unter Kurfürst Ernst hörten mit Errichtung der Landstände die Beden auf. In Meißen wird sie 1466, in Thüringen 1475 das letzte Mal erhoben. An ihre Stelle trat nun eine allgemeine Steuer, die an den Fürsten abzuführende Ziese. 1438, also unter Friedrich dem Sanftmütigen erstmals und zunächst auf zwei Jahre erhoben, bestand sie auf einer Abgabe von 3⅓% oder den dreißigsten Pfennig auf alle verkauften Waren. Eine andere Verbrauchssteuer war das seit 1469 erhobene „Umgeld“ oder der Bierzehnte, eine später bleibende Leistung, die man auch auf andere Getränke ausdehnte. Nach der Ordnung, die 1470 Ernst und sein Bruder Albrecht den Brauereien gab, betrug das Umgeld den 12. Pfennig des „gekauften Geldes“, also gut 8 % vom vereinnahmten Kaufgelde. Weil sich damals das Brauen in den Städten abspielte, mussten die Stadträte das Umgeld einziehen und genaue Verzeichnisse über die eingelegten Biervorräte führen. Dafür konnten sie auch 25 % einbehalten, der Rest war an den Landesherrn abzuführen.

---

<sup>441</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch Meißen, Nr. 125

<sup>442</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch Dresden und Pirna, Nr. 173

<sup>443</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Stadt Pirna, Nr. 175

<sup>444</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon, 2. Band, Verlag der Gebrüder Schumann, Zwickau 1815



Da die Steuer von den Produzenten aufgebracht wurde, argwöhnte man einen Aufschlag auf die Verbraucherpreise und ließ diese akribisch beobachten.

Die Leipziger Teilung 1485, durch die Albrecht der meißnische Teil zufällt, wird als die folgenschwerste politische Fehlentscheidung der Wettiner bezeichnet.

### **Friedrich der Weise (1486 - 1525)**

In Wittenberg und Torgau residierend hält dieser leidenschaftliche Reliquiensammler seine Hand schützend über Luther, rettet aber auch Tetzels Leben. Er ist der Gründer der Wittenberger Universität und veranlasst den Bau des Wittenberger Residenzschlosses als Zeichen der den Ernestinern zugefallenen Kurwürde. Durch ihn, der die Kaiserwürde ablehnte und sie Karl V. überließ, wird das Kurfürstentum Sachsen zum Mutterland der Reformation. 1513 erläßt Friedrich eine scharfe Vermahnung und Verordnung gegen das „unpflegliche Zutrinken“, diesen überhandgenommenen Brauch, sich beste Gesundheit zu wünschen, was „stehend oder knieend, in einem Zuge oder mit Absetzen, sturzweise und ohne zu atmen, mit ganz oder halbgeöffnetem Munde, bis auf den Grund des Bechers, ohne Schnauben und Bartwischen“ gepflegt wurde.

Auf dem Reichstage 1512 zu Speier habe er - so behauptet jedenfalls F.E.Prasser unter Berufung auf Fabricius, Libr. III., in <sup>445</sup> - den Befehl erwirkt, „dass öffentlich Angestellte, welche sich dem Trunke ergeben hatten, degradirt, Andere sogar mit dem Tode bestraft werden sollten.“

Damals durfte in Kursachsen sommers nicht gebraut werden. Für Orte wie Leipzig und Grimma, an wichtigen Handelsstraßen gelegen, war deshalb die zeitweise Einfuhr fremden Lagerbieres eine Notwendigkeit. Ein Recht dazu gab es, aber es beschränkte die Einfuhr nur vom Versagen des eigenen Stadtbieres, in der Regel vom Sauerwerden, bis zum Braubeginn im Herbst. Als nun 1485 die Bürger Grimmas ihren Rat beschuldigten, jenseits der Notwendigkeit mehr Bier eingeführt zu haben, entschied Friedrich unter dem 9. Oktober 1486: „So die Grymschen Biere gemeinlich nicht halten, soll der Ratskeller vom 24.6. bis 8.9. mit fremden Getränk auch fernerhin bestellt werden, damit nicht Fuhrleute und Reisende zum Schaden der Handwerker, wenn sie nicht gutes Getränk finden, Grym ihres Wegs meiden und weiterziehen möchten. Wolle aber jemand sein Bier gern verkaufen, so möge er desto bessern Fleiß tun, gut Bier zu brauen und es unverdorben zu halten.“ 1505 führte Grimma ein: 10 Faß Belgerisches, 33 Faß Torgisches, 25 Faß Freiburger, 14 Faß Mittweidisches und drei Faß Wurzenisches, sozusagen haltbare Qualitätsbiere.

---

<sup>445</sup> F.E.Prasser, Chronik von Großröhrsdorf, Stadt und Dorf Pulsnitz usw., Selbstverlag, 1869

Claus von Ranstedt, Narr unter vier Landesherren, hatte Großvater oder Enkel Friedrich im Visier, als er, wie Zincgref berichtet, seinem Kurfürsten, der abends zuviel gezechet und am Morgen sein Kopfweh beklagte, empfahl: „er solle es wieder hinwegtrinken und den andern Morgen, wenn ihm der Kopf wieder wehe täte, aber so. Als aber der Kurfürst fragte: Was wird aber endlich draus? Antwortet Claus: Ein Narr wie ich bin.“

Claus Narr wohnte im Turm des Schlosses Hartenfels zu Torgau. Dort zeigt ihn eine Konsolplastik neben dem Wendelstein noch heute. Obiges Geschichtchen hat auch Heinz-Günter Schmitz in <sup>446</sup> verwendet.

Als Claus Narr an einem Hause den ausgehängten Bierwisch sah, meinte er: „Diese Bierwische sind Irrwische, welche die Leute am hellen Tag verführen und sie vor Mitternacht nicht wieder nach Hause lassen.“<sup>447</sup>

Der Benediktinermönch Paul Lang, dessen *Chronicon Citense* – entstanden zwischen 1518 und 1520 – die Geschichte verschiedener Bistümer, insbesondere die von Zeitz-Naumburg erzählt, lobt Friedrich den Weisen wegen seiner vielen schätzenswerten Eigenschaften, tadelt ihn aber sehr wegen einer Steuer, die er aufs Bier legte und welche den Armen und Reichen auf gleiche Weise drückend erschien.

Spalatin hat manches über die Menschenfreundlichkeit Friedrich des Weisen berichtet, der, Junggeselle, Kinder sehr liebte und durch seinen Wagenknecht Thomas bei Ortsdurchfahrten Met und Semmeln an sie verteilen ließ.

#### **Johann der Beständige (1525-1532)**

Wie sein Bruder, Friedrich der Weise, kam er schon früh mit Bier in Berührung. 1474 waren die fürstlichen Brüder, noch klein und krank, im Torgauer Schloß. Wie eine Rechnung belegt, wurde ihr Durst mit drei Faß „Sanftbier“ gestillt, das Faß 26½ Groschen. Das Torgauer Starkbier traute man sich nicht anzubieten – es kostete 60 Groschen – und Kofent, das Faß für knapp 16 Groschen, war für fürstliche Kehlen ungeeignet und verdiente auch bei ärmeren Kreisen nicht mehr die Bezeichnung: Bier. Man nannte es einfach „das Trinken“. Sanftbier war ähnlich dem Dresdener Langquell ein Mittelbier, aus der Mitte der läuternden Würze gewonnen, Kofent wurde aus den letzten Nachgüssen hergestellt.

Zumindest an den Tischen der niederen Ränge war man mit dem sprichwörtlich „sanften“ Bier aus Torgau sehr zufrieden, sprach man doch vom „Torgisch Bier als der Armen Malvasier“, während der Bürger meist Halbwerk trank, Kofent mit gutem starken Bier gemischt. Der Vergleich des torgischen Bieres mit einem vorzüglichen Wein mag mit dem weinähnlichen Geruch und Geschmack des Bieres zu erklären sein, vergor man doch mit großer Wahrscheinlichkeit wenigstens in Torgau mit obergäriger Weinhefe. Auch die Bierfarbe mag

---

<sup>446</sup> Heinz-Günter Schmitz, Claus Narr und seine Zunft, Sächs. Heimatblätter 1996, Heft 4

<sup>447</sup> Illustriertes Sonntagsblatt des „Echo“, Nr.43/1880

weinähnlich gewesen sein. Später, als ein gewisser Herr Dr. Anton Friedrich Büsching auf dem Köstritzer Schlosse als Hauslehrer wirkte, hielt er auch wegen seiner schönen Farbe das gute starke Lagerbier aus den Felsenkellern , „das im Herbst gebrauet und bis auf den folgenden Sommer aufbewahrt wird,...beym erstmaligen Anblick für rothen Wein...und wunderte mich, dass dieser in Biergläsern herumgegeben wurde.“<sup>448</sup>

Viel schlechtere Erfahrungen mit Bier machte die Gutsbesitzerin Louise Wilhelmi, frühere Ober-Wirtschafterin auf den Fürstlich Reußischen Gütern mit fremdbezogenen Bieren. Noch 1862 hält sie diese für die am häufigsten verfälschten Lebensmittel und benennt warnend in <sup>449</sup>, um es berauschend zu machen: Opium, Kockelskörner, Taumellolch, Teufelsdreck, Nießwurz, Tabak, Mohnköpfe und Spiritus; um Hopfen zu sparen: Pikrinsäure, Bitterklee, Enzian; um Malz zu sparen: Sirup und Johannesbrot und um es stärker zu machen: spanischen Pfeffer, Nelkenpfeffer und Galgant.

Jedenfalls verstand Herzog Johann zu feiern, wie seine 1500 stattgehabte Hochzeit mit Sophie von Mecklenburg beweist. Fast eine Woche lang haben damals 11500 Gäste gegessen und getrunken, kostbaren Malvasier und süßen, dunkelroten Reifall aus Istrien, selbstverständlich auch Torgauer Bier, sicher kein „sanftes“ und auch kaum Halbwerk. Wen wundert es da, dass als Ursache seines Todes ähnlich wie bei seinem Bruder neben anderen Leibesschwachheiten ein „Lendenstein“ angenommen wurde. Beim „Weisen“ waren es der Steine mehrere. Nach Spalatin fand man in seinem schönen Leib „nur viele Steine, und sonderlich vorn im Glied, mit Uhrlaub zu schreiben, einen langen Stein, fast zweyer Finger-Glieder lang, mit Zacken, der sich also vorgelegt, dass Seine Churfürstlichen Gnaden nicht mehr harnen konnte.“

Johann war einer der Fürsten, die die Bauern unter Müntzer bei Frankenhausen schlugen. Er setzt die Reformation im ernestinischen Sachsen durch.

1516 beurkundet er noch als Herzog für sich und seinen Bruder, den Kurfürsten Friedrich, dass der Abt des Klosters Bürgel das Recht der Leute des Dorfes Bobeck, zu malzen, zu brauen und zu schenken, nicht zu hindern habe. Braurechte und Zollsachen seien nach dem Schied von 1468 zu behandeln.

Damit werden die Braurechte einiger Dörfer ausdrücklich bestätigt, nachdem ein Abt des Klosters Bürgel ein solches für Laasdorf (bei Stadtroda) schon um 1420 beurkundet. Danach durfte Laasdorf „ohne jedermanns Hindernis und Einwände die Brau- und Schankgerechtigkeit ausüben“.

Dennoch kam es gerade um diese Rechte zu Beginn des 16. Jahrhunderts immer wieder zu „Irrungen“, so 1526 und 1527 zwischen der Stadt Bürgel und den

---

<sup>448</sup> Festschrift der Fürstlichen Brauerei Köstritz zur 365-jährigen Bestehen der Brauerei 1908

<sup>449</sup> Louise Wilhelmi, Die musterhafte Oekonomie-Wirtschafterin, Verlag von Carl Heymann, Berlin 1862

umliegenden Dörfern, 1530 zwischen Bürgel und Eisenberg, dessen Braukommune – so ist es jedenfalls an einem Bürgerhaus in Eisenberg zu lesen – bis 1274 zurückreicht und zwischen Bürgel und denen von Beulbar auf Lucka. 1525 bittet dann der Rat der Stadt Bürgel Kurfürst Johann um Erlaß der Tranksteuer. Begründet wird die Bitte mit einem vorausgegangenen Stadtbrande und dem Entstehen neuer Brauhäuser in den Nachbardörfern, die die Stadt in ihrer Nahrung erheblich beeinträchtigen. Übrigens hatte damals der Rat von Naumburg „1 Kuff Bier“ und Brot zur Linderung der ersten Not gesandt, Zeichen von Mitgefühl in einer Zeit, die von manchem als finstere Mittelalter bezeichnet wird.<sup>450</sup>

In einem Ausschreiben des Kurfürsten, „etliche nöttige stuck zu erhaltung christlicher Zucht belangend“, ermahnt der 1531 alle Prediger, alle Stände und Untertanen seines Fürstentums, von dem lästerlichen, unmenschlichen und unchristlichen Saufen und Schwelgen abzustehen, weil der Mensch, wenn er mit Trinken überladen, seiner Vernunft beraubt und einem Esel und Vieh gleiche. Man habe sich zukünftig des übermäßigen Zutrinkens bei entsprechender Strafe zu enthalten: die Vermögenden durch Zahlung von Strafgeldern an den gemeinen Kasten oder an die Armen direkt, die Vermögenden aber durch Sperren in den Turm oder das Narrenhäuschen, vielleicht auch durch Leisten bestimmter Arbeiten.<sup>451</sup>

#### **Johann Friedrich der Großmütige (1532-1547)**

Geboren in der Bierstadt Torgau war er ein jovialer Herrscher, der in vielem seinem Vater Johann und seinem Onkel Friedrich ähnelte. Wegen seiner Körperfülle wurde er selbst von den verwandten Herzogsbrüdern August und Moritz mit dem Spitznamen „Der Dick“ belegt. Das Volk nannte ihn kurz Hanfried.

Unter ihm wird Torgau zu einem der berühmtesten deutschen Fürstensitze. Mit seiner Charakterfestigkeit und Frömmigkeit habe er auch eine starke Neigung zu behaglichem Lebensgenuß vereint. Nach der Sitte der Zeit liebte er nicht nur eine reichbesetzte Tafel und einen guten Trunk, sondern fand auch Geschmack an einer vornehmen und behäbig ausgestatteten Häuslichkeit und einem soliden höfischen Prunk.

Er habe sich gern an trefflichen Schlucken Bieres erfreut, worauf Luther Bezug nahm: Wie denn das Sauflaster nicht allein den Hof, sondern ganz Deutschland habe, so tue auch der Kurfürst sonderlich mit Gästen einen Trunk zuviel. Doch sei Johann Friedrichs Leib eines großen Trunkes wenigstens vor anderen mächtig und den Trunk ausgenommen werden auch Feinde bei ihm eitel große Gaben Gottes und allerlei Tugend eines löblichen Fürsten und züchtigen

---

<sup>450</sup> Regesten und Urkunden von Stadt und Kloster Bürgel (mit Remse) auf die Zeit von 1455-1569, Hg. Freunde der Klosterkirche Thalbürgel e.V., 1994

<sup>451</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 193 vom 12.7.1857

Ehemannes finden. Schließlich meinte Luther auch den Großmütigen, wenn er Tischgenossen gegenüber äußerte: „Unserem Kurfürsten und mir alten Mann müsst ihr ein reicheres Tränklein zu gut halten, wir müssen unser Polster im Kännlein suchen.“

Es war übrigens die Hochzeit Johann Friedrichs mit Sybille von Kleve 1527, auf der 31000 Personen, darunter Luther, verköstigt wurden und auf der Herzog Ernst von Lüneburg sich bei Tische darüber beschwerte, dass dem zunehmenden Saufen niemand steuere. Als Luther entgegnete, dass die Fürsten und Herren etwas dazu tun müssten, bestätigte Herzog Heinrich von Mecklenburg: Ei, Herr Doktor, wir tun freilich darzu, es wäre sonst längst abgekommen!

1542 kommt es zwischen ihm und Moritz wegen der Türkensteuer zum Wurzener „Fladenkrieg“, einer Auseinandersetzung, bei der eine Schlacht durch Philipp von Hessen verhindert werden konnte und die so kurz war, dass die Soldaten das gerade zu Hause gebackene Ostergebäck, die Fladen, noch verzehren konnten.

Johann Friedrich war auch beteiligt an jenem berühmten Saufgelage auf Burg Schellenberg 1745, veranlasst durch Herzog Moritz und unter dem Namen „Pokal- und Gläserkrieg“ bekannt, bei dem mehrere Zecher starben und auch Moritz schwer gezeichnet wurde. Kurfürst Johann Friedrich aber, der schwere fette Mann, stolz auf seine Trinkfestigkeit, trinkt alle unter den Tisch.

Landgraf Philipp von Hessen, Kampfgenosse im Schmalkaldischen Bund, war ihm aber mindestens im Trinken ebenbürtig, schrieb er doch an seinen Schützling Ulrich von Württemberg: „Ich habe sehr hart getrunken zu Weimar, aber den Platz behalten, hab allein den Kurfürst hinweggetrunken, dass er vor mir mit Not zur Tür müssen gehen und speien. Item, hab aber recht büßt drum, dass ich noch nit gesund, sondern all krank“.

Mit Herzog Heinrich von Braunschweig hatte der Kurfürst 1540 und 1541 eine literarische Fehde. Der, als verstockter, gottloser, vermaledeiter, verfluchter Ehrenschänder bezeichnet, antwortet mit seiner „Quadruplica“ und nennt seinerseits den Kurfürsten einen ungewaschenen, unerfahrenen und ungelehrten Bengel von Sachsen, ein ungeschicktes Eseltier, einen verzweifelten Mordbuben und Ketzer, den vollen trunkenen Maulwurf, den Trunkenbolz, der sich mit Köchen und Küchenjungen vollzutrinken pflege und sich mit Wein und Bier nicht anders als ein Schwein im Kot besudele.“<sup>452</sup>

Im Schloß zu Lochau, dem späteren Annaburg, zu dem auch ein Malz- und Brauhaus gehörte, hat Johann Friedrich bei Jagden Trinkgelage mit vielen Fürsten gehalten, wohl auch darauf rechnend, dass sich bei einigen die Zunge lösen würde. Sonst ein geradsinniger Mann, war er dafür bekannt, dass er dieses Mittel der Kundschaft gern einsetzte. 1545, seine Beziehungen zu Herzog Moritz waren schon gespannt, lud er diesen nach Schweinitz zur Jagd ein. Mit

---

<sup>452</sup> Konrad Sturmhoefel, Illustrierte Geschichte der Sächsischen Lande, 1. Band, 2. Abteilung, Leipzig, Verlag der Pahl'schen Buchhandlung, 1899

von der Partie waren ein Herr von Schönberg und Graf Georg von Mansfeld. Letztere wurden derart zu „Boden gesoffen“, dass sie nach Wittenberg gefahren werden mussten. Der Schönberger starb dort, Mansfeld entging dem Tode nur knapp. Wenige Tage später kam es dann zu dem schon oben erwähnten Saufgelage auf dem Schellenberg, in den Zwickauer Annalen als „groß überschwängliches Saufen“ bezeichnet und nach dem sich Moritz, im Trinken seinem Vetter nicht gewachsen, „eine lange Zeit hat bekreisten müssen und in einer Senften gen Dresden sich hat tragen lassen.“ [bekreisten = stöhnen]

1547 wird der Kurfürst in der Schlacht bei Mühlberg von den kaiserlichen Truppen, an deren Seite Herzog Moritz kämpft, besiegt, verliert die Kurwürde und viele Ländereien und wird des Kaisers „ewiger“ Gefangener. Kurz zuvor hatte er den Leipzigern noch 72 Fässer Torgauischen Bieres weggeschnappt, die der „Burgkeller“ schon mit 360 Gulden bezahlt hatte.

Schon als Gefangener traf Johann Friedrich Kaiser Karl V. 1547 in dem damals gerade erbauten Saalfelder Gasthaus „Zur Goldenen Gans“, später „Zum Anker“ genannt. Er musste dort mit einem Gewölbe zu ebener Erde vorlieb nehmen. Es überfiel ihn aber darin Bangigkeit und große Angst und auf sein Bitten hin, wurde ihm ein Gang in den Garten zum Luftschöpfen gestattet. Just in diesem Moment stürzte ohne erkennbaren Anlaß das Gewölbe zusammen, was den Kaiser veranlasste, den Gefangenen von Stund an milder zu behandeln.<sup>453</sup>

Man sagt ihm nach, dass er auch im Feldzug für schöne Gottesdienste Sorge trug. Hatte er keine Kirche zur Hand, ließ er im Gasthaus predigen, von einem extra gefertigten Stuhl, auf dem der Prediger stand. „Und statt der Orgel hat er Instrumentalmusik mit Lauten, Querpfeifen, Geigen, Zinken und Trommeln; das ist gar prächtig anzuhören.“

Übrigens bewiesen die von ihm und von seinem Vater veranlassten Kirchenrevisionen, dass mit Einführung der Reformation bei weitem nicht alle kirchlichen Missstände beseitigt waren. Priester und Gemeinden waren auf die Verkündigung nach evangelischer Art nicht vorbereitet, da und dort gab es gegen die neue Lehre auch Widerstand. Vor allem aber wollte man den Geistlichen die herkömmlichen Zinsen und Abgaben nicht mehr leisten. Heiko Jadatz<sup>454</sup> gibt dazu sehr anschauliche Beispiele. So wurde in Süptitz (Ephorie Torgau) der Pfingstgottesdienst durch ein von der Gemeinde verursachtes Spektakel gestört und von ihr Bier in die Kirche eingelagert. Andererseits beschwerte sich die Gemeinde in Döben (Ephorie Grimma), ihr Pfarrer sei ein „schwelger und seuffer“ und auch die Gemeinde in Sachsendorf (Ephorie Grimma) hielt ihren Pfarrer für einen schlechten Theologen und „trunkenpolt“.

---

<sup>453</sup> Illustriertes Sonntags-Blatt ( Beilage der Radeberger Zeitung) Nr. 41, 1907

<sup>454</sup> Heiko Jadatz, Die evangelischen Kirchenvisitationen in Sachsen 1524-1540, in Aufsätze zur 2. Sächsischen Landesausstellung Glaube und Macht in Torgau 2004.

An Stelle der nach der Niederlage bei Mühlberg verlorenen Wittenberger Universität errichtete er in Jena eine neue protestantische Hohe Schule und eröffnete damit den Jenaer Bürgern, die bisher als Handwerker, Acker- und Weinbauern lebten, eine unerwartete und zukunftssträchtige Einnahmequelle. Freilich bedeutete das im ehemaligen Paulinerkloster untergebrachte „Paedagogium provinciale“ auch einen schwerwiegenden Eingriff in das Sozialgefüge der Stadt, der den Bürgern, Professoren und Studenten in den Jahrzehnten nach der Gründung der Universität 1557/58 durch Kaiser Ferdinand I. noch viel Ärger bereiten sollte. Im Konvikt konnten nämlich die Professoren und Studenten beim Ökonomus Bier und Wein kaufen, für das dieser, genau wie die Professoren, die Kostgänger hielten, keine Tranksteuer zu entrichten hatte. Man lese dazu: „Floreat Accademia – Salanae Gloria“ von Felicitas Marwinski in „Zeitschrift für Thüringische Geschichte, Band 51 (1997).

#### **Albrecht der Beherzte (1464-1500)**

Der Begründer der Albertinischen Linie wirkte als Feldherr der deutschen Kaiser, als „des Kaisers gewaltiger Marschall und Bannermeister“, 25 Jahre auswärts für die Interessen des Reiches. Als Statthalter der Niederlande und Erbstatthalter von Friesland nannte man ihn auch den Sächsischen Roland, Sächsischen Alba oder auch „deutschen Hektor“. Von ihm existiert das früheste, nachweisbar authentische Bildnis eines Wettiners. Er starb am 12.9.1500 in der alten Münze der Hafenstadt Emden, Herz und Eingeweide wurden im Trauchor der großen Emdener Kirche beigesetzt.

1482, nach dem Tode seines Vaters, Kurfürst Friedrich II., verlegt er seine Residenz von Dresden nach Torgau. In einem um 1575 von einem Torgauer Magister Michael Böhme lateinisch geschriebenen Lebensbild Herzog Albrechts werden die Vorzüge Torgaus als Lieblingsstadt dieses Fürsten beschrieben und dabei auch das im Wohlgeruch und Geschmack so löbliche Gebräu dieses Ortes gebührend hervorgehoben, wohl mit dem Hintergedanken, Albrecht werbewirksam für Torgauer Bier zu vermarkten, wie es heute vielerorts gang und gäbe ist.

1470 genehmigen ihm, der vom Spielteufel besessen war – einmal war er kaum davon abzubringen, seine gute Stadt Leipzig auf einen Wurf zu setzen -, die Stände eine „Ungeld“ genannte Verbrauchssteuer auf Getreide, Brot und Fleisch zunächst auf sechs, 1485 auf weitere sechs Jahre.

Zusammen mit seinem Bruder Ernst erließ er 1482 eine Landesordnung, die bestimmte, wie jeder Stand sich in Essen und Trinken, insbesondere bei Festlichkeiten, zu verhalten habe, das Zutrinken mit Halben und Ganzen verbot und den Wirten wegen zu hoher Preise genauer auf die Finger sah. Es fehlten auch nicht Bestimmungen über Löhne und Verköstigung von Knechten.

Insbesondere kam diese Ordnung aber den Städten entgegen, die schon im 15. und 16. Jahrhundert gelegentlich empfindlich unter dem Wettbewerb des Adels auf dem Lande gelitten hatten und sich deshalb beschwerdeführend 1480 an die

fürstlichen Brüder um Abstellung dieser unerwünschten Konkurrenz gewandt hatten. „Darum ordnen und setzen wir [die Brüder Ernst und Albrecht] aus unserer fürstlichen Macht und Gewalt, dass nun hinfüro niemand, welches Standes, Würden oder Wesens die seien, in seinem Hause oder sonst in den Dörfern, auf seinen Gerichten und Gütern, wo sie seien, durch die Seinen oder andere, durch welche Weise es erdacht möcht werden, dass ihm zustünde oder in einige Weise zugute käme, anders dann vor seine Haushaltung notdürftig ist und nicht auf den Kauf brauen soll.“<sup>455</sup> Auch wenn bei Zuwiderhandlung mit dem Verlust der Lehen gedroht wurde, war der Ordnung zumindest hinsichtlich des ländlichen Brauens ein dauerhafter Erfolg nicht beschieden.

An diese Ordnung haben sich dann viele städtische Ordnungen angeglichen, wenn gleich es dafür auch andere Vorbilder, so den Erfurter Stadt-Zucht-Brief von 1351, für uns durch eine Fülle kulturhistorisch interessanter Details merkwürdig, gab. Neben Paragraphen gegen den Luxus schrieb er z.B. geeichte Weinkannen vor und verbot Maskierungen auch zur Faschingszeit.

Als Albrecht 1479 in Olmütz weilte, schrieb er seinem Bruder, dass ihm die sarmatischen Sitten des Ungarnkönigs Matthias missfielen: man mache die Nacht unter unmäßigem Trinken zum Tage und den Tag verschief man.

#### **Georg der Bärtige (1471-1539)**

Er war einer der gebildetsten Fürsten seiner Zeit und hielt Briefkontakt mit allen bedeutenden Humanisten. Viel auf Ordnung und „gute Polizey“ haltend, war er sparsam und haushälterisch und ritt öffentlich auf einem grauen Esel daher.

1519 nach der Diskussion Ecks und Luthers in Leipzig wird Georg entschiedener Gegner der Reformation und verfügt 1522 die Gefangennahme jedes Evangelischen, der sein Land betritt. 1533 müssen über Nacht 800 Personen Leipzig und das Herzogtum verlassen, weil sie sich zu Luther bekannten und ähnlich erging es auch Bewohnern anderer Städte, z.B. Dresdens, Mittweidas und Oschatz's. Es wurden Zungen herausgerissen, enthauptet, zu ewigem Gefängnis verdammt und sogar Toten ein ehrliches Begräbnis verweigert, sofern ihnen nur die Nähe zu Luther nachgewiesen werden konnte. In Oschatz traf es den Bürger Peter Krakau, der 23 Gulden Strafe nur deshalb erlegen musste, weil er einigen der Übergetretenen, wie man die Anhänger Luthers damals nannte, in seinem Hause Bier zu trinken erlaubte.<sup>456</sup>

1523 erreicht Georg, mitunter auch der Reiche zubenannt, die Heiligsprechung Bischofs Benno, der 1066-1106 Bischof in Meissen war und dessen Gebeine regelrecht nach München verschachert wurden. Dort wurde er Schutzpatron Münchens.

---

<sup>455</sup> Die sächsische Bierbrauerei im 16. und 17. Jahrhundert, Gastronomische Rundschau, Nr.4, Berlin 1932

<sup>456</sup> Franz Otto Stichert, Sächsische Reformations Jubel-Chronik des Jahres 1839, Grimma, Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs, 1841



1539 verheiratet der Herzog seinen einzig am Leben gebliebenen geistesschwachen Sohn Friedrich mit Agnes, der Tochter Ernst von Mansfeld, um die Nachfolge seines evangelischen Bruders Heinrich, zu verhindern. Der blödsinnige Friedrich stirbt an dem Tage, an dem ihm die Stände als Georgs Nachfolger huldigen sollten, wie schließlich auch Georg stirbt, ehe sein Bruder ihm die erwartete Zusicherung, im Herzogtum alles beim alten Glauben zu lassen, verweigert.

Im alten gotischen Leipziger Rathaus heiratet Georg 1496 das polnische „Bärbchen“, seit deren Tod er dann den Trauerbart trägt, der ihn seinen Beinamen gab. Bei seiner Hochzeit sind nach der Vogelschen Chronik neben 444 Faß Bier 99 Lägerl süßes und 1300 Eimer anderer Wein getrunken worden.<sup>457</sup> Das Bier kam aus Leipzig, Einbeck, Freiberg und Torgau. 320 Fässer Leipziger Bier kosteten 320 Gulden 14 Groschen, 30 Faß Einbecker dagegen 168 Gulden, mithin war das Einbecker Bier 5½ mal so teuer wie das einheimische. Ganz nebenbei erfahren wir auch, dass zu diesem Anlaß auch Bier- und Weingläser angeschafft wurden: 45½ Schock Bier- und 10½ Schock Weingläser, zusammen für 102 Gulden 9 Groschen.

Bedeutsam ist Georg für einige sächsische Städte, in die er als Amtmänner Getreue seines Umfeldes einsetzt, die Städte aber zugleich in ihren alten Rechten, z.B. der Bannmeile bestätigt. So auch in Radeberg 1500.<sup>458</sup>

Als sich am 15.2.1524 ca. 200 Chemnitzer Bürger auf dem Marktplatz versammeln und eine Hausdurchsuchung bei allen Geistlichen nach fremden, nicht in der Stadt gebrauten, Bieren verlangen, vermutet Georg in diesem Vorgehen einen reformatorischen Putschversuch. Er verurteilte deshalb die Bürger Chemnitz zur Reparatur der Chemnitzer Straßen auf eigene Kosten und verbot Zusammenkünfte der Handwerker ohne Zustimmung des Rates.<sup>459</sup>

Als gegen Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts überall Teuerungen einsetzten, versuchten auch Sachsens Fürsten, ihr zu begegnen. Herzog Georg forderte deshalb den Rat der Stadt Pirna auf, - die Elbe war ja Hauptkornstraße - den Getreideverkauf an Fremde zu unterbinden und für Einheimische zu rationieren. Getreide sollte von Böhmen her durch böhmische Schiffer eingeführt, verkauft aber nicht mehr werden als zu einem ganzen Brau gehörte. Weil als Ursache der Teuerung zusätzlich erkannt wurde, dass man zuviel Gerste für „wintzigk“ Bier verbrauchte, setzte man kurzerhand die Stammwürze herunter, auf 30 Scheffel Gerste kamen nun mindestens 15 Faß Guß.

Diesen Anfängen der später ausgebildeten Teuerungspolitik der kursächsischen Regierung folgten auch die Städte. Mit besonderen Ordnungen für ihren Getreidemarkt versuchten sie, die heimliche Ausfuhr von Getreide und alles, was den Preis erhöhte - den Reichen auf Kosten der Armen Vorteile brachte -

---

<sup>457</sup> Dreßdener Gelehrte Anzeigen im Jahr 1751, Dresden 1751

<sup>458</sup> Sächsische Zeitung vom 21.9.2000

<sup>459</sup> Reiner Groß, Geschichte Sachsens, Edition Leipzig, ISBN 3-361-00505-1

zu verhindern. So ließ der Rat von Leipzig 1527 verkünden, dass er zukünftig gegen den Gebrauch ungleicher Scheffelmaße und das entgegen der alten Brauordnung zu hohe Aufschütten von Vorräten in den Malz- und Brauhäusern vorgehen wolle und durch vom Rat eingesetzte Messer den Schutt genau überwachen lasse.<sup>460</sup>

Zusammen mit dem Kurfürsten Friedrich schreitet er gegen Missbräuche der Geistlichkeit, namentlich Habsucht, Unsittlichkeit, Trunksucht und Ausnutzung der Schankgerechtigkeit, aber auch gegen den Missbrauch geistlicher Gerichte ein. Damals waren die Spannungen zwischen den Laien und dem Klerus, der Interdikt und Kirchenbann immer häufiger für weltliche Zwecke anwendete, unerträglich geworden. Um in den Genuß der geistlichen Privilegien – Steuer- und Abgabefreiheit – zu kommen, ließen sich immer mehr Laien die niederen Weihen erteilen. Beghinen und die Brüder vom Gemeinsamen Leben betrieben Werkstätten, die auch für weltliche Kunden arbeiteten und deren Konkurrenz die städtischen Handwerker nicht gewachsen waren.

„Das Einkommen der Geistlichen und Klöster bestand größtenteils aus Naturalien, vor allem aus Getreide und Wein. Den Überschuß überden eigenen Bedarf verkaufte der Klerus. Ere brauchte keinen Getreide- und Weinzoll und keine Mahlsteuer zu zahlen, auch nicht für die von ihm gekauften Waren, dazu war er vom Zunftzwang frei. Viele Geistliche und Klöster trieben einen schwunghaften Handel mit Getreide, Brot, Wein und Bier und richteten hierfür große Mühlen, Backstuben, Brauereien und zahlreiche Schenken ein. Um Gäste anzulocken, unterboten die Geistlichen oft die Preise oder führten für Wein und Bier größere Maßgefäße als von den städtischen Obrigkeiten vorgeschrieben waren. Die geistlichen Herren stellten vor ihren Wirtschaften Ausrufer auf und ließen sie auch auf den Plätzen und Straßen der Stadt auf Kundenfang ausgehen. In den geistlichen Kneipen verlockte das gute und billige Getränk zu ausgiebigem Zechen, wobei dann auch das Würfelspiel und Raufhändler nicht fehlten. Die Stadtpolizei hatte kein Recht, Trinkstuben zu betreten, die auf geistlichem „gefreiten“ Gebiet lagen.“<sup>461</sup> Versuche, dagegen einzuschreiten, wurden mittels der geistlichen Gerichte und den durch diese verhängten Kirchenstrafen abgewehrt.

Die Bibelfestigkeit und – treue beweist auch der Schriftverkehr Herzog Georgs mit Landgraf Philipp von Hessen. Die Speiseverbote der katholischen Kirche betreffend führen sie 1526 einen Disput über die Bibelworte „Die Gefräßigen und die Trunkenen sollen nicht in den Himmel kommen“ und „Was in den Mund geht, befleckt sie Seele nicht“.

---

<sup>460</sup> Miscellen, Archiv für die Sächsische Geschichte, 9. Band, 1871

<sup>461</sup> Johannes Bühler, Deutsche Geschichte, Dritter Band, Walter de Gruyter u. Co., Berlin und Leipzig 1938

Bedeutsam für die Landesverwaltung ist die von Georg verfügte Kreiseinteilung Sachsens und die Einführung von Amtserbbüchern. Die Hofordnung von 1502 bestimmte den Hofrat zum wichtigsten Entscheidungsgremium, dessen Entscheidungen sich in Briefen und Befehlen niederschlugen und als Sendschreiben (Missiven) ins Land gingen. Nach Christoph Volkmar<sup>462</sup> befassten sich 4,3% dieser Missiven mit der Unterstützung der Hofverwaltung, z.B. mit der Lieferung von Lebensmitteln vom Wildbret bis hin zum Freiberger Bier, wie auch die „wesentlichen“, also bedeutendsten Räte das seltene Privileg genossen, mehrere Pferde in herzoglichen Marstall versorgen zu lassen und sich bei den täglichen Mahlzeiten des Hofes am guten Freiberger Bier zu laben. Edelleute und Hofdamen mussten sich dagegen mit „Speisbier“ zufrieden geben.

Dennoch waren auch unter Georg Staatswesen und Staatshaushalt dezentralisiert. Zwar waren die erhobenen Steuern in Geldform ortsveränderlich, nicht aber die Naturaleinkünfte und vorallem nicht die Dienstleistungen. Wollten Landesherr und Hofstaat davon profitieren, mussten sie an den Orten ihrer Erfassung wenigstens zeitweise erscheinen. Wie dann der für das 16. Jahrhundert so üppigen Trink- und Esslust gefrönt wurde, beweist auch der zweitägige Besuch Georgs 1535 auf Schloß Colditz. Er kam mit seinem Gefolge auf 54 Pferden und für die vier Mahlzeiten wurden neben nichtgenannten Mengen an Butter, Fisch, Milch, Käse, Brot und Pferdefutter 150 Pfund Rindfleisch, 1½ Kälber, 44 Hühner und Gänse, 600 Eier und 2½ Faß Bier benötigt.

Nicht ungewöhnlich war es, wenn durchreisende hohe Gäste – zwei Jahre zuvor war es Georgs Schwiegersohn Landgraf Philipp von Hessen – mit mehr als zweihundert Pferden zu Gast waren. Die Vorräte auf Amt und Schloß waren deshalb immer hoch und entsprechend groß die Verluste bei Änderung der Reisepläne.

Als Ende des 15. Jahrhunderts die reichen Silberfunde im oberen Erzgebirge das Berggeschrei erregten, griff über einige Kommissionen Herzog Georg ordnend ein und legte den Standort für die „Neue Stadt am Schreckenberg“ fest. 1497 verlieh er ihr im Auftrage seines Vaters Albrecht das Stadtrecht, neben der Erbgerichtsbarkeit auch das Brau- und Schankrecht, Brot- und Fleischbänke, eine Waage sowie eine Getreidemühle. Auf Wunsch Georgs wurde die Neue Stadt nach der Heiligen Anna, zu deren Kirche 1499 der Grundstein gelegt wurde, St. Annaberg genannt.<sup>463</sup>

Georg wie übrigens auch sein Bruder Heinrich werden für die Zerstörung der irdenen Töpfe in Penig und Rochlitz verantwortlich gemacht. Georg stieg in den

---

<sup>462</sup> Christoph Volkmar, Der sächsisch-albertinische Hofrat in den ersten Regierungsjahren Herzog Georgs von Sachsen, Neues Archiv für sächsische Geschichte, 72. Band, 2001

<sup>463</sup> Hans Burkhardt, Die freie Bergstadt St. Annaberg, Sächs. Heimatblätter 1996, Heft 3

15 Eimer Bier fassenden von Penig, Heinrich in den drei Faß Bier großen von Rochlitz. Beide kamen wegen ihrer Korpulenz durch die Öffnung, die sie so leicht einsteigen ließ, nicht heraus und mussten sie mit gewaltiger eigener Kraft von innen her zerbrechen.<sup>464</sup>

Als 1521 die Pest in Alt- und Neudresden wütete, flüchtete Herzog Georg nach Schellenberg und erteilte von dort aus Befehle, um Dresden soviel als möglich vor der Seuche zu schützen. So verbot er die gemeinen Wein- und Bierzechen in Wirtshäusern; wer trinken wollte, sollte sich das Getränk ins Haus holen lassen, so hätten die „Anbrüchigen“ keine Gelegenheit, sich „einzustellen“. Die Maßnahmen wurden, wie das öffentliche Baden, beibehalten als 1522 die Seuche fast erlosch. Wie richtig diese Entscheidung war, bewies das Wiederaufflammen der Seuche 1539 in Georgs Todesjahr, derzufolge Herzog Heinrich auch seinen Wohnsitz nach Freiberg verlegte.<sup>465</sup>

#### **Heinrich der Fromme (1539-1541)**

Als Bruder Georg des Bärtigen residierte er in Freiberg und regierte das „Freiberger Ländchen“. Er war Georgs ganzes Gegenteil, sang und wanderte gern und war als Schuldenbaron und der „gute Heinz“ in Stadt und Land wohlbekannt. Häufig hielt er freie Tafel und hatte Freude daran, wenn Bürger und Bauern aus dem Schlosskeller torkelten und „das Thor nicht treffen konnten“. Obwohl kriegsuntüchtig, sammelte er Waffen, Wehrgehänge und Kanonen, nicht um sie im Krieg zu erproben, sondern sie in seiner Freizeit zu putzen und zu flimmern.

Seine Freude an Geschützen und Gewehren, die er mit großen Kosten beschafft hatte, betont auch Flade in der Neuen Sächsischen Kirchengalerie, Ephorie Dresden: „lieber saß er beim fröhlichen Mahl und verschmähte auch des Trunkes nicht, also dass es an seiner Tafel zuging wie an König Artus Hofe; es wurde für jedermann freie Tafel gehalten. Oder er wanderte, von seinen Mohren und einer Dogge begleitet, in der Stadt umher, hier in eine Bürgers Werkstatt auf dessen Wünsche hörend, dort die Bergleute zu neuer Arbeitslust ermunternd.“

Er war als Biertrinker bekannt, sein Leibgericht soll eine Biersuppe aus Freiberger Bier mit gekochtem Hering gewesen sein. Als frommer Mann zog es ihn auch nach Compostela zu den Gebeinen des Jacobus, es soll aber „das Schlemmen auf solcher Reise die beste Andacht und Ablaß“ gewesen sein.

Sein Sekretär und Biograph Freydingen berichtet, dass Heinrich wie weiland König Artus freie Tafel und drei bis viermal täglich Kollation hielt und dabei mit dem Domdechanten Balthasar von Ragwitz manchen kühlen Trunk tat. Manchmal erinnerte er sich dabei seiner 1498 angetretenen Wallfahrt nach

---

<sup>464</sup> Sachsens Kirchengalerie, 10. Band, Verlag von Hermann Schmidt, Dresden (ohne Angabe des Erscheinungsjahres)

<sup>465</sup> Radeberger Zeitung, Nr.33 vom 9.2.1911

Jerusalem, mit heller Stimme soll er dann das „Illuminare Jerusalem“ gesungen haben. Freydinge schreibt aber auch, dass Heinrich „über das, was er hatte, ein milder Fürst war, auch Kriegsleute, Bergmannen und gemeinen Handwerkern fast geneigt, so ward er auch von solchen allen geliebt und wert gehalten, dass ihm Jedermann günstig war. Und über dies Alles war er ein getreuer, frommer Fürst, ohne Betrug und Falsch, und was er zusagte, musste gehalten sein, auch oft mit seinem Schaden, welches nicht die geringste Tugend an einem Fürsten ist, und doch bei vielen nicht erfunden wird.“

Unter seiner Hofhaltung, die in Freiberg von 1505 bis 1539 währte, ist 1515 die Trinkstubenordnung des Freiburger Rates errichtet worden, die sich im Original in einem flachen Wandschrank der Mittelsäule der sogenannten Kastenstube im städtischen Kaufhause befand. 1899 sollte diese Stube stilgerecht erneuert werden.<sup>466</sup>

Nach Erich Brandenburg (Neues Archiv f.d. Sächs. Geschichte und Altertumskunde) saß Herzog Heinrich in seiner erzgebirgischen Residenz als ein ganz unbeachteter, lange fast von aller Welt verlassener Mann, der 32 Jahre lang dahin lebte, ohne ernsthafte Beschäftigung und, da er mit seinem Gelde niemals auskam, auch immer pekuniär von seinem Bruder abhängig war. Die Freuden der Tafel und einem guten Trunk liebte er mehr, als seinem Geldbeutel und seiner Gesundheit zuträglich war. In dieser langen Zeit tatenloser Ruhe seien alle tüchtigen Anlagen in ihm rettungslos verkümmert. Als er dann wieder eine politische Rolle zu spielen begann, war er schon ein vom körperlichen Siechtum halbverzehrter, gedächtnisschwacher Greis, der bei seiner Huldigung die Hand nicht so lange erhoben halten konnte, wie die Verlesung der Eidesformel dauerte. Vollständig von seiner Umgebung beherrscht, regierte er nicht, sondern wurde regiert. Maßgebenden Einfluß auf ihren Mann besaß dabei seine Frau, Herzogin Katharina.

Nachdem er 1537 in seinen albertinischen Ämtern Freiberg und Wolkenstein die Reformation zuließ, führt er sie 1539/40 im ganzen Land ein.

Schon vor dem Tode seines Bruders krank, machte er sich dennoch Hoffnung auf die Erbfolge in Dresden. Dort regelte der Tod der Kurfürstin, danach der des ältesten Sohnes Johann, der beiläufig kaum einen Tag nüchtern gewesen sein soll, und zuletzt der des schwachsinnigen jüngsten Sohnes Friedrich alles für den guten Heinz. Vom jüngsten Sohn Georgs wird als Todesursache „unmäßige Liebes-Pflegung, die man durch starcke Medicamente erwecket“ angenommen.

Als der fromme Heinrich 1541 stirbt, tragen ihn seine Bergknappen – so schildert es jedenfalls Hans Baumgarten in <sup>467</sup> - „vorbei an seinen geliebten Geschützen, an der Küche mit dem Essiggeruch, vorbei an dem Bierkeller zur Ruhe in den Dom.“

---

<sup>466</sup> Radeberger Zeitung das Echo, Nr. 17 vom 9.2.1899

<sup>467</sup> Hans Baumgarten, Moritz von Sachsen, Paul Neff Verlag Berlin, 1941

Die Frau Heinrich des Frommen, Katharina, war nach dessen Tod in ständiger finanzieller Bedrängnis, weil sie ein für ihre Verhältnisse zu zahlreiches Hof- und Dienstpersonal hielt. Durch persönliche Anordnungen für ihre Wirtschaft versuchte sie, das Loch zu stopfen. 1547 befiehlt sie ihren Faktotum, dem Weinmeister Peter Gebhard, das Bier, das er für sie hatte brauen lassen, um 5 Gulden das Faß zu verkaufen.

Ihre 1560 erlassene „Frauenzimmerordnung“, die ein züchtigliches Leben und Wandel bei Tische und sonst wo vorschrieb, verbot den Zutritt betrunkenen Junker zum Frauenzimmer, das ansonsten von 3 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends offen gehalten wurde, immer vorausgesetzt, dass man sich darin nicht unzüchtig und laut bewegte.

Die aufwendige Hofhaltung Katharinas in Freiberg behandelt Hubert Ermisch in <sup>468</sup>. Für unsere Betrachtung sind besonders die Abschnitte *coquina* (Küche) und *cellarium* (Keller) der Hofhaltrechnungen interessant. Wir erfahren, was zu den zwei Mahlzeiten bei Hofe, dem Frühstück (*prelibatio*) und der Hauptmahlzeit (*cena, prandium*), gegessen und getrunken wurde. So aß man Schweinefleisch selten, Gänse, die als bäuerliche Kost galten, gar nicht. Als Delikatessen galten Eichhörnchen und Biberschwänze.

Dem Kellermeister und den Kellerknechten waren die alkoholischen Getränke anvertraut, die dem mittelalterlichen Mensch, übrigens auch Frauen und Kindern, durchaus nicht als Feinde erschienen.

Ermisch schreibt: „Das älteste nationale Getränk, das auch auf den Fürstentafeln gern gesehen wurde, der Met, der aus einer der Gährung unterworfenen Mischung von gekochtem Honig, Wasser und Würzkräutern bestand, habe ich in unserer Rechnung nur einmal erwähnt gefunden. Am meisten wurde Bier getrunken; in Fuhren oder halben Fuhren wurde es oft in den Keller geliefert. Wo es ohne nähere Bezeichnung erscheint, handelt es sich wohl um einfaches, an Ort und Stelle gebrautes Bier; es ist in der Regel für die Prinzen, wohl auch für das Hofgesinde bestimmt. Bessere Arten wurden nach den Brauorten genannt; besonders geschätzt waren das Freiburger und das Naumburger Bier, die die Lieblingsgetränke der Kurfürstin gewesen zu sein scheinen, auch das Wittenberger und Torgauer Bier...Auch das Leisniger, Colditzer und Mittweidaer Bier scheinen einen guten Ruf gehabt zu haben. Das edelste Getränk war aber doch der Wein.“

1539 bewilligt der Chemnitzer Landtag zur Tilgung der von Herzog Georg hinterlassenen Schulden auf zehn Jahre den kleinen Bierzehnten, fünf Groschen vom Fasse, der sich dann unter seinem Nachfolger Moritz 1546 in den großen Bierzehnten oder die Tranksteuer schlechthin verwandelt. Er betrug für Fässer zu sechs Eimern 24 Groschen und für Fässer zu fünf Eimern 20 Groschen und wurde von sechs, aus der Landschaft bestimmten, Steuereinnehmern eingezogen.

---

<sup>468</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 45. Band, 1924

### **Moritz (1541-1553)**

Wegen Altersschwäche seines Vaters kurz vor dessen Tod schon Mitregent, hat er durch mehrmaligen Frontwechsel im Widerspiel zwischen Protestanten und Katholiken mit dem Kurfürstentitel ein abgerundetes Territorium und die Bezeichnung Sachsen nach Dresden gebracht. Seine, manchem Zeitgenossen undurchsichtige, Machtpolitik hat ihm den wenig schmeichlerischen Beinamen „Judas von Meißen“ eingebracht. Jung, lebenslustig, leidenschaftlich, ehrgeizig und unternehmend, verursachte er 1542 den „Fladenkrieg“ gegen seinen Vetter Johann Friedrich. 1545 veranstaltet er auf dem Schellenberg bei Chemnitz, der späteren Augustusburg, einen „Gläser- und Pokalkrieg“, den der fette Vetter zwar gut übersteht, an dem aber Moritz beinahe tödlich erkrankt. Nach seiner Genesung habe er sich dann „jederzeit mäßig in Essen und Trinken gehalten“. Nach Kötschke<sup>469</sup> habe Moritz eine tiefere wissenschaftliche Bildung nie empfangen. Wie sein Großvater Albrecht habe er es geliebt, die Waffen zu führen und gern ins Feld zu ziehen. In friedlicher Zeit habe er sich den Genüssen des Lebens hingegeben, sich an der Jagd erfreut und dem Trunk oft mehr zugesprochen, als gut war.

1543 gründet er die Fürstenschulen in Pforta und Meißen, 1550 die in Grimma. Selbst in Kriegszeiten hält er seine schützende Hand über diese Schulen: „Man möge dafür sorgen, dass die Jungen kein saures Bier trinken müssen.“ Die Mahlzeiten der Schüler der Fürstenschule St. Afra zu Meißen „haben sicherlich den aus den Jahren 1575 und 1577 überlieferten Bestimmungen entsprochen. Danach erhielten in der Morgenpause um 7 Uhr die Schüler, aber nur die jüngeren, eine Suppe. Nach Unterrichtsschluß um 9<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr wurde zu Mittag gespeist. Um 2 Uhr, vor dem täglichen Vespertagesdienst, gab es Bier, dazu Käse und Brot nach Bedarf. Das Abendessen wurde gleich nach Schluß des Nachmittagsunterrichts um 4 Uhr eingenommen. Auffallend sind die offenbar sehr reichlich bemessenen Fleischportionen (mittags drei, abends ein bis zwei warme Fleischgänge), sowie die großen Mengen Bier, die zu allen Mahlzeiten gereicht wurden. Neben dem Bier, das zur Sommerszeit auch außerhalb der Cönakelzeiten zu Verfügung gestellt wurde, gab es mittags für jeden Tisch sogar noch drei Kännchen Wein. Freilich war das Bier ein sehr leichtes und dünnes Gebräu; es wurde bis 1841 von der Schulwirtschaft selbst gebraut und, soweit es nicht Lagerbier war, enthielt es schwerlich auch nur soviel Alkohol, wie unser heutiges Einfachbier. Abends um 7 Uhr wurde ein Kapitel aus dem Neuen Testament verlesen, dann gab es für alle Schüler nochmals Bier zum Schlaftrunk,...“ Man stelle sich vor, dass in die Fürstenschule 11-15-jährige aufgenommen und für sechs Jahre kostenlos unterrichtet und versorgt wurden. Ihre Eltern waren keineswegs nur reiche Leute.

---

<sup>469</sup> R.Kötschke/H.Kretzschmar, Sächsische Geschichte, Flechsig-Buchvertrieb 2002

Über die Fürsten- und Landesschule St. Afra berichtet auch Oberstudiendirektor Dr. Otto Hartlich in <sup>470</sup>. Er bestätigt den oben dargestellten Tagesablauf und betont, dass in der damaligen bierfrohen Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts „Wasser als Trunk wegen der Seuchengefahr überhaupt nicht groß in Betracht gekommen zu sein scheint, denn auch außerhalb der Mahlzeiten standen, an einem gelegenen Ort, zwei große Kandeln Bier, »ob imandt von den Knaben durstigk«, doch scheint der von der Schule selbstgebraute Trunk sehr wässrig gewesen zu sein.“

Eine genaue Übersicht über die Ausgaben der Fürstenschule in Schulpforte liegt leider erst für 1721 vor. Danach wurden für die Speisung von 150 Knaben 4169 Thlr. 5 Gr. 6 Pf. ausgegeben, davon 1911 Thlr. 16 Gr. 10 Pf. für Fleisch, 490 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. für Bier und 210 Thlr. für Wein. Auf den Kopf machte das bei Bier zum Tischtrunk 1 Maaß und zum Beitrunk und Schlaftrunk je 1/6 Maaß, bei Wein wöchentlich zweimal, desgleichen an 19 Festtagen jedes Mal die Person 1/6 Maaß.

Pro Jahr wurden demnach 263 Faß und 109 Kannen Bier sowie 60 Eimer Wein verabreicht. Der Kostenanteil für Bier betrug 11,8%, der für Wein 5%.

Schlimme Zustände haben noch zu Johann Sebastian Bach's Zeiten in der Thomasschule in Leipzig geherrscht. Ein Bericht von 1728 hält fest, dass die Schüler an heißen Tagen dort ihren Durst mit den in den Kammern stehenden Wasserkrügen stillen mussten, „und mit denen Ratten eynerlei Tranck trincken; woher es denn kam, dass offft viel und grosse Kranckheiten dadurch causiret wurden, und die armen Knaben viel ausstehen mussten.“ Der Inspektor Leonhard Baudiss hat daraufhin 54 Krüge besorgt, schenkte jedem Knaben einen und „machte die Verordnung, dass jedweden von dato an, bey Tisch des Sonn- und Fest-Tages ein Nösel Leipziger Bier, in der Woche aber soviel Kofend gereicht werden sollte.“<sup>471</sup>

Bier wurde noch 1839 anlässlich der Feier zur Einführung der Reformation 1539 in Sachsen, wie F.O.Stichert in seiner Jubelchronik berichtet, vielerorts an die Schuljugend verabreicht. So wurde den Kindern in Burkhardswalde bei Pirna bis abends 8 Uhr eine Tanzbelustigung gestattet und „nachdem sie hierauf ein Abendbrot nebst Bier genossen, sangen sie zu ihrer und ihrer anwesenden Aeltern Erheiterung noch einige Arien“. In Wachau bei Radeberg reichte man nach dem Gottesdienste im Wirtshause jedem Schüler einen sog. „gelben Kuchen“ und einen Trunk Bier. „Die Schulvorstände theilten selbst den Kuchen und das Bier aus und beaufsichtigten bei dieser Ergötzlichkeit die Schuljugend sorgfältig in Verbindung mit dem Lehrer“ und in Hartmannsdorf bei Kirchberg haben sich „auch wirklich die lieben Kleinen unter Aufsicht des Lehrers und des Gemeindevorstandes bei freiem Biere nicht wenig vergnügt.“ Da ist es tröstlich, zu lesen, dass in Leuben bei Lommatzsch die Schuljugend im Gasthause Bier

---

<sup>470</sup> Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Band 18, 1929

<sup>471</sup> Christoph Rueger, Wie im Himmel so auf Erden, Ariston Verlag Genf/München, 1993



und Kuchen, zum Abendessen aber Butterbrot, Braten und Wein erhielt, und dass man den Wein der Güte des Rittergutsbesitzers von Zehmen auf Schleinitz verdanke, „welcher einen Eimer Wein zum Verbräuche beim Schulfeste wohlwollend schenkte, von dem aber auch noch mehrere alte arme Leute einen Labetrunk erhielten.“

Unter Moritz gelangt das bürgerliche Element einige Bedeutung, es wird der kollegialische Hofrat mit Kanzlei gebildet und eine Verwaltungsreform im albertinischen Sachsen durchgeführt, außerdem das Anlegen von Erbamtbüchern durchgesetzt.

Christoph Volkmar<sup>472</sup> bezeichnet den Hofrat als ein kollegialisches Gremium von Verwaltungsfachleuten, das zum unangefochtenen Entscheidungszentrum der albertinischen Zentralverwaltung wurde. „Die einflussreiche, herausgehobene Stellung der »wesentlichen Räte« spiegelte sich - gemäß dem feinen Bewusstsein der Zeit für Symbolik – auch in der höfischen Hierarchie wider. So genossen sie nicht nur das seltene Privileg, mehrere Pferde im herzoglichen Marstall versorgen lassen zu dürfen, sondern fanden sich auch bei den täglichen Mahlzeiten des Hofes in hervorgehobener Position wieder. Nur die Tafel des Fürsten wurde reicher gedeckt als der Rätetisch. Und während sich die Edelleute und Hofdamen mit Speisbier zufrieden geben mussten, konnten sich die Räte am guten Freiburger Bier laben.“

1543 gibt er Sachsen eine allgemeine Landesordnung und startet damit einen neuerlichen Versuch einer Wirtschafts- und Arbeitsgesetzgebung, in der stadtwirtschaftliche Regelungen des Handwerks angeraten und Auswüchse im Gesellenwesen und im Gastgewerbe bekämpft werden sollten.

Moritz soll auf dem Reichstag 1548 als neugebackener Kurfürst nach seinen Schellenberger Erfahrungen zwar das wilde Saufen dem Markgraf Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach überlassen, mit ihm aber dennoch zur *chronique scandaleuse* nicht unerheblich beigetragen haben. Moritz bestritt nämlich die rauschenden Festlichkeiten ohne Frau, die er in Dresden zurückgelassen hatte. Der Junggeselle Alkibiades und der junge Ehemann Moritz machen nun „in dem bayrischen Frauenzimmer trefflich Kundschaft“. Zusammen mit der schönen Jakobine, einer Arzttochter treibt das Kleeblatt Orgien, die selbst im beinahe schamfreien 16. Jahrhundert Aufsehen erregen; die Gerüchte sprechen von gemeinsamen Baden, Schlafen und Zotentreiben, Halsen, Küssen, Betasten und Begreifen.

Markgraf Albrecht Alkibiades, der Vater der Landsknechte, soll schon im folgenden Jahr sich so gewandelt haben, „dass er das trinken und schwören fast abgethan habe, dass man an ihm einen neuen menschen sehen werde.“ Allerdings beweist ein Brief, den er Agnes, der Frau Moritzens, 1550 nach

---

<sup>472</sup> Neues Archiv für sächsische Geschichte, 72. Band, 2001

einem Besuch am kurfürstlichen Hof schreibt, eher das Gegenteil.<sup>473</sup> Darin beklagt er den Verlust eines Kopfwassers, das ihm Agnes geschenkt hatte, und das ihn in die Lage versetzt hatte, ohne Schaden vier Kopf Weins zu trinken und er bekennt: „Es verwundert sich jederman, do sie sehen, dass ich im lande zu Sachsen wieder trinken habt gelernt und sagen meine pauern ich trink vil seer dan hievoran, und wan ich lang im land zu Sachsen umbreit, werde ir kainer mehr mein meister sein können, ich werde es inen allen bevor thun.“

Gerhard Herm<sup>474</sup> war das Leben für Moritz „ein einziges wildes Spiel, bei dem man viel riskieren musste, um viel zu gewinnen. Er liebte auch die Jagd, die Gelage, das Turnier und vor allem die Frauen – eine Neigung, die heftig erwidert wurde, - doch am meisten liebte er den Krieg.“ Nach Bühler war Moritz „zwar von scharfem Verstand und schneller Entschlusskraft, doch lockten den jungen Mann Krieg, Jagd, Wein und Weib ungleich mehr als die kleinen täglichen Geschäfte der Landesverwaltung und vor allem als religiöse und geistliche Angelegenheiten.“

Neben Wein liebte Moritz aber auch ein gutes Bier. Als er aus dem Feldzuge gegen Karl V. zurückkehrte, „schickte er einen Schnellboten an seine Gemahlin und schrieb ihr, sie solle im Voraus für Wein und Torgis Bir sorgen, wäre letzteres nicht mehr in der Hofkellerei, so könne man es wohl beim Dresdner Rate auftreiben.“<sup>475</sup> Damals wurden in Torgau jährlich über 1500 Gebräude oder 18000 Faß Bier gebraut, das man wegen seiner Güte bis Wien und Prag exportierte.

Moritz gab Dresden 1543 eine Brauordnung, verwandelt 1546 das „Ungeld“ in eine Tranksteuer und verfügt 1549 die Eingliederung Altendresdens, der heutigen Neustadt, nach Dresden, nachdem er in der Vergangenheit zwischen den beiden Städten, so 1543 auch um das Braurecht, viele Händel zu schlichten hatte.<sup>476</sup>

Sogenannte Irrungen zwischen Altdresden und der Stadt Dresden hatte es aber schon viel früher gegeben. So verfügte Kurfürst Friedrich II. schon 1440, „das alle die von Alden Dresden vortmehir nach datum diß brives in zcukunfftigin zeitten ir keiner fremde wyne und sunderlichin behemische wyne in vassen kouffen nach schencken, auch nicht abelegin ader verkoufen sal, sunder lantwyne zcu Dresden, Koczschebrode ader anderswo im lande zcu Missen gewachs in und fromde biere mogin sie schencken zcu solichen gecziten, als ire brive in daruber gegeben sagen und uzweisen...“<sup>477</sup>

---

<sup>473</sup> Archiv für die Sächsische Geschichte, Bd. 11, 1873

<sup>474</sup> Gerhard Herm, Deutschlands Herz, Econ Verlag 1992

<sup>475</sup> Georg Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen, 12. Band, 1825

<sup>476</sup> Schilke, I. Die Gesandten landeten im Turm, Union vom 22./23.7.1989

<sup>477</sup> Urkundenbuch der Stadt Dresden, Nr. 210

1547 auf einem Landtag in Leipzig ordnete Moritz mit einem „Anschreiben“ an die Schriftsassen und Amtleute landesweit Bierbrauen, Bierschank und Tranksteuer neu. Die Tranksteuer war eingeführt worden, um den Schuldenberg von 516000 fl., den Moritz von seinem Vater übernommen hatte, abzubauen. Sie brachte nach vorsichtigen Schätzungen ca. 25000-30000 fl. pro Jahr ein. 1546 hatte man die Tranksteuer praktisch verdreifacht, womit sie den Haushalt zu 45% abdeckte. Von jedem Eimer ausgeschenkten Bieres, den Eimer zu 56 Liter gerechnet, erhob man 4 Groschen, vom Eimer einheimischen Weines 5 Groschen und von der gleichen Menge eingeführten Weines 10 Groschen.

Als durch die von Moritz geführten Kriege die Staatsverschuldung enorm anstieg und durch Steuern nicht mehr gedeckt werden konnte, übernahmen die sächsischen Stände 600000 fl. landesherrlicher Verbindlichkeiten in eigene Verwaltung. Moritz überließ ihnen dafür die Tranksteuer, die nun zwei Jahre länger erhoben wurde. Damit hatten die Stände die Steuerhoheit des Landesfürsten gebrochen, bis schließlich 1570 mit dem Obersteuerkollegium eine eigenständige, weitgehend vom landesherrlichem Einfluß unabhängige Finanzverwaltung entstand.<sup>478</sup>

1543 richtete er eine Klosterspende an die Dresdener Armen ein, die alljährlich zu Fastnacht gegeben wurde und aus 60 Scheffel Korn, 9 Faß Bier und 6 Tonnen Hering bestand.

1550 erläßt Moritz auf dem Landtag in Torgau ein Reskript gegen die Unmäßigkeit im Trinken und Essen und gegen unangemessene Kleiderpracht. Vater August muß es schon 1555 wiederholen.

1552 befiehlt der Kurfürst den Schössern zu Dresden und Pirna, den in ihren Ämtern gesessenen Kretzschmern und Schenken auf dem Lande, in der Meile Wegs um Pirna gelegen, nichts anderes als Pirnaisches Bier und eigenerwachsenen Wein zu schenken. Es wurde an einem alten Privileg festgehalten, obwohl das Pirnaer wie das Dresdener Bier damals nicht sonderlich gut waren. Entsprechend groß war die Zahl der Verstöße, das Austrinken, Wegnehmen und Zerschlagen fremden Fassbieres und das Neuvermessen der Bannmeile. Die betrug damals 60 Feldwege zu je 60 Ruten mit je 7½ Ellen.

In der Trinkstube des Pirnaschen Rathauses wurde am häufigsten Freiburger Bier getrunken, über die Hälfte teurer als das Pirnaer, daneben auch Torgauer, Königsteiner, Dohnaer, Wilischer und Pulsnitzer.

Das Ausschenken von Dohnaer Bier in Pirna verwundert einigermaßen, weil Dohna, erstmals 1445 als „Städtchen“ erwähnt, das Braurecht erst 1489 im Streitverfahren mit Pirna bestätigt bekam.<sup>479</sup>

---

<sup>478</sup> Uwe Schirmer, Moritz und die sächsischen Finanzen, in Aufsätze zur 2. Sächsischen Landesaussstellung Torgau 2004

<sup>479</sup> Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Bd.25/26, 1936/1937

Die kleinen Städtchen Wehlen, Gottleuba, Dohna und Königstein bekamen die Brautermine von Pirna vorgeschrieben, wie auch in Pirna ein Bierherr waltete, dessen Bierschröter für den Transport der Fässer vom Keller zum Ausschank verantwortlich waren.

So wie der Dresdener Rat 1552 die Einhaltung seiner Rechte in Leuben, Nickern und Potschappel kontrolliert und dabei viel Freiburger Bier entdeckt und beschlagnahmt, wachte Pirnas Rat auf die Wahrung seiner Bannmeilenrechte. Das durch kurfürstliche Bewilligung brauberechtigte Rittergut Gamig, territorial dem Pirnaischen Bierzwang unterworfen, wehrte sich, auf seinen Gutsdörfern Zschieren und Niedersedlitz „Birnich Bier“ zu verzapfen. Nicht das Erfrischen eines glücklichen Ausgang des Zwistes mit dem Rittergut im Pirnaschen Kirchgebiet führte schließlich zu einem Kompromiß, sondern ein alle Seiten ermüdender langjähriger Prozeß: Gamig behält gegen Zahlung von 4000 Talern sein Braurecht, aber innerhalb der Pirnaschen Bannmeile darf kein Gamiger Bier gehandelt werden.

Gebraut wurde auch in dem bis 1681 mit Lockwitz verbundenen Dorfe Nickern, in einer Urkunde von 1288 Nicur genannt. Die dortige Rittergutsbrauerei wurde 1945 bei einem Luftangriff zerstört. Sie war bekannt durch einen Mediziner Wiesener, der dort ein sogenanntes Gesund-Bier für Kranke braute <sup>480</sup>. Mit dieser Brauerei befasst sich heute eine Nickerner Geschichtsgruppe.

Nach <sup>481</sup> durfte bereits um 1500 in Rabenau gebraut werden, auch in Somsdorf, wo 1583 ein Melchior Bormann die örtliche, mit dem Erbgericht verbundene Brauerei übernimmt. In der Folgezeit sind dann weitere Brauereien in Tharand, Wilsdruff, Kesselsdorf und Kreischa entstanden.

Er, „Mauritius, Herzock zue Sachssenn“, ist es auch, der dem bergbauverständigen Arzt Georgius Agricola „zcu kemptnitz“ ein sog. Freihaus vermachte, darin er für sich, sein Weib und Gesinde Freibier brauen und Fremdbier einlegen konnte.

Moritz stirbt 1553 in der Schlacht bei Sievershausen, die er als Vollender der kursächsischen Landeskirche an der Spitze des protestantischen Deutschlands gegen die fränkischen Hohenzollern führte.

Treue Sachsen, die Schützenvereine von Riesa, Meißen und Diera sind zur Festveranstaltung anlässlich des 450. Todestages nach Sievershausen bei Hannover angereist – in einem Bus der Meißner Schwerter-Brauerei. <sup>482</sup>

Man will auch wissen, dass während des Feldzuges Moritz's gegen die Türken 1542 dem sächsischen Heer den ganzen Sommer hindurch durch zwei Freiburger Bürger mit dreizehn Geschirren Freiburger Bier nachgefahren

---

<sup>480</sup> Sächsische Kirchengalerie, I. Band, Dresden, Hermann Schmidt, 1837

<sup>481</sup> Heinz Fiedler, Gezänk um Gebräutes, Sächsische Zeitung (Ausgabe Dippoldiswalde, März 2004)

<sup>482</sup> Sächsische Zeitung vom 22.7.2003

worden sei. Jedenfalls steht es so in Mollers Chronik<sup>483</sup> und unwahrscheinlich ist das nicht, spielte doch Alkohol, egal in welcher Form, auch in späteren Feldzügen eine nicht unbedeutende Rolle.

Moritz war der erste von fünf Kurfürsten, denen das Dresdener Rathaus auf dem Altmarkt ein Dorn im Auge war. Dort war an sich genügend Platz für Feiern, Turniere und Bärenhatzen, nur das freistehende Rathaus war im Wege. Der Rat andererseits hatte gegen die Lustbarkeiten auf dem Altmarkt genügend Einwände, mussten doch die Händler ihre Plätze sehr früh räumen, die Bürger hatten Tribünen zu bauen, Zäune zu errichten und der Rat selbst musste auf seine Kosten die hohen Herrschaften wenigstens willkommen heißen. Das alles verursachte Kosten, die man gern eingespart hätte. Moritz forderte wohl den Abriß nicht konsequent genug, Vater August verlangte dann das „Wegbringen“ des Rathauses 1554 erneut.<sup>484 485</sup>

Noch 1564 habe man im Ratskeller unter dem Rathause an der Wand der Trinkstube neben einer abgehauenen Hand folgenden Spruch gelesen:

„Welcher gast In dyse stuben sich will begeben  
Der Mercke nachfolgende Regel gar eben.  
So er will haben frembd getrenck an weyn und Bier  
Den Schenken er das zuvor bezahle mit Schneller begier  
Der gibt Im vor seyn Bargelt das getrenck gut  
Was Im gefelt und hab darbey frölichen mut  
Hir nebben wolle er auch bey diesem gemelte verstand  
Das er so dy freiheit allhier unverletzt lan  
Damit er nicht kom In schad hon und Spot  
Dartzu auch verwürkte den Leiplichen todt.“

Die Geschichte der alten Dresdener Rathäuser können Interessierte in Kurzfassung bei <sup>486</sup> nachlesen. Das unter Christian I. geplante und begonnene Rathaus auf dem Neumarkt wurde jedenfalls zu einem Gewandhause umgebaut, in dessen Erdgeschoß man die Schuh- und Fleischbänke verlegte und im Keller einen zweiten Ratskeller mit Garküche, „Neumarktskeller“, später auch „Freibergischer Keller“, genannt, einrichtete. Freiburger Keller nicht nach dem Bier aus Freiberg, sondern nach einem Dresdener Rats Herrn und Bürgermeister genannt.

In der Regierungszeit des Kurfürsten Moritz werden Inventar und Bestände der Klöster aufgenommen und Festlegungen zum Unterhalt der darin verbleibenden Mönche getroffen. So befanden sich im Augustinerkloster zu Altendresden im

---

<sup>483</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.31 vom 31.1.1863

<sup>484</sup> Reinhard Delau, Ratssitzungen schon ab 6 Uhr, Sächsische Zeitung vom 2.8.2001

<sup>485</sup> Reinhard Delau, Schaubühne für Mummenschanz, Sächsische Zeitung vom 30.8.2001

<sup>486</sup> Otto Mörtzsch, Eine der ältesten Vermessungen Dresdner Plätze, Dresdner Geschichtsblätter 1916, Nr. 4

Keller 4 volle Faß Bier, 7 leere Fässer, 3 Bierhähne, 5 Legel und 1 Biertrichter, in der Böttcherei 23 eichene Bierfässer und 6 Dreilinge zu Bier. Aufgeführt werden auch alle Schenkkannen, Halbstübchen-, Viertel- und Nosselkannen sowie andere Trinkgefäße, Gaststube und Brauhaus werden erwähnt.<sup>487</sup> Im Kloster zu Pirna befanden sich 1542 im Brauhause 2 große Bottiche, 2 ubirschafft (Schaffel), 20 Kühlfässer, 1 Backtrog und eine kupferne Pfanne; im Bierkeller 4 zinnerne Kannen und 1 Faß mit Bier.<sup>488</sup>

### **August (1553-1586)**

Vom Volk „Vater August“ genannt, auch bekannt als „des Römischen Reiches Herz, Auge und Hand“, erlebt Sachsen unter diesem Kurfürsten eine Blütezeit. Er kümmerte sich, wie man heute sagen würde, um jeden Dreck, selbst Toiletten in den Häusern, sogenannte „Heimlichkeiten“, ordnete er an. Er war ein Mann der Landesverwaltung, erster fürstlicher Staatswirt in Sachsen und damit das Musterbild eines patriarchalischen Landesfürsten. Kretschmar charakterisiert August als einen Menschen ohne das Feuer des Moritz, bedächtig, überlegend, zähe an einmal gewonenen Vorstellungen festhaltend, aber auch unermüdlich tätig, ein harter, nüchterner Regent ohne innere Wärme, aber voll Einsicht und Verständnis. Aus allen Kammer-, Licht-, Hof- und Speiseordnungen seiner Zeit spräche – wie auch in der gesamten Staatsverwaltung – ein nüchterner, rechnender Geist. Seine Kammergüter entwickelte er zu Mustergütern. Seine Erfahrungen lässt er von seinem Kammerpräsidenten von Thumshirn in einem Lehrbuch – *Oeconomica* oder nothwendiger Unterricht und Anleitung, wie eine ganze Haushaltung am nützlichsten und besten kann angestellt werden – niederschreiben, in dem unter anderen auch genau festgelegt war, wie Bier zu brauen sei. Abraham von Thumshirn wird an anderer Stelle als Oberaufseher der Kammergüter bezeichnet, sein landwirtschaftliches Lehrbuch »Haushaltung in forwergen« genannt, das auch Anweisungen zum Bierbrauen, Buttern, Käsen, bei der Bienenzucht und der Müllerei enthält und einen Wochenplan für die Gesindemahlzeiten vorschreibt.<sup>489</sup> Die Mahlzeiten waren bescheiden und nur im kleinen Kreis der Männer um den Kurfürsten flossen Bier und Wein in Strömen. Auch darüber wurde genau Buch geführt. Ein Jahr vor Augusts Tode lagerten in den Weinkellern Dresdens, der Augustsburg, in Leipzig, Annaburg und Torgau noch mehr als 26000 Eimer Wein, ungefähr 17000 hl. Im übrigen war Kurfürstin Anna, meist allerdings vergebens, bemüht, Saufgelage zu verhindern oder zu mäßigen.

---

<sup>487</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Stadt Dresden, Nr. 447

<sup>488</sup> Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae, Urkundenbuch der Stadt Pirna, Nr. 222

<sup>489</sup> Karl Czok, Die Entwicklung des kursächsischen Territorialstaates im Spätféudalismus..., Sächsische Heimatblätter 1982, Heft 5

Sie war nach landläufiger Meinung unerschöpflich im Befehlen und achtete streng darauf, dass in den kurfürstlichen Hofkellereien neben Wein auch genügende Biervorräte lagerten. „Von einheimischen Bieren hatte Harrer [Kammerherr des Kurfürsten] Leipziger und Torgauer, auch Freiburger zu besorgen. Bei festlichen Gelegenheiten verlangte man etwas Besseres: zur Fastnacht wurde Eimbecker getrunken, Hamburger und Danziger (Preussing) Bier kam an die Reihe, auch Gose und Meth wurden verlangt.“<sup>490</sup>

„Der durchlauchtigsten hochgeborenen Fürstin und Frauen, Frauen Annen Königin zu Dänemark, Herzogin zu Sachsen, meiner gnädigsten Frauen“ hat auch der Küchenmeister M. Marx Rumpolt 1561 „Ein new kochbuch“ gewidmet. Der kurz gehaltene letzte Abschnitt des Buches behandelt die Kellermeisterei und zeugt von guter Sachkenntnis. Es ist ein „klärlicher Bericht, wie man alle Weine vor allen Zufällen bewahren, Kräuter- und andere Weine, Bier, Essig und andere Getränke machen und bereiten soll.“<sup>491</sup>

August schrieb selbst ein „künstlich Obst- und Gartenbüchlein“, auch eine bis ins einzelne gehende Forstordnung.

Als er 1559 von den Schönburgern die Gegend um den Fichtelberg erwarb, erließ er auch dort, um seine ehrgeizigen Forstwirtschaftspläne durchzusetzen, Holzordnungen, die auch das Kleinste in der Forstwirtschaft regelten. In der Holzordnung für die Ämter Schwarzenberg und Crottendorf waren natürlich auch die Bezüge für den Oberförster und dessen zwei Gehilfen festgelegt. Der Oberförster erhielt: „uff zwei Pferdte 62 Schock 30 gr. an Gelde, 10 Schock gr. vors Jäger Recht, 24 Scheffel Korn, 120 Scheffel Haber, 10 Claßter Holz, das soll er selbst hauen und fuhren, 1 lendische (Londoner) Kleidung, 1 Bier steuerfrey zu brauen, 1 Fuder Zinshäu, Freye Herberge...“, daneben gab es Fanggelder (ein alter Buhu 5 gr.), Zehr- und Futtergelder.

Auf seinen zahlreichen inländischen Reisen begleitete ihn neben der Lutherbibel stets ein Stock, mit dem er den Boden aufriß, um Obstkerne, vorzugsweise Kirsch- und Apfelkerne, zu stecken. Außerdem verpflichtete er jedes Ehepaar, im ersten Jahr seiner Ehe zwei Obstbäume zu pflanzen.

Als ihm seine Rentmeister berichteten, wie viel gutes Sachsengeld für böhmischen Hopfen außer Landes ging, ließ er in Sachsen Hopfengärten einrichten. Das geschah in erster Linie auf dem Ostravorwerk, zu Kreyern und in den Amtshopfengärten der Ämter Wittenberg, Sangerhausen, Freiburg, Weißenfels und Mühlberg, durch Privatpersonen auch im Pohlauer Grund, bei Zwickau im Rheinsberger Grund und an der Lichtentanner Straße bei Chemnitz. Zwar war er für inländische Verwendung gedacht, aber wegen seiner Güte wurde er auch exportiert. Es ergingen deshalb Ausfuhrverbote 1556, 1564 und 1567.

---

<sup>490</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Althertumskunde, Bd. 15, 1894, Wilhelm Baensch, Königlich-Sächsische Hofverlagsbuchhandlung

<sup>491</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Althertumskunde, 50. Band, 1929

Mit Luthers Sohn Dr. Paul soll August der „Alchymisterei“ angehangen haben, jedenfalls hat er den Schuldenberg seines Bruders Moritz in Höhe von 1,5 Millionen Gulden abgetragen und bei seinem Tode 2 Millionen Gulden als Bargeld hinterlassen, weshalb man ihn nicht nur für sparsam, sondern für überaus geizig hielt.

Dabei war vor seiner Regierungszeit überhaupt nicht abzusehen, dass August einmal ein sparsamer Haushalter werden könnte.

Herzog Moritz, der mit seinem Bruder gegen eine Abfindung übereingekommen war, allein zu regieren, warnt in einem Schreiben von 1547 diesen vor Schulden und übertriebener Hofhaltung und erwägt 1545 sogar die Aufnahme Augusts und seine Beköstigung am Hofe Moritz's.

Das ist dann auch tatsächlich im November 1545 erfolgt. Moritz räumt dem Bruder das Schönburgische Haus in Dresden ein, dazu ein Zimmer im Schloß. Vesper und Schlaftrunk sollten nicht auf Moritz's Kosten gehen, wohl aber Hafer für 20 Pferde, Weizen und Roggen, sowie Wein und Bier, 12 Faß jährlich, davon 4 Faß Kötschberger, 4 Faß Senftenberger und 4 Faß Thüringer.

August, der bis zum Tode seines Bruders auf den Schlössern zu Weißenfels und Wolkenstein residierte, hat es seinem Bruder, der mit großen Dingen beschäftigt war, wahrlich nicht leicht gemacht. So bat er Moritz um eine Ermäßigung der Tranksteuer für seine Untertanen, weil diese wegen der Grenznähe seiner Ämter sich das Bier im steuerfreien Nachbarland besorgten. Deshalb werde auch in seinen Ämtern wenig Bier gebraut und gekauft, was wiederum für den Wohlstand der Bevölkerung nachteilig sei. Für das Bier, das er aber selbst benötigte, hatte August völlige Steuerfreiheit verlangt.

Bruder Moritz aber blieb hart und antwortete: „Weil uns zum höchsten beschwerlich, dass unserem Bruder aus unseren Städten ohne Entrichtung der von der Landschaft auf jedes Faß gesetzten Steuer sollte zukommen, wie wir denn auch aus demselben Bedenken von dem Bier, so wir für unsere eigene Tafel gebrauchen, die gebührende Steuer geben, so bitten wir, Seine Liebden wolle es dabei auch bleiben lassen. Daß wir ferner in unsers Bruders Ämtern die Steuer sollten mäßigen lassen, darein können wir mitnichten willigen. Denn neben dem, dass die Landschaft also bewilligt und also derselbigen Verordnung ist, so würde es auch zu beschwerlicher Einführung bei unsern andern Untertanen gereichen, weil ihrer viele eben die Ursachen der Grenze halben vorzuwenden hätten.“

Selbst nach 10-jähriger Regierungszeit 1563 bekennt August auf einem nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Bogen Papier<sup>492</sup>: „Die Tranksteuer hat von 1553 bis auf jetzo 63 Jahr getragen 1.900.078 fl. Meine Aembter und Bergkwegke haben bey meiner Regierung getragen 4.382.583 fl. 9 Gr. 1Pf.

Wie ich ins Regiment kommen bin, so sind viel Schulden gewesen, nemlich 1.667.078 fl. 12 Gr. 4 Pf. Jetzo sind soviel Schulden 2.000.000 fl. und drüber.

---

<sup>492</sup> Archiv für die Sächsische Geschichte, Bd. 7, 1869, S. 220



Was ich damit gebessert habe? Nichts. Wo ist es hinkommen? Das weiß Gott. Ob die Leute nicht sagen würden, wenn sie es wüssten, entweder der Herr ist zu fromm, oder ein Narr, und seine Rätthe wollen vielleicht nicht, dass der Herr zuviel reich würde sondern sie müssten vorhin fein satt sein und ihre Beutel voll haben. Wenn nun umb gefragt würde, was ein jeglicher bekommen, so würde von den meisten Haufen das gesagt werden, dass Hanns von Ponigkau und Dr. Ulrich Mordeisen sich zum Besten gewärmet hätten, wer könnte denn sagen, dass solches nicht wahr wäre? Darumb wird mich niemand verdenken können, dass ich mit besserm Fleiße denn bishero geschehn, zu dem meinen sehe, sonst hätte ich Sorge, es würde unser Herr Gott dadurch erzürnet und wäre sonst auch bei wenig Leuten rühmlich.“

Den Beweis hat er schließlich am Ende seiner Regierung liefern können.

Die Kunst, Teuerungen entgegenzusteuern, Teuerungspolitik genannt, gehörte auch im 17. und 18. Jahrhundert zu den schwierigsten und dringendsten Aufgaben der größeren deutschen Staaten. Dabei müssen die Versorgung der sich nach und nach ausbildenden stehenden Heere und die immer höheren Ansprüche der fürstlichen Hofhaltungen als vorrangig zu lösende logistische Probleme betrachtet werden. Kurfürst August hatte schon bei der Verlegung seines Hoflagers 1571 auf die Augustusburg eine Getreideordnung entworfen, die auch für den Notfall Angebot, Nachfrage und Bevorratung regelte.

Danach mussten alle Schösser und Amtsverwalter die Haushalte, die in ihnen lebenden Personen und ihren Beruf genau ermitteln. Daraus wurde der Bedarf an Getreide bestimmt. Gleichzeitig wurden die in den Haushalten liegenden Bestände erfasst. Diese beiden Register wurden von der Obrigkeit begutachtet und jedem Haushalt das ihm zustehende Quantum unter Berücksichtigung seines Bestandes mitgeteilt. Überbestände wurden umverteilt bzw. Vorratslagern in den Ämtern zugeführt.

„Die obersten Commissarii in allen Ämtern, wohin das Hoflager zu kommen und zu liegen pflegt“, hatten aber Sorge zu tragen, „dass allda Wein, Bier, Getreide, Hafer, Rinder usw. stets in Vorrat zu finden ist.“ Aus diesem Vorratslager war dann nach den geltenden Preisen und gegen Rechnung das zu entnehmen, was der Hof brauchte.

Vor seiner Kurwürde drechselte er in Weißenfels hübsche Holzbecher und beinahe alles, was er anfasste, gelang, außer seinem im Leipziger Gewandhaus begonnenen Gewürzhandel.

Bedeutsam waren seine Bergordnungen, seine Landesordnung von 1555, die detaillierte Bestimmungen für fast alle Bereiche des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens enthielten und auch die Obergrenzen für die gewerblichen Produzenten auf dem Dorfe zum Schutz der zünftigen Gewerbe in den Städten festschrieb, sowie sein erstes Landesgesetzbuch im deutschen Raum, die sog. Constitutiones. Fortan waren das Bierbrauen, Mälzen, Garn-, Salz-, Hopfen-, Waid- und Weinhandel sowie das unerlaubte Halten von Handwerksleuten auf dem Dorf nicht gestattet.

Er schritt aber zugleich gegen das „Bauernlegen“ ein, verbot also dem Adel und dem Bürgertum den Erwerb bäuerlicher Erbgüter, umgekehrt durften aber Bürgerliche Rittergüter erwerben. Die Konstitutionen, aber auch die Stiftung des Appellationsgerichtes, brachten ihm den ehrenvollen Namen „Sächsischer Justinian“ ein.

Es wundert nicht, dass dieser so wirtschaftlich denkende und handelnde Kurfürst, auch an eine Vereinheitlichung der Maße und Gewichte dachte. Aus Moritzburg richtete er am 14.11.1556 an alle Ämter und Städte ein Schreiben folgenden Inhalts <sup>493</sup>:

„Nachdem wir bedacht sein, in unsern Landen und Aemtern allenthalben eine Ellen, Maß und Gewicht anzurichten und zu verordnen, darzu wir denn des jetzigen gebräuchlichen Maß, Ellen und Gewicht bedürfen, Als begehren wir, ihr wollet einen geäuchten gerechten Eimer, Kandel, Scheffel, Elle und Pfund, wie die itzund bei euch in unserm Amte und Stadt gebraucht werden...in drei Wochen gegen Dresden überschicken, und unserm Schosser daselbst...sonderlich gezeichnet und gemerkt überantworten lassen, wo auch bei euch in unserm Amte und Stadt unterschiedliche Maß wären, so werdet ihr uns solches zu berichten wissen...“. In die Constitutiones aufgenommen wurde diese Forderung nicht, dazu war die Zeit noch nicht reif genug.

Verschiedentlich war eine Vereinheitlichung von Maß, Gewicht und Münze bereits früher angemahnt worden. So z.B. im Reichsreformationsentwurf 1525 durch die aufständischen Bauern und deren Verbündete. Neben der Abschaffung des Ungeldes auf Wein, Bier und Met – aus beachtenswerten Gründen wollte man diese sogar in Ausnahmefällen zulassen – sollten „das Weinfuder, der Eimer, das Viertel und das Maß allenthalben gleich sein. Aber bei Bier, Met und dergleichen soll das Maß größer sein. Item Korn, Weizen, Erbsen, Linsen, Küchenerbsen sollen mit gestrichenem Maß gemessen werden, aber rauhe Frucht (Hafer, Gerste) soll mit demselben Maße gehäuft gemessen werden. Item, alle flüssige Ware soll nach dem Bier- oder Metmaß verkauft werden.“ <sup>494</sup>

1580 verlangte Vater August in einer neuen Kirchen- und Schulordnung das Bekennen zu einer schon früher formulierten Konkordienformel, also zum orthodoxen Luthertum, in dessen Folge die protestantische Bewegung in Deutschland gespalten und Sachsen seine führende Rolle innerhalb des deutschen Protestantismus verliert. In Kapitel XVI seiner Generalartikel fordert August, daß sich die Pfarrer aller unehrlichen Hantierungen, wie auch des Wein- und Bierschänkens, Kaufmannschaft, Verkaufs auf Wucher und dergleichen gänzlich enthalten sollen. Das vom Wein- und Bierschenken gesagte, sollte indes so verstanden werden, dass, falls den Kirchendienern eigener Wein erwüchse oder als Decem ihnen zufiele oder auf der Pfarre oder eigenen

---

<sup>493</sup> Miscellen, Archiv für die Sächsische Geschichte, 1. Band, 1863

<sup>494</sup> Alfred Meusel, Thomas Müntzer und seine Zeit, Aufbau-Verlag Berlin, 1952

Häusern Braugerechtigkeit läge, die über den eigenen Bedarf hinausgehende Menge durchaus in Fässern, Eimern oder Tonnen verkauft werden durfte; „allein dass sie nicht schencken, Zeichen ausstecken oder Gäste zur Zeche im Hause setzen“ wurde bei Strafe der Amtsentsetzung verfügt.<sup>495</sup> Die Generalartikel schränkten auch das in Sachsen so beliebte Vogelschießen ein und verboten auch das „Saufen des Gesellen-Bieres“, beides gefährliche Schwelgereien, die zu den allerhöchsten Lastern und Sünden führen konnten. Diese und andere Verbote, aber auch die zustehenden Rechte, wurden in einer speziellen Kirchenordnung noch einmal ausführlich dargestellt.

Ebenso griff Vater August regelnd in das Schulwesen ein. So war den Schülern der Fürstenschulen das Zechen, Karten-, Brett-, Würfel- oder anderes Spiel verboten, wie auch den Lehrern untersagt war, die Schüler auf die Backen zu schlagen, mit den Ohren aufzuziehen oder bei den Haaren zu raufen. Die Lehrer sollten sich des Spruchs erinnern: „Wer nicht übersehen kann, kann auch nicht regieren“. Die Schüler sollten „nicht geitzig fressen, noch sich vollsaufen“, keiner dem andern zutrinken, den Schlaftrunk züchtig und bescheiden einnehmen und wenn sie zu fremden Leuten zur Zeche, Tanz oder ähnlichem eingeladen würden, dort nicht erscheinen

August ist der Gründer der Dresdener Kunstkammer und der Sächsischen Landesbibliothek. 1562 erläßt er eine Ordnung gegen den Luxus, wie er auch während seiner gesamten Regierungszeit auf die Verfeinerung der Sitten drängt. Schon 1555 hatte er ein diesbezügliches Reskript seines Bruders Moritz erneuert. Danach durften Bürger und Bauern zu einer Hochzeit nicht mehr als vier Tische Gäste laden und maximal fünf Gänge verabreichen.

1557 stellt der Kurfürst fest: „Auf den Dörfern ist auch eine sehr schändliche Gewohnheit eingerissen, dass die Bauern auf und an den hohen Festen ihre Sauferei bald am Vorabend des Festes anfangen und die Nacht über treiben und morgens die Predigt entweder gar verschlafen oder betrunken in die Kirche kommen und darinnen wie die Säue schlafen und schnarchen.“ So wird in den Generalartikeln 1557 auch gerügt, dass die Bauern in der Dorfkirche das Pfingstbier brauen, „damit es frisch bleibt, und saufens daselbst aus mit Gotteslästerung und Fluchen und erlauben es sich durchaus in der Kirche die Priester und das ministerium (Predigtamt) verächtlich zu verhöhnen und zu verspotten, treten auf die Kanzel, halten Predigten zum Gelächter.“<sup>496</sup> Man trifft demnach auch nach der Einführung der Reformation in Sachsen im Umgang mit der Kirche als Institution und als Gebäude auf Zustände, die weniger auf eine ausgesprochene Kirchlichkeit als auf einen unbefangenen Umgang mit vorreformatorischen Gewohnheiten schließen lassen.

---

<sup>495</sup> Corpus Juris Ecclesiastici Saxonici, Dresden, Verlegt bei Johann Jacob Winckler, 1708

<sup>496</sup> Ernst Koch, Aufbau, Gefährdung und Festigung der lutherischen Landeskirche von 1553 bis 1601 in : Das Jahrhundert der Reformation in Sachsen, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 2005

Aber auch, wenn in den Artikeln als abschreckendes Beispiel angeführt wird, dass das Unwetter am Pfingstsonntag 1555, bei dem an vielen Orten das Getreide vernichtet worden war, eine Folge und Strafe für den Missbrauch des Gotteshauses als Bierkeller gewesen sei, konnte Vater August diese Zustände nicht abstellen, schließlich war der bäuerliche Alkoholkonsum keine Privatsache, sondern wie bei anderen Ständen ein öffentliches Ereignis, das dem einzelnen das sichere Gefühl einer Gemeinschaft vermittelte und daran teilzunehmen Pflicht und Ehre war. Auch in späterer Zeit war das Laster des Saufens in den Gemeinden sehr verbreitet und mancher Pfarrer hat dagegen von der Kanzel gewettert. Ein tragisches Ende nahm 1682 das Verhalten des pietistisch ausgerichteten Pfarrers Justinus Töllner in Panitzsch. Namentlich das Pfingstbier wuchs sich dort am Tage des heiligen Geistes zu einer triumphalen Völlerei aus, das der Pfarrer durch Predigt und Seelsorge versuchte zu strafen. Aber niemand ließ sich durch den Eifer des Geistlichen bestimmen, dem Trunke zu entsagen; im Gegenteil: die Gemeinde verklagte den unbequemen Bußprediger bei seinem Superintendenten. Weil der Pfarrer aber inzwischen, von seinem Gewissen getrieben, sich dazu hinreißen ließ, diejenigen, die sich herbeiließen, mit der Welt das Pfingstbier zu saufen, als Unbußfertige nicht mehr zur Beichte und Abendmahl zulassen zu wollen, wurde er vom Konsistorium zunächst ein Vierteljahr vom Dienst suspendiert und später ganz vom Amt entbunden.

Ungebührliches und unzünftiges Tanzen, unziemliche Kleidung, Zank und Hader in den Wirtschaften, Auswüchse beim Würfelspiel und anderes wurden unter Strafe gestellt. Auch richteten die Behörden langsam ihr Augenmerk auf die Getränkequalität, wollten nur reine und mundliche zulassen. War zu Beginn des Jahrhunderts das Branntweintrinken noch verpönt, wurde es bald danach so üblich, dass Vater August selbst in Dresden ein großes Destillierhaus einrichten ließ. Schon 1536 verbot man aber den Zusatz des Branntweins zum gärenden Most und das Abfüllen des ausgegorenen Mostes auf geschwefelte Fässer.

Obgleich damals ungeheure Saufereien Norm waren, rügt er z.B. den Grafen Günther von Schwarzburg wegen seiner „Unfläthereien beim Zechen“. Andererseits wurde Dresden als Ort, wo es sich gut bechern ließ, gerade durch Vater August sehr bekannt. Bei ihm bedankte sich in einem launigen Brief der Kulmbacher für ein Zechgelage: er habe das Trinken in Sachsen so gelernt, dass er unter seinen Bauern schwerlich seinen Meister finden werde.

Auch die Berichte über den Besuch Kaiser Maximilians 1564 in Sachsen erwähnen häufige Gelage. Da haben die Fürsten „zimblich“ getrunken, widerfuhr dem Kurfürsten von Brandenburg „wie sich nun die Mahlzeit geendet und man das Confect aufgehoben, seint wir andern alle aufgestanden und das Hantbecken und Gißfaß zu uns genummen, ist unser Vetter der Curfürst von Brandenburg für uns mit der Handquellen hergangen und wie sie die Quelen werfen wullen, dretten sie ein Beitritt von einer Stufen herrunder und fallen den langen wegk für Ir. Maj. für dem Tisch, darüber Ir. Maj. wol gelacht, wir andern

es lieber anders gesehen; es war aber geschehn.“ Auf die Gesundheit hatte man fröhs nach der Predigt so getrunken, dass man „zu Mittage eine ziemliche Notturft bekommen“ und „sovil gekriget, dass sie nicht haben kunnen hinauf reiten“, „die kleinen Gleslein sind unter guten Gesprächen flugks herumergangen“ und man „hat ein ziemlich Freuden- und Letzttrünklein mit untergelauffen.“

1566 übergab der kurfürstlich-sächsische Rat Dr. Georg Craco dem Kurfürsten ein Büchlein „Verzeichnis, was sich sieder Anno 1558 im Rö. Reich auff Reichs und anderen tegan, darauff ich gewesen, zugetragen.“ Darin schildert er auch die menschlichen Schwächen, besonders das am meisten verbreitete Laster der Trunksucht. So nannte er einen Verwandten des Erzbischofs von Salzburg, der eben den Ritterschlag erhalten hatte, einen „bier ritter“, Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg habe auf dem Reichstag zu Augsburg vierzehn Tage „potando“ zugebracht und Herzog Albrecht von Bayern, der „shere suff“ habe „über den Tisch gespien“. Dabei musste Craco selbst bei mancher Gelegenheit „hart drunken“.<sup>497</sup>

Hofordnungen gab es schon unter Herzog Albrecht dem Beherzten und Moritz. Kurfürst August hatte nun bei seinem Regierungsantritt eine „merkliche Unordnung an unserem Hofe“ befunden und deshalb 1553 eine neue Hofordnung erlassen, die er schon ein Jahr später deutlich verschärfte. Es wirft sicher ein bezeichnendes Licht auf diese Zeit, wenn in diesen allgemeinen Richtlinien, die in 25 Abschnitte gegliedert waren, hinter 1.: „Wie sich das Hofgesinde gegen Gott halten soll“ und 2.: „Gotteslesterung zu vermeiden“ gleich 3.: „Sich des Zutrinkens zu mäßigen“ erscheint.

Weil aber für besondere Feste die allgemeinen Richtlinien nicht immer genügten, musste der Ober- oder Hofmarschall für solche Gelegenheiten besondere Festordnungen entwerfen.

Aus der für die von Vater August 1572 auszurichtende Hochzeit seines Lehnsmannes Hans Philipp von Berlepsch mit Agnes von Schönberg sei nach<sup>498</sup> zitiert: „Weil nun die Erfahrung bis daher gegeben habe, dass die meiste und größte Unlust von den bösen, ungezogenen, der Grafen, Herren und Junker, Jungen und etlichen leichtfertigen versoffenen Knechten vor und bei den Gemächern und Sälen verursacht, so solle verordnet werden, dass kein Junge oder Knecht auf die Wendelsteine (d.i. die Turmtreppen), viel weniger in ein Gemach ohne einen besonderen Befehl gegen dürfe.“ Die für die Truchsesstafel in der kleinen Stube als Brettdiener vorgesehenen neun Dresdener Bürger hatten sich nüchtern und fleißig zu halten und die Torwärter waren angewiesen, dass

---

<sup>497</sup> Thomas Nicklas, Das Tagebuch eines Reichspolitikers, in Archiv für Kulturgeschichte, 81. Band, 1999

<sup>498</sup> Paul Rachel, Eine höfische Festordnung aus Kurfürst Augusts Tagen (1572), Dresdner Geschichtsblätter 1907, Nr. 4

weder Zinn noch Silber, weder Becher, Gläser, Handtücher noch anderes aus dem Schlosse entwendet würden. Ein voller Knecht oder ein kecker Spitzbube war in den „Kaiser“, den örtlichen Kerker zu stoßen.

Bezeichnend auch, dass von trunkenen Herren, so zahlreich sie bei solchen Festen gewesen sein mögen, nicht gesprochen wird. Für die war selbst eine im Trunke begangene Entgleisung ein Kavaliersdelikt.

Sinn für Ordnung und Wirtschaftlichkeit, aber auch ausgesprochen großer Geiz des Kurfürsten haben bis in die Hofordnungen hinein gewirkt. Nach Karl Czok<sup>499</sup> hatte August in einer Instruktion über den täglichen Haushalt von 1568 „pedantisch festgelegt, was und wie viel die zu versorgenden hundert Personen des Hofes an Mahlzeiten zum Essen und Trinken erhielten, worüber natürlich Buch geführt wurde. Nur im kleinen Kreis jener Männer um den Kurfürsten flossen Bier und Wein in Strömen... Die Kurfürstin bemühte sich immer wieder vergeblich, solche Saufgelage zu verhindern. Doch litt der für August überaus große persönliche Arbeitseifer nicht.“

Ortsfremde Besucher Dresdens mussten August auf Zetteln gemeldet werden und zur Wahrung der nächtlichen Ruhe stellte er einen Nachtrichter und sechs Nachtwächter ein, die „ungebührliches Geschrei und Muisiciren auf den Straßen“ verhindern sollten.<sup>500</sup>

Bei Volks- und Schützenfesten soll er manchen Krug geleert haben. 1546 erläßt er eine Tranksteuer auf Bier.

Mit Einführung der Reformation in Sachsen um 1550 bemächtigt sich August auch der katholischen Stiftsgebiete und veranlasst umfangreiche Visitationen. In einer Instruktion für das Amt Stolpen und die Stadt Bischofswerda 1558 wird verlangt: „Es soll auch den Pastores und Diaconis untersagt werden, sich des Bier- und Weinschänkens, desgleichen anderer Handlungen, und darüber auch der Kretzscham, Wirthshäuser und Saufens zu enthalten.“ Verboten wurde auch das öffentliche Schänken, Tanzen, Spaziergehen und Stehen auf dem Kirchhofe, Kramhandel unter der Predigt vor- und nachmittags.

1561 richtet er im Rathaus zu Leipzig eine Fürstenhochzeit. Bräutigam ist Wilhelm der Schweigsame von Oranien, Graf von Flandern, Nassau und Katzenellenbogen – Goethe hat ihn im „Egmont“ verewigt – und das Volk nennt den Oranier Willi, den Maulfaulen. Braut ist die halbnärrische Tochter des bereits verstorbenen Kurfürsten Moritz, Prinzessin Anna, der man Mannstollheit nachsagte. Die Hochzeitsfeiern dauerten eine Woche und laut Niederschriften eines meißnischen Küchenmeisters sind in dieser Zeit außer Fischen, Rot- und Schwarzwild 300 Ochsen, 1200 Kälber und 3000 Schafe

---

<sup>499</sup> Karl Czok, Kurfürst August von Sachsen: Landesherr und frühkapitalistischer Unternehmer, Sächsische Heimatblätter 1987, Heft 1

<sup>500</sup> Katrin Nitzschke, Dem „Sächsischen Justinian“, Union vom 8./9.2.1986

gegessen worden. Getrunken wurden 3600 Eimer Wein und 1600 Faß Bier, 200 Fässer davon sollen aus Mittweida gestammt haben...

Nach Julius Traugott Jacob von Könneritz wurden bei dieser Hochzeit täglich 7000 Personen versorgt. Zum Löschen des Durstes schrotete man an: 680 Eimer Rheinwein, 800 Eimer Rothwein, 2160 Eimer Tischwein sowie 240 Faß torgauisch Hofbier, 240 Faß freiberger Hofbier und 640 Faß Speisebier. Da damals auch das Rochlitzer Bier in Leipzig in gutem Rufe stand, fehlte es auch bei dieser Hochzeit nicht. Zum Beilager schaffte man nicht weniger als 200 Faß davon von Rochlitz nach Leipzig.<sup>501</sup>

Leider verlief die Ehe unglücklich. Wilhelm von Oranien war eine zu kalte, Anna eine zu stürmische Natur und als sie sich zur „wandelnden Bierkanne“ entwickelte, im Rausch ganze Tafelservices zertrümmerte, und mit dem Vater des großen Malers Peter Paul Rubens, ihrem Advokaten, auch noch unerlaubte Zärtlichkeiten begann, schickte sie der Gatte, der inzwischen die Mitgift von 100.000 Talern verbraten hatte, heim nach Dresden, wo sie im 34. Lebensjahre als Geistesverwirrte in einer Haftstube starb.

Das Volk nannte Vater August, zeitweilig unwirsch, bärbeißig und in einem hohen, kesselartigen Hut einherbspazierend, auch den Glücklichen. Als seine Frau, in Sachsen Mutter Anna genannt, an der er beiläufig sehr hing und die ihm fünfzehn Kinder schenkte und manche Entscheidung abnahm, starb, heiratete er, nun schon in hohem Alter, ein blutjunges Prinzeßchen aus Anhalt. Das hat er wohl nicht mehr verkraftet, nach kurzer Zeit traf ihn der Schlag, wohl beim Mittagessen auf Moritzburg. Andere haben es deutlicher ausgedrückt: „Er starb für zu vieler Lust!“

Klaus Hoffmann-Reicker weist in einem Zeitungsartikel<sup>502</sup> darauf hin, dass zur Lutherzeit das Trinken eine derartige Unsitte wurde, dass Kaiser Karl V. glaubte, sie durch einen Reichstagsabschied „Wider das unmäßige Saufen der Deutschen“ abstellen zu können. „In Dresden hat sich auch zwei Jahre danach noch keiner daran gehalten. Kurfürst August I. ging seinem Volke im Trinken voran. Kurfürstin Anna braute bekanntlich Arzneien. Was man aber dabei verschweigt, ist, dass diese Arzneien nichts weiter als Schnaps waren.“

Mit dieser stark vereinfachenden, um nicht zu sagen, verzerrenden Formulierung wird man aber mindestens der Kurfürstin nicht gerecht. Die teilte nämlich die naturwissenschaftlichen Interessen ihres Mannes, leitete das Mustergut Ostra, legte einen Kräutergarten an, schrieb ein „Erzneibüchlein“ und stiftete 1581 in Dresden die Hofapotheke. Schließlich sind alkoholische Kräuterauszüge noch heute wirksame Bestandteile von Arzneimitteln, und die sich mit ihrer Herstellung befassen noch lange keine Alkoholiker!

---

<sup>501</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen, 9. Band, Zwickau, 1822

<sup>502</sup> Hoffmann-Reicker, War am sächsischen Hof „stetig Vollsein eine alte eingewurzelte Übung“?,

Ein sehr bezeichnendes Beispiel für unstatthafte Übertreibung und leichtsinnigen Umgang mit Zahlen findet sich in<sup>503</sup>. Dort wird dem unbefangenen Leser suggeriert, dass in der Zeit der Renaissance in Sachsen neben dem Essen das Trinken eine herausragende Rolle spielte. Die Feste hätten bei Groß und Klein nahezu ausnahmslos aus Freß- und Saufgelagen bestanden, auf denen zudem als einzige geistige Vergnügung Zoten dominierten. Es wird verschwiegen, dass in anderen Ländern ähnlich gefeiert wurde, jedoch zwischen Arm und Reich erhebliche Unterschiede in der Zahl der Feiern und in ihrem Ablauf bestanden. Für den Bierverbrauch in damaliger Zeit zieht Hoffmann ein Aktenbündel aus dem Staatsarchiv Dresden mit dem Titel: „Betreffend die Bierverhältnisse vom 07.03.1578“ heran. Danach waren wohl die Universitäten von allen Steuern und Tributen für alle Zeit befreit, und das hätte erhebliche Folgen gehabt. „Professor Selnecker etwa bestellte zwischen dem 27.1.1580 und dem 14.5.1580 sieben Faß Bier (350 Liter) für seinen Hausgebrauch. Die Leistungen der Studiosi am Bierhumpen dürften modernen Studenten doch die Schamröte ins Gesicht treiben. In 40 Tagen tranken die 750 Wittenberger Studenten ganze 278 Bierfässer aus. Ergo bibamus – also lasst uns trinken – sangen sie dazu.“

Verschwiegen wird, wie groß der Haushalt des Professors war. Die Professoren der damaligen Zeit beherbergten und verpflegten häufig einige Studenten und so kann ein Tagesverbrauch von 3,3 l nach Hoffmannscher Rechnung durchaus niedrig sein. Genau so ist es mit dem Verbrauch der Wittenberger Studenten. Der hätte nämlich nur ½ Liter pro Tag betragen und damit gab sich damals kaum jemand zufrieden. Will man die Verbräuche jedoch einigermaßen richtig stellen, muß man den Inhalt eines Fasses mit 350 – 390 Litern annehmen. Die Wittenberger Studenten hätten dann pro Tag ca. ¾ Liter getrunken, für eine Zeit mit vielen Festen wahrscheinlich eine sogar realistische Menge.

In<sup>504</sup> wird einem der wenigen Historiker, der überhaupt die Rolle des Bieres im Bauernkrieg untersuchte, ein quellenkritisch absolut unzulässiges Vorgehen vorgeworfen, weil er den Inhalt eines Bierfasses des 16. Jahrhunderts mit dem eines modernen Fasses des 20. Jahrhunderts gleichsetzte und mit 60 Liter annahm. Damals hätten aber die durch die Bauern erbeuteten Fässer Inhalte von 422 Liter bei Duderstädter, 354,992 bei Mühlhäuser und 454,027 Liter bei Nordhäuser Bier gehabt.

Dennoch kommt man im genannten Beitrag zu dem Schluß, dass „mit dem Aufstand für die Mehrzahl der Teilnehmer allerdings eine drastische Erhöhung des Alkoholkonsums“ nicht zu belegen ist, der Bauernkrieg also nicht

---

<sup>503</sup> Klaus Hoffmann, Sachsen, wie es isst und trinkt, Sächsische Zeitung vom 3./4. 11.2001

<sup>504</sup> Thomas Müller, Macht Aufruhr durstig?, Mühlhäuser Beiträge, Heft 27/2004



gleichzusetzen war mit den vielerorts „tobenden“ Bierkriegen zum Schutze etwa der Bannmeile.

Natürlich ist es schwer, von den Trinkgewohnheiten und Trinkmengen Einzelner oder exponierter Bevölkerungsgruppen, etwa der Krieger oder Matrosen, auf die der Gesamtbevölkerung zu schließen. Verfügte z.B. ein Handwerksgeselle oder Bergmann allein über seinen Lohn, dann konnte er in dem Maße Fleisch, Fisch, Wein und Bier konsumieren, wie das manche spätmittelalterliche Quellen berichten. Anders sah es aus, wenn eine vielköpfige Familie zu ernähren war. Je ärmer eine Familie war, desto höher war ihr Anteil an den Gesamtkosten, den sie für Lebensmittel aufwenden musste. Nach<sup>505</sup> Schirmer trank eine fünfköpfige Familie im Erzgebirge „im Durchschnitt jeden Tag etwas mehr als zwei Liter Dünnbier (jede Person täglich 0,41 l). Bier war ein echtes Volksgetränk und wurde der Molke oder dem Wasser generell vorgezogen. Wasser galt – in vielen Städten wegen der schlechten hygienischen Verhältnisse sogar zurecht – als giftig. Da Bier einen hohen Kohlenhydratgehalt besitzt, konnte somit auch ein Teil des Kalorienbedarfs gedeckt werden. Daher heißt es auch in einem Mandat der Herzöge von Bayern aus dem Jahr 1530, »dass Bier halp Speis sei«. Aus diesem Grund scheint es der Realität entsprochen zu haben, wenn man rund 15% aller Nahrungsmittelausgaben für Bier aufbrachte. Schließlich ist auch anzuführen, dass das Bier nicht nur getrunken wurde, sondern auch für die Zubereitung von Biersuppen und ähnlichem diente. Das Dünnbier oder Kofent wurde dem Qualitätsbier (Preis: 0,35 Groschen pro Liter) bzw. dem Wein (Preis: ein Groschen pro Liter) hauptsächlich wegen des günstigeren Preises vorgezogen. Daß in der Tat Bier in beträchtlichem Umfang konsumiert wurde, belegen auch zeitgenössische Aussagen. Bereits Martin Luther beschimpfte die Biertrinker als »betrunkene Schweine«, die das Reich Gottes nicht zu sehen bekämen...“ Die Frage, ob damals Milch, insbesondere für Kinder, eine Alternative war, beantwortet Schirmer wie folgt: „Vielfältige Nachrichten aus den wettinischen Nebenresidenzen Grimma und Colditz belegen, dass man Schülern grundsätzlich Bier zum Trunk reichte. Daß dies keine Ausnahme war, zeigt die Auswertung eines Wittenberger Küchenregisters von 1485/86, wonach nur Bier und Kofent verbraucht wurden; nirgends ist in dieser Quelle davon die Rede, dass man Milch oder Molke trank.“

Vom gleichen Verfasser stammt eine Beobachtung aus dem kursächsischen Amt Grimma<sup>506</sup>. Danach wurde Gerste fast ausschließlich für die Bierbereitung

---

<sup>505</sup> Uwe Schirmer, Ernährung im Erzgebirge im 15. und 16. Jahrhundert, in Landesgeschichte in Sachsen, Sächsische Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 1997

<sup>506</sup> Uwe Schirmer, Nahrungsmittelverbrauch und Lebensmittelkosten im ausgehenden Mittelalter, Sächsische Heimatblätter 1994, Heft 3

verwendet und selbst in Hungerjahren wurden die Bestände nicht für die Brotherstellung in Anspruch genommen. Für Tagelöhner und Fröner steuerte das Amt außer den zwei Broten (ca. 710 Gramm) täglich einen Käse und Dünnbier bei.

Schirmer kommt zu dem Schluß, dass „ungeachtet nicht weniger Unsicherheitsfaktoren ein Pro-Kopf-Verbrauch um 1500 im Leipziger Tiefland von ca. 220 kg Brot, 60 kg Fleisch, 10 kg Fisch, 10 kg Salz, 10 Liter Wein und 365 Liter Bier im Jahr zu veranschlagen ist.“

Erwähnenswert außerdem: Das Gebot der Landesordnung 1482, das „vielmale Gemein-Bier-trincken“ in Städten und Dörfern auf viermal im Jahr zu beschränken und es dabei bei einem Faß Bier (ca. 335 Liter) und 20 Personen zu belassen sowie die Angaben über Bierproduktion, z.B. Torgau um 1600 – 37000 hl, davon allein an Leipzig geliefert 4550 hl und die Erwähnung einer leistungsfähigen Brauwirtschaft auf den Dörfern, z.B. Pomßen - zwischen Leipzig und Grimma gelegen – mit ca. 150 hl/a zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Brauwesens für Torgau weist ebenfalls Jürgen Herzog hin<sup>507</sup>.

So belegt eine Analyse des Warentransportes auf der Niederen Straße an Hand des Eilenburger Geleits von und nach Torgau, dass 1524/25 innerhalb eines Jahres 702 Transporte mit 1039 Wagen und 4120 Pferden abgewickelt wurden, ca. ⅓ davon waren Ferntransporte und der Bierexport von Torgau nach Leipzig betrug 27%.

Ungefähr 280 Brauerben, auch große Erben genannt, brauten um 1600 1400 Biere zu je 8 Faß, das Faß zu 5 Eimern mit ca. 67 Liter/Eimer, im Jahr immerhin 37500 hl.

Natürlich bot auch die Landesausstellung Glaube und Macht im Jahre 2004 genügend Gelegenheit, Torgau als bierbrauende Stadt herauszustellen. Als Beleg mögen die Publikationen „Torgisch kosten an historischem Ort“ und „Mein Torgisch Bier, das lob ich mir“ dienen.<sup>508</sup>

Aus dem Jahre 1700, also zur Regierungszeit August des Starken, liegt ein Klageschreiben der Kammer- und Rentkopisten wegen zu niedrigen Auskommens vor. Danach brauchte „ein ehrlicher Hauswirth, der Weib und ein paar, theils auch wohl vier oder mehr Kinder zu versorgen hat“ für den Mittagstisch täglich drei Pfund Fleisch zu 16 Pf., für Bier 36 Thaler pro Jahr, täglich fünf Kannen zu 6 Pf. und für 1 Thaler, 6 gr. Kofent für die Magd, täglich 2 Pf.

Die Hofhaltung Vater August's war durch Sparsamkeit, peinlich genaue Buchführung und Einteilung des Verfügbaren gekennzeichnet. Für die damalige

---

<sup>507</sup> Jürgen Herzog, Die Stadt Torgau im 16. Jahrhundert, Sächsische Heimatblätter 1990, Heft 5

<sup>508</sup> Sonderveröffentlichung der Torgauer Zeitung 2004, Hg. Torgauer Verlagsgesellschaft

Zeit war sie so vorbildlich, dass sich Herzog Albrecht von Bayern 1577 eine Abschrift davon erbat. Was unter damaliger Sparsamkeit verstanden wurde, erhellt eine Instruktion des Kurfürsten von 1568.

Danach wurde zweimal am Tage Tafel gehalten, eine sog. Morgenmahlzeit um 1 Uhr nachmittags und eine Abendmahlzeit um 19 Uhr. Zu speisen waren täglich 100 Personen. Auf die kurfürstliche Tafel kamen zu jeder Mahlzeit 21 Essen, was dort nicht verspeist wurde, ging auf die Marschall- und Truchsesstafel, an der 37 Personen versorgt und für die wöchentlich drei Faß oder 15 Eimer Bier und 7½ Eimer Wein bereitgestellt wurden, „tut jede Mahlzeit 20 Stübchen Bier und 10 Stübchen Wein“ (zu je 3,25-3,75 Liter), im Durchschnitt also bei jeder Mahlzeit auf den Mann 2 Liter Bier und ein Liter Wein.

1576 erreicht die Räte aller sächsischen Städte ein eigenartiger Befehl Vater Augusts: Jeder brauberechtigte Bürger hatte „vier gute ganze Säcke“, alle anderen Bürger ein oder zwei Kornsäcke, gewaschen, dem Landesherrn zur Verfügung zu stellen.<sup>509</sup>

Man ahnte einen Zusammenhang mit der vom Kaiser dem sächsischen Kurfürst übertragenen Vollstreckung der Reichsacht am fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach. Der hatte seiner vielen Händel wegen Schutz am Gothaer Hof gesucht, wo Johann Friedrich der Mittlere den Verlust von Land und Kurwürde nach der verlorenen Schlacht bei Mühlberg immer noch nicht verwunden hatte. Grumbach unterstützte dessen Verlangen, Vater August an den Kragen zu gehen.

Doch der ging in die Offensive. Im Januar 1567 erschien er vor dem stark befestigten Gotha, das er nur durch eine List glaubte einnehmen zu können. Die hatte man von den Türken auf dem Balkan abgesehen und bestand darin, dass man die auf Tausenden Wagen angekarnten Säcke – man spricht von mehr als 19 Millionen Säcken – mit Erde, Heu, Stroh und Mist füllte und in den Gothaischen Stadtgraben schmiß und damit Wälle errichtete.

Grumbach, überzeugt, dass die stattliche Festung Gotha nicht die erste sein solle, die mit Säcken erobert wird, und der mit Gottes Gnade hoffte, die Sackkrieger mit ihren Säcken wieder heimzuschicken, erlag nach wochenlangem Beschuß dem eigenen Kriegsvolk und Bürgern von Gotha, die den Kanal voll hatten, weil sie ahnten, dass Grumbach sie nur zum Kochen eines eigenen Süsschens ausnutzte. Sie setzten Grumbach und den Kanzler Brück fest und richteten sie schließlich grausam hin. Herzog Johann Friedrich der Mittlere wurde in eine 28-jährige kaiserliche Gefangenschaft nach Wien abgeführt. „Ob nun wohl gedachter von Grumbach eine gar ernste Strafe verdient, so wollen doch seine kurfürstliche Gnaden dieselbe aus angeborener

---

<sup>509</sup> Peter Lehmann, Der Sackkrieg von Gotha, Sächsische Zeitung vom 30.9./1.10.2000

Güte also mildern, dass er nur lebendig geviertheilt werden soll“, verfügte brutal der „väterlichste“ aller Landesväter.<sup>510</sup>

Vater August zog vier thüringische Ämter ein, die albertinische Kurwürde blieb fernerhin unangetastet.

Als am 10.10.1581 der in Wurzen amtierende Bischof Johann IX. von Haugwitz sein Amt niederlegt und mit dem Bistum Meißen auch das Meißner Domkapitel erlischt, wird in 15 von 27 Artikeln festgehalten, wie der Unterhalt des scheidenden Bischofs in Zukunft zu sichern sei. Dazu gehörten: „Amt, Schloß und Städtlein Mügeln, sowie das Kloster Sornzig mit den Kirch- und anderen Lehen und dem niedern Waidwerk steuerfrei, den 3. Theil der Tranksteuer, solange diese besteht, und vom Ungelde den 13. Pfennig bis Luciä 1583, die Zinsen von 14000 Gulden bei der kurf. Kammer und von 3000 Ducaten bei der Stadt Görlitz auf Lebenszeit... ferner 150 Gulden Jagdgeld (bisher 328 Gulden) und das bisher gewährte Wildpret, 100 Klafter Brennholz aus der Mutzscher Haide, 15 Centner Karpfen aus den Teichen des Stifts und 10 Lachse, wenn solche in Wurzen gefangen werden, steuerfreie Gebräude von Bier in Wurzen mit 30 Klaftern Brauholz usw...“<sup>511</sup>. Es betraf das den Bischof, der an der Aktion Gebeineschacher des Bischofs Benno maßgeblichen Anteil hatte und deshalb von Vater August auch zu einer Geldstrafe von 6000 Talern verurteilt wurde.

Immer ging es den Meißner Bischöfen ums Geld. 1489 kommt es zu einem Vergleich zwischen dem Bischof Johann und Vertretern des Domkapitels. Der Bischof hatte nämlich der Schenke zu Jahna das Recht, Bier zu brauen abgesprochen und den ausschließlichen Ausschank von Mügeln Bier verlangt. Wenn er nun, wie sein Vorgänger, das Brauen gestatte, müsse die Schenke die Steuern von jedem Gebräude zahlen, wie es im Herzogtum üblich sei und auch von anderen bischöflichen Städten und Schenken entrichtet werde.

Das Domkapitel behauptete aber ihr Eigentum an der Schenke, die zudem steuerfrei brauen dürfe, wie auch Zeugen bestätigen könnten. Die Schiedsrichter entschieden nun, dass die Schenke samt dem vor 60 Jahren durch Hussiten zerstörten, neuerdings aber wieder errichteten Brauhause, zu den Regalien des Bischofs gehöre und dem Schenken wegen Verjährung kein Braurecht zustünde. Damit aber die Schenke nicht eingehe, dürfe der Schenkewirt 6 Gebräude zu je 14 Scheffel Gerste ab Michaelis, wenn auch die Bürger von Mügeln zu brauen beginnen, bis Ostern brauen, habe aber von jedem Gebräude 10 Groschen Steuer an den bischöflichen Hauptmann in Mügeln zu zahlen. Das gälte auch, wenn ihm der Bischof erlaube, im Winter oder Sommer mehr zu brauen. Außer dem eigenen dürfe in der Schenke aber nur Mügeln Bier ausgeschenkt werden, das

---

<sup>510</sup> Johannes Scherr, Germania, Reprint-Verlag Leipzig, Reprintauflage der Originalausgabe von ca. 1890

<sup>511</sup> Urkundenbuch des Hochstifts Meißen, Nr. 1488

eigene auch nicht in einzelnen Gefäßen, als Fässer, Tonnen oder Eimer, sondern nur in Wagenladungen (caratis) verkauft werden.<sup>512</sup>

Kurfürst August war als ernster, strenger Mann bekannt. Dennoch mangelte es ihm nicht an einer humoristischen Ader, wie ein Brief von ihm an seinen Schwager, Friedrich II. von Dänemark, geschrieben am 8. August 1559 in Brandenburg, belegt<sup>513</sup>. Darin bittet er „ueber dieß Alles freundlich und schwägerlich, E. kgl. Würde wollte uns ein frei Geleit für gute Räusche und Trinke nit allein für Ihre Person, sondern alle Die deren E.Kgl.W. ungefährlich mächtig sein, entgegenschicken...“, ansonsten drohe er, mit Bedacht vorm nächsten Wasser, dem Einschiffungsort Warnemünde, umzukehren und nach Hause zu reisen.

Deutlicher kommen die Eigenarten des Kurfürsten und seine hausbackene, derbe, von Humor nicht freie Art, seiner Umgebung, vor allem dem Adel Anstand und Moral beizubringen, in den Bildern und Sprüchen in den Räumen der Augustusburg zum Ausdruck. Sie werden vorgestellt von C. Freyer in<sup>514</sup>. Erwähnung finden sollen hier nur die Bibelzitate aus dem Buch Sirach und den Sprichwörtern in der Amtsstube und dem reichbemalten Fürstensaale, Mäßigkeit im Essen und Trinken empfehlend sowie der Wappenkranz und die ihn umgebenden Gruppenbilder mit ihren Beschriftungen, die vor allem die Gäste der Burg und die dort logierenden Edelknaben vor den Lastern der Völlerei und Trunksucht warnen wollten.

Von Meister Gödings Hand gemalt, zeigen dort z.B. als Wappen zwei Hände, ein Bierglas haltend: Jeckel Werms-Bier; ein Bierkännchen: Die von Bierhagen; ein Trinkbecher: Der von Sauffenburg; zwei lange Buckelgläser, kreuzweis übereinander gelegt: Der von Weinhausen; ein Hofmann, ein Glas auf dem Kopf, eins in der Hand: Fritz Nimmernüchtern; ein grüner Buckelbecher: Der von Durstendorff.

Noch deutlicher werden die Gruppenbilder innerhalb des Wappenkreises: „Vier Männer an einem Tisch schlagen sich paarweise mit Fäusten und Gläsern, unter dem Tische Hund und Katze, ein altes Weib kommt herzu und will mit einem Besen unter die Streitenden schlagen. – Beischrift:

Uns ist gleich alss Hund und Katzen,  
Seynd wir füll, so müssen wir kratzen.

Zwei Mönche in weissen Kutten, einer am Tische, auf seinem Rücken eine Tasche, aus der ein Braten hervorsieht, mit beiden Händen einen Schweinsbraten haltend, von dem er gierig abbeisst, der andere kauert vor einem

---

<sup>512</sup> Urkundenbuch des Hochstiftes Meißen, Nr. 1267

<sup>513</sup> Archiv für die sächsische Geschichte, 3. Bd., 1865

<sup>514</sup> Archiv für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde, 7. Band, 1886

Weinfass, hält den Mund unter den Hahn und lässt sich den Wein hinein laufen.  
– Beischrift:

Ich will erfüllen meinen Kragen  
Und hätt ich eines Wolfes Magen.

Zwei Männer sitzen vor einem Brettspiel, einer hat einen Wurf in der Hand, der andere eine Kanne auf dem Kopfe, vor sich ein grünes Buckelglas, Kelchlein und Stutzchen, oberhalb tanzen zwei Männer auf einem Tische, wozu ein geputzter Affe geigt, der bei einem auf dem Kopf stehenden, ein Glas Wein austrinkenden Manne sitzt, auf dem Ofen sitzend trinkt ein anderer ein Glas Bier leer, in der Nähe treiben sich zehn Maskierte herum. – Beischrift:

Beym Wein achten wir keines Pfaffen,  
Wir reissen Possen gleich den Affen.

Zwei Männer schlagen sich mit Degen, einer hat einen blutigen Hieb auf dem Kopfe, vor sich ein ganzes und ein zerbrochenes Glas, zwischen die Fechter fährt einer mit dem Sauspiess, der hinten noch sitzende lüftet den Degen, unter ihnen liegt ein Löwe. – Beischrift:

Je völler, je frömmer ich bin,  
Wie ein Schaf hab ich einen Sinn.

Fünf Männer an und bei einem Tische, darauf zwei Gläser und Pokalke, einer schenkt ein, der zweite jauchzt mit aufgehobenem Arme, der dritte trinkt, der vierte schläft, der fünfte übergiebt sich, dabei liegt eine Sau. – Beischrift:

Wir haben getrunken viel guten Wein,  
Drumb reissen wir Possen wie ein Schwein.

Im Inventar der Burg Schellenberg von 1528 werden übrigens auch ein Backhaus und Brauhaus genannt. Ihre Lokalisierung ist bisher nicht gelungen. Die Ruine Schellenberg wurde dann 1567 durch Hieronymus Lotter so weit abgetragen, dass sie den Neubau als Augustusburg gestattete. Dabei wurde beim Abriß des Turmes ein Stück der Giebelmauer des Brauhauses zerstört.<sup>515</sup> Vom Vorhandensein der Schellenburg, später der Augustusburg, partizipierten auch die wenigen Bürger der Stadt, die noch 1645 ganze 68 Häuser umfasste, aber seit 1456 Braugerechtigkeit besaß, seit 1615 über Marktrecht verfügte und 1703 gar das Recht auf Generalakzise erhielt.<sup>516</sup>

---

<sup>515</sup> Werner Sieber, Schloß Augustusburg, Sächsische Heimatblätter 1997, Heft 1

<sup>516</sup> Werte unserer Heimat, Band 28, Das mittlere Zschopaugebiet, Akademie-Verlag Berlin,

Das einheimische Bier muß auf dem Schloß wenig Anklang gefunden haben. Das Dorf Kirchbach musste nämlich Bier von Freiberg und Oederan für die Hofhaltung aufs Schloß bringen.<sup>517</sup>

Die damals von Ort zu Ort und von Gebräude zu Gebräude sehr großen Qualitätsunterschiede veranlaßten nach <sup>518</sup> Vater August „von Torgau nach Leipzig allerhand Geräte bringen zu lassen, daselbst das Torgauische Bier zu brauen, allein, es sei doch nur Rastrum geworden.“ Ähnliche Versuche sind auch aus anderen Städten bekannt geworden, so aus Rostock, wo man das gute Barther Bier nachahmen wollte; sie gingen immer fehl, weil nicht alle technologischen Einflussfaktoren bekannt waren und häufig selbst die bekannten nicht reproduzierbar angewendet werden konnten.

Nach Karl von Weber habe Vater August, als er 1567 einen Kreistag nach Jüterbogk ausschrieb, in wahrhaft landesväterlicher Fürsorge für seinen Rat von Beust gesorgt. Der Kurfürst hatte der Einladung ein separates Schreiben an Beust folgenden Wortlauts beigefügt. „damit auch ihr und anderer Stände abgesandte Räte und Botschafter gegen gebührliche Bezahlung etwa einen guten Trunk haben und bekommen möget, So wollet ihr, als vor Euch, dem Rath und Stadtschreiber zu Jüterbogk den ausgeschriebenen Kreistag zu erkennen geben und bei Ihnen Erinnerung thun, dass sie sich mit fremden Getränk von Wein und Bier gefasst und staffirt machen wollen.“

Die fremden Getränke hätten die Abgeordneten dann auch so gestärkt, dass der Kreistag in nur drei Tagen glücklich zu Ende ging.

Die vielen Beschwerden, die die Bürger Torgaus gegen ihren Rat wegen dessen ungebührlichen Betriebs der Ratstrinkstube führten – so habe der Rat über einer wilden Sau und der Churbiere 40 Gulden vertan, unehrliche Männer zu Trinkstubenherren gemacht, so dass jetzt Kuhhirten, Sauhirten und Zippler hier zechten - haben Kurfürst August schließlich 1579 bewogen, eine neue Trinkstubenordnung zu erlassen.

Nach ihr stehen der Trinkstube zwei Stubenherren vor, einer vom Rat, einer von der Gemeinde. Sie kaufen das Bier ein und beaufsichtigen den Aussschank. Die tägliche Zechzeit begann fünf Uhr nachmittags und endete um neun Uhr. Bei seinem Eintritt bezahlte jeder Gast einen festgesetzten, vom Rat bestätigten Preis und konnte dann soviel trinken, wie er wollte. Besucher konnten sein: das Hofgesinde außer den Stallknechten, die vom Adel, Bürgermeister, Ratsherren, Viertelsmeister, Vorsteher des gemeinen Kastens und Bürger mit Erlaubnisschein vom Bürgermeister sowie die zugereisten Fremden mit Ausnahme der Samenkrämer, Spielleute und Spitzbuben. Handwerker durften nur am Donnerstag und Sonntag kommen. Der oberste Tisch musste für die

---

1977

<sup>517</sup> Schautafel im Hasenhaus des Schlosses Augustusburg über Frondienste

<sup>518</sup> Lobspruch des Güstrower Gerstenbiers Kniesenack, von A.D., gedruckt 1706

Ritterschaft, den Adel und Rat freibleiben. Wer sich halb oder ganz vollsoff oder „sonstig mit dem trinken geitzigk oder unbegnügig“ war, der sollte erstlich sechs Groschen, das zweite Mal einen halben Taler Strafe zahlen, beim dritten Male musste er die Trinkstube ein halbes Jahr meiden.

Über Torgisch Bier, das von schwarzem Couleur, aromatischem Geruch und Geschmack war und alle prinzipalischen Glieder des menschlichen Leibes stärkte, sowie die Trinkstubenordnung berichtet unter dem Kürzel SR auch <sup>519</sup>.

Über alte Trinkstubenordnungen berichtete Hans Boesch in <sup>520</sup>. Was Torgau betrifft, mussten aber die Bürger, die zum Besuch der Bierstube eine Erlaubnis des Bürgermeisters brauchten, ehrbaren Wesens und Lebens und durch den Besuch der Ratsbierstube keine Verschlechterung ihrer Vermögensverhältnisse zu befürchten sein. Um Räusche zu verhüten, war das Zutrinken von Ganzen oder Halben verboten, auch wurde das Kritisieren des Rates oder gar das Räsonnieren über ihn angezeigt.

Für Vater August mag abschließend immerhin die Einschätzung des Hofpredigers Mirus anlässlich der sog. Leichenschau bei August's Tod gelten, dass er nämlich „ein nüchtern und mäßig Leben geführt, sich des Trunkes und Vollaufens nicht beflissen, sondern andere fürstliche Arbeit und Leibesbewegung gehabt“<sup>521</sup>, was immer man sich unter Arbeit und Leibesbewegung auch vorstelle.

#### **Christian I. (1586-1591)**

Der Sohn Vater August's überlässt die Politik weitgehend seinem fähigen Kanzler Dr. Nicolaus Crell, der für die Stärkung der absolutistischen Stellung des Kurfürsten viel tut und Sachsen auch wieder dem Calvinismus öffnet.

Wie seine Vorgänger legte er – vorstehender Kriegsgefahr halber – überall, in Kirchen, Zunfthäusern, Ratsgebäuden und Bürgerhäusern, Getreidevorräte an. Die brauberechtigten Bürger mussten pro Gebräude 2 Scheffel Korn, halb in Körnern und halb in Mehl einlegen. Das machte in Dresden bei immerhin 1211 Gebräuden 2422 Scheffel, ein gutes Viertel der insgesamt einzulagernden Menge, aus.

1588 erläßt Christian eine gründliche Weinbergordnung, 1589 eine Bergordnung. Die Bergherren, insbesondere die von Annaberg, waren unbeschreiblich reich, der Volksmund bezeichnete schließlich jeden wohlhabenden, behäbigen Mann als Annaberger. Manche Bergherren nutzen ihren Reichtum auch für wohltätige Zwecke, andere verleitete aber ihr vieles Geld zu Üppigkeit und Verschwendung. Zu letzteren zählte der Bergherr Kaspar

---

<sup>519</sup> Tourismusmagazin Glaube und Macht 2004, Hg. Verlagsgesellschaft Meißen mbH

<sup>520</sup> Die Gartenlaube 1901, Nr. 15

<sup>521</sup> Neue Sächsische Kirchengalerie, Die Ephorie Dresden I., Leipzig, Verlag von Arwed Strauch, 1906



Kirschner, der Gastmähler gab, bei denen so viel gegessen und getrunken wurde, dass man die Gäste auf Schlitten heimfahren musste, der, um Appetit zu bekommen, seine Füße in Malvasier badete und sie mit Semmeln trocknen ließ. Die arbeitenden Bergleute und einfachen Bürger konnten es ihm nicht nachtun, aber nach Reichtum sehnten sie sich alle und sangen:

„Der Bergleute Weise gefällt mir so wohl,  
Sie trinken sich alle Sonntage voll  
In Städten und Dörfern.  
Sie trinken das Bier und den kühlen Wein,  
Sie tun miteinander brav lustig sein.“

Christian, ein typischer Vertreter des „Saufsäkulums“ stirbt an Trunksucht, gerade als in Torgau die protestantische Union erreicht war und sächsische Truppen Heinrich IV. von Frankreich und den Hugenotten zu Hilfe eilen wollten. Höflich ausgedrückt, war er nach der leidigen Sitte seiner Zeit ein großer Freund des Bechers und der Tafelfreuden, Genüssen, denen seine schwächliche Gesundheit keineswegs gewachsen war.

Er malte gern - einige seiner Bilder sollen sich lange auf Schloß Colditz erhalten haben – und war ein Liebhaber guter Pferde. Ihm verdankt Dresden den Marstall (Johanneum) und die Rennbahn (Stallhof).

Als er bei einer Hoftafel seinen Kammerherrn Prof. Dr. Taubmann fragte, was denn seine Studenten zu Wittenberg und Leipzig täten, sei dieser aufgestanden, mit gezogenem Degen im Schlosshof umher stolziert, dort in die Steine gehauen, einige ausgegraben und sie dem Kurfürsten in die Fenster geworfen, dabei schreiend: „Herunter du Penal, du Spulwurm!“ Der Kurfürst ließ dem Gelehrten daraufhin schnell sagen, dass er aufhören möge, er habe Bescheids genug. Taubmann, auch Professor der Dichtkunst in Wittenberg, war einer der witzigsten und zugleich geistreichsten Köpfe seiner Zeit. Einmal nach dem Grund seiner ständigen Heiterkeit gefragt, antwortete er: „Ich habe genug, denn ich habe soviel als ich brauche. Giebt mir Gott gleich keinen Frankenwein, so giebt er einen Gorenberger; giebt er aber auch diesen nicht, so giebt er Kukuk [das gewöhnliche Wittenberger Bier], und ist auch das nicht da, nun Gott lob, so ist noch Wasser in der Elbe, das ist der Trank, der nie ausbleibt. Dieses Fischbier ist mein tägliches Tischbier!“<sup>522</sup> – Worte, die die Bescheidenheit mancher hochgestellten Persönlichkeit wie auch die Güte des Elbwassers in der damaligen Zeit belegen.

Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg weilte in seiner Jugend lange am Dresdener Hof. In <sup>523</sup> werden Beispiele angeführt, wie er mit Beharrlichkeit und Klugheit sich den dortigen Trinkgelagen entzog. Vorm Trunk hatte er schon

---

<sup>522</sup> Dresdner Nachrichten Nr. 83 vom 24.3.1857

<sup>523</sup> Archiv für die Sächsische Geschichte, 12. Bd., 1874

unter Kurfürst August Abscheu, aber unter Christian, der „ein statlich ingenium gewest, aber gantz nicht excoliret. In summa das sauffen sei erschrecklich gewesen, hernach in voller weise gerennet mit pferden die berge herunter“, war es schlimmer. Wenn er, Christian von Anhalt, in Sachsen geblieben wäre, wäre er zum armen Menschen geworden oder hätte sich tot gesoffen. Deshalb habe er immer Gelegenheit gesucht, auzureißen.

Er habe auch „etliche exempla tragica von vollsauffern: ein graf von Newgarten, der mit imperatore Maximiliano zu Dresden gewest, sich tot gesoffen an der tafel. Auch ein Gernhausen, ein Märker.“

Die Adelsopposition gegen die absolutistischen Bestrebungen des Kurfürsten hat aber seinen Kanzler Krell für den frühen Tod des Kurfürsten verantwortlich gemacht. Krell habe den Kurfürsten zu Änderung des Regiments und Religion, auch zur Hilfe nach Frankreich geraten, dadurch der Kurfürst in schwere Sorge, Mühe und Bekümmernis gediehen und sich oft über solche Sachen, die ihm gemeiniglich vor oder über der Mahlzeit und besonders zur Unzeit vorgebracht, erzürnet, in Grimm und Zorn darauf gegessen und getrunken, ja wider den Kaiser verhetzt und der Kurfürst dadurch in solche Betrübniß und Schwermut gekommen, dass er daran gestorben.

#### **Christian II. (1591-1611)**

Er ist der albertinische Wettiner, der sich überhaupt nicht für das Regentenamt eignete. In seinen gewaltigen Gliedmaßen habe ein matter Geist gewohnt, der seine eigene Untüchtigkeit zum Regieren fühlte und offenerherzig bekannte, dass er seine Jugend zu wenig zum Lernen angewendet habe, weswegen er mit fremden Augen sehen, mit fremden Ohren hören, mit fremden Mund reden müsse. Wegen seiner Gutmütigkeit wurde er „das fromme Herz“ genannt, aber selbst das wenige an geistiger Kraft, das er besaß, vernebelte er noch durch das Laster des Trinkens, dem er in einem selbst für diese Zeit ungewohnten Maße ergeben war. Als er am 23. Juni 1611 nach einem Ringrennen, das ihn sehr erhitzte, einen Becher kalten Bieres trank, erlitt er anschließend bei der Mahlzeit des Hofmarschall von Berbisdorf einen Schlaganfall, dem er drei Stunden später im Schloß erlag.<sup>524</sup> Immerhin erstaunlich die mutigen Worte des Freiburger Superintendenten Dr. Garth bei der Beisetzung des Kurfürsten: „Denn da hat er müssen ihr toller voller Nabal, ihr Sauffbruder und Truckenbold seyn, und weiß nicht wie mehr sich von ihm schelten und ausrichten lassen.“

Bei Klaus Hoffmann heißt der Superintendent Dr. Gartz, der 1611 im Dom zu Freiberg auf Christian II. die Leichenpredigt gehalten habe. Darin: „Sonderlich haben seine Kurfürstliche Gnaden – wie männiglich bekannt ist und keineswegs zu leugnen – große Zuneigung zum Trunke etlicher Maßen gehabt. Er hat stets der Papisten, Jesuiten, Calvinisten und Zwinglianern toller, voller Randalierer und Trunkenbold sein müssen.“ Er hinterließ keine Lücke in der Regierung des

---

<sup>524</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 223 vom 11.8.1862

Kurfürstentums Sachsen. Weder Mitlebende noch Nachfahren haben irgendeine wertvolle Eigenschaft an diesem bestenfalls der Jagd und den Festen, meist dem Wohlleben und Trunke, nicht aber den Aufgaben seines, in jenen kritischen Jahren nicht ganz leichten, Berufs ergebenen Schwächling gefunden. (Kretzschmar)

Der Sohn Christian I. regiert zunächst unter der Vormundschaft des Ernestiners Friedrich Wilhelm, einem Enkel Kurfürst Johann Friedrich des Großmütigen. So kann sich wieder das orthodoxe Luthertum in Sachsen durchsetzen. Der Kanzler Crell fällt einem Justizmord zum Opfer. Das lutherische Kursachsen beginnt seinen Konfrontationskurs gegen das kalvinistische Brandenburg.

Christian II. ähnelte sehr seinem Vater. Er ist der stolzeste Vertreter des „Saufsäkulums“ und zugleich sein Höhepunkt. Er ist ein reichsbekannter Trunkenbold, sie nennen ihn „Saufchristel“ und er vertrinkt und verschenkt, was ihm sein Großvater Kurfürst August vererbt hatte.

Graf Rochus von Lynar, kurbrandenburgischer Festungsbaumeister, meldet seinem Herrn 1590 aus Dresden, dass dort am Hofe ständiges Vollsein eine alt eingewurzelte Übung und Gewohnheit sei.

1610 besucht Christian II. den schon durch seinen Bruder Matthias fast entmachteten Kaiser Rudolf II. in Prag, um sächsische Ansprüche auf die Jülich-Cleve-Bergischen Lande durchzusetzen.

Paul Rachel <sup>525</sup> spricht von einer „sehr inhaltslosen Zeremonie, die unter großem Gepränge und den in jener Zeit üblichen Trinkgelagen stattfand, bei denen nach zeitgenössischen Berichten sich der kraftvolle, dem Lebensgenusse sehr ergebene »sächsische Herkules« besonders hervortat.“

Wie sich Christian beim Kaiser artig bedankte, weiter unten bei Scherr.

Ein Florentiner Diplomat sah ihn 1609 auf einem Landtag in Torgau so: „an Gesicht in Folge der Trunksucht kaum einem Menschen ähnlich, sprach nur in Winken und mit den Fingern auch unter seiner vertrautesten Umgebung nur unflätige Dinge. Sieben Stunden lang wurde aus ungeheuren Humpen um die Wette getrunken. Der Kurfürst trug sichtbarlich den Sieg davon.“

Zuweilen aber hatte auch er, der dem Becher mehr als nötig ergeben war, Gäste, die, selbst in dieser an reichliches Trinken gewöhnten Zeit, durch ihren befremdlichen Durst auffielen und der Hofkasse zu Bedenken Anlaß gaben. Das war z.B. 1606 der Fall, als die Herzöge Ulrich und Albrecht mit der Herzogin Elisabeth von Holstein und Wolf von Schönburg Gäste in Dresden waren. Da wurden an einem Tage 5 Eimer und 15 Stübchen Wein sowie 15 Eimer und 2 Maß Bier, Freiberber, Zerbster und Dresdener, getrunken.

Dabei kamen auch die Damen nicht zu kurz. Eine Stelle aus einem Briefe des Wild- und Rheingrafen Philipp Otto zu Salm an den Kurfürsten aus dem Jahre

---

<sup>525</sup> Paul Rachel, Fürstenbesuche in Dresden, Dresdner Geschichtsblätter 1909, Nr. 2

1611 lautet nämlich: „Weil das kurfürstliche Frauenzimmer stets bei der Tafel sitzt, so ist billig, dass sie sowohl an den Räußchen participiren als die andern, denn die Herzogin von Braunschweig, wenn sie voll ist, über die maaßen närrisch und lustig ist.“

Im kurfürstlichen Schloß Gommern bei Magdeburg habe 1605 die 1. Deutsche Meisterschaft im Mannschaftskampfrinken stattgefunden: der braunschweigische Herzog traf mit seinen Rittern auf Christian II. von Sachsen und dessen Trunkenbolde. „Anno 1605, den 5.9., haben allhier zu Gommern die Meißner den Braunschweigischen entlaufen müssen. Keiner von ihnen konnte mehr Bescheid tun. Das bezeuge ich, Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg.“

Wenn er nüchtern war, sammelte er Gebete, die 1635 in Leipzig veröffentlicht, aber nicht mehr auffindbar sind. Als Kurfürst bevorzugte er Einbecker Bier. Als er darin plötzlich einen „bösen Geschmack“ feststellte, befahl er am 6.10.1600 „etwas anderes, s guett zu unseren Mundttrank“ zu besorgen.

Tatsächlich endet mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges der Bierexport der Stadt Einbeck. Die Kämmerei-Rechnungen der Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen weisen jedenfalls seit 1620 keine Ausgaben mehr für Einbecker Bier aus.<sup>526</sup>

Der zweite Christian galt als „erschrocklicher“ Zecher, in dessen Hoftrinkordnung zu lesen ist:

„So hatten es auch die Alten im Brauch,  
wenn sie vor Jahren fein lustig waren.  
Sie schenkten voll ein und trunken so rein,  
dass man das Glas von oben  
konnt auf den Nagel proben.  
Das war zu loben.“

Gleich Johann Georg I. war er ein ausdauernder Trinker. Als 1609 Daniel Eremitia mit einer toskanischen Gesandtschaft am Dresdener Hof weilte, - der galt damals unter den deutschen Höfen als der verrufenste, - schreibt er: „Die sieben Stunden, die man daran saß, ward nichts getan, als mit mächtigen Trinkgefäßen um die Wette gesoffen, wobei unstreitig der Fürst selbst den Preis davon getragen.“

Und bei Johannes Scherr lesen wir: „Der Kurfürst Christian II. von Sachsen, der 1611 infolge eines Rausches starb, war durch Wollust und Trinken zum Krüppel geworden. Dieser Fürst hat einmal bei einem Besuche bei Kaiser

---

<sup>526</sup> Wilhelm Feise, Das Einbecker Bier in Göttingen und einigen thüringischen Städten, Göttinger Blätter für Geschichte und Heimatkunde, Jg. 1916

Rudolf II. in Prag seinen Wirte zum Abschied mit den Worten gedankt: »Ihre kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also dass ich keine Stunde nüchtern gewesen.«<sup>527</sup>

Sein Bruder, Herzog August zu Sachsen, bezog bereits mit 12 Jahren die Wittenberger Universität. Von dort schreibt er 1601 seinem Bruder: „dass durch Göttliche Beschirmung ich nicht allein zu Torgau, sondern auch allhier am Dienstag glücklich angelangt bin, darauf auch am Donnerstag ich dem Herrn Rectori und ganzer Universität durch den Herrn Dr. Polycarpum präsentirt worden. Nach solchem hat mir der Herr Rector ein Legel Malvasier, ein Legel Alicantenwein und zwei Eimer rheinischen Wein, ein Faß Zerbster Bier und allerlei Confect verehrt, davon etwas bei dem gehaltenen Convivio aufgegangen. Mit der Deposition bin ich auf bescheidene Vorbitte verschont worden..... Der Allmächtige verleihe zu meinem Studieren Segen, Glück und alle Wohlfahrt.“<sup>527</sup>

Wir ahnen etwas von der Gefährlichkeit des Reisens damals und welche Unterschiede man schon bei der Immatrikulation der Studenten machte. So wird ihm der Allmächtige Glück, Segen und Wohlfahrt während des Studiums sicher nicht verweigert haben!

1601 veranlaßt Christian II. ein Land- und Trinksteuer- Ausschreiben.

An Christian II. erinnerte lange Zeit der am Sonntag nach Allerheiligen in Delitzsch abgehaltene Markt, der sich durch den sog. Adelstanz auszeichnete und für den der Kurfürst 1604 eine Vorschrift erließ, die alles Schreien, Zanken, Raufen, besonders aber das Abreißen der Hauben verbot.

Als er sich 1603 über die Ergebnisse der Kirchenvisitation im Raum Radeberg berichten ließ, legte er für die Gemeinde Fischbach fest, dass jegliche Arbeiten vor der Predigt zu unterlassen, „Sonntagsentheiliger“ als „Verbrecher“ entsprechend der Gemeindeartikel zu bestrafen seien, der Küster, zugleich Schulmeister, aber zu ermahnen sei, „daß er sich seines Dienstes vleißigk auffwarten soll und sich des Saufens enthalten müsse“<sup>528</sup>.

Die Witwe Christian II., Kurfürstin Hedwig, auf der Lichtenburg in Prettin lebend, hatte von den Saufereien ihres Mannes die Nase so voll, daß sie in ihrem kleinen Reich, das sie wie ein Fürstentum verwaltete, gegen Trunkenbolde und Spieler hart durchgriff.

Daß man auch den Hof, selbst den Fürsten, nicht schonte, beweist eine Grabrede, die der Hofprediger Polycarp Leyser (1594-1610) anlässlich des Todes eines jungen Prinzen hielt. Mit Blick auf die Trunksucht Christian II. hieß es darin. „Wir haben durch Gottes Gnade einen regierenden Kurfürsten, einen wohlfrommen Herrn, von welchem ich in Wahrheit sagen mag, dass wir keinen

---

<sup>527</sup> Archiv für die sächsische Geschichte, 5. Bd., 1867

<sup>528</sup> Hans-Werner Gebauer, Sächsische Zeitung vom 20.10.03

bessern zu wünschen hätten, wenn er ohne ein Gebrechen wäre, von dem wir leider fast alle wissen. Wir wollen aber hoffen, dass Se. kurfürstliche Gnaden dasselbe noch wird ablegen.“

Selbst Gustav Adolph Ackermann, Appellationsrat zu Dresden, der sein Werk „Systematische Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen bestehenden frommen und milden Stiftungen, wohlthätigen Anstalten und gemeinnützigen Vereine“ König Friedrich August und dessen Frau Maria widmete, konnte die Schwächen des zweiten Christian nicht vertuschen. Er schreibt: „Den Freuden der Tafel, der Jagd, festlichen Zerstreuungen und überhaupt der Geschäftslosigkeit sehr ergeben, war er, bei sonst guten Eigenschaften des Kopfes und Herzens, weshalb ihn auch seine Zeitgenossen „das fromme Herz“ nannten, auch ziemlich, mindestens sehr oft, geschäftsuntüchtig...“<sup>529</sup>

#### **Johann Georg I. (1611-1656)**

In seine Regierungszeit fällt der Dreißigjährige Krieg, der auch Sachsen viel Not und Elend und den Kurfürsten, zugleich Reichsvikar und Generalissimus in den Ruf bringt, 1620 die Protestanten, 1631 den Kaiser und 1635 die Schweden verraten zu haben. Dabei waren seine Ziele durchaus ehrenwerte: Frieden, blühender Handel und deutsche Geschlossenheit.

Der Reichsvikar und Generalissimus wird als blond, breitschultrig, mit rötlich offenem Gesicht beschrieben, in seinen Ansichten konservativ und patriotisch. Er trug nach Landesart einen Bart und kurze Haare, seine Kleidung war gediegen und einfach, zeugte von gutem Geschmack. Er lebte ein makellooses Leben in einer bedrückend hausbackenen Atmosphäre, war ein guter Christ und Hausvater. Dreimal wöchentlich erschien er mit seinem gesamten Hofstaat zur Predigt und zum Abendmahl nach lutherischem Brauch. Seine Tafel war stets reichlich mit einheimischem Wild, Obst und Bier besetzt. Obwohl von Jagdleidenschaft besessen, mangelte es ihm nicht an Kultur, er hatte Verständnis für Schmuck und Goldschmiedearbeiten, besonders aber für Musik. Bekannt ist die Förderung, die er Heinrich Schütz angedeihen ließ, weniger bekannt ein Musikfest, dass er 1615 in Dresden aufführen ließ und das seinesgleichen in der Geschichte der Musik bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts wohl nicht hatte. Schlegel beschreibt es in „Bunte Bilder aus dem Sachsenlande“, auch in <sup>530</sup> wird daraus zitiert:

„Das Konzert stellte eigentlich ein Oratorium vor, in dem die Geschichte des Holofernes abgehandelt wurde. Den Text hatte ein gewisser Mathesius Pflaumenkern verfertigt, die Musik aber war von dem Hofkantor Hilarius

---

<sup>529</sup> Gustav Adolph Ackermann, Systematische Zusammenstellung der ...Stiftungen,...Anstalten und ...Vereine, Leipzig, Druck und Verlag von B.G.Teubner, 1845

<sup>530</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 60 vom 1.3.1859

Grundmaus.. Nachdem letzterer seinem Herrn, dem Kurfürsten, seinen Plan zu dieser großen Musikaufführung vorgelegt hatte, erhielt er nicht nur die gnädige Erlaubnis dazu, sondern auch ein Geschenk von »fünf Fäßlein Bier« aus der Hofkellerei, mit dem Bedeuten, dass er etwas Außerordentliches aufführen solle, der Kurfürst wolle alle Kosten tragen. Diesem Befehle gemäß wurden alle Musiker in Deutschland, Frankreich, Polen und Italien eingeladen, sich mit ihren Gesellen bei dem großen Musikfeste in Dresden zu beteiligen.

Am Tage Christi, den 9. Juli 1615, fanden sich denn auch 576 Instrumentisten und, ohne die anwesenden Chorschüler, 915 Sänger an dem Orte ihrer Bestimmung ein. Die ersteren brachten nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch viele seltsame, noch nie gesehene Instrumente mit. Insonderheit führte ein gewisser Rapotsky aus Krakau in Polen eine »gräuliche« Bassgeige mit sich, die auf einen Wagen gepackt war, den acht Maulesel zogen, und welche sieben Ellen hoch war. An derselben war künstlich ein Leiterchen angebracht, auf welchem Rapotsky nach Gelegenheit der hohen und niedern Töne, um selbige dem Ungeheuer abzugewinnen, mit dem Bogen auf- und niedersprang. Die Rolle des Holfernes hatte ein Studiosus, Namens Rümpler, aus Wittenberg übernommen. Dieser hatte die Begünstigung erhalten, seine ungeheure Bassstimme durch beliebiges Biertrinken im Gasthofe, ohne Bezahlung zu leisten, noch mehr zu stärken...

Aus Besorgnis, dass die ungeheuer starke Bassgeige des Rapotzki doch vielleicht gegen die Menge der anderen Instrumente nicht durchdringend genug sein möchte, ließ der Kantor Grundmaus um die auf dem Hügel stehende Windmühle von einem Flügel zum anderen ein starkes Schiffstau spannen, das gleichsam den Konrabaß abgeben sollte und mit einer Schrotsäge gerissen wurde. An der Seite des Halbkreises stand eine große Orgel, welche der Pater Serapion mit den Fäusten schlug. Anstatt der Pauken waren kupferne Braubottiche zu den Chören des Stückes zurecht gemacht, und weil diese dem Kantor Grundmaus noch zu schwach zu sein schienen, so befahl der Kurfürst, zur Verstärkung des Paukenschalles etliche Kartaunen herbeizuschaffen, die gehörig gestimmt und bei der Aufführung selbst vom Oberhofkanonier gelöst wurden.“

Die Aufführung dieser Musik soll über alle Maßen wohl gelungen sein. Noch besonders erwähnenswert: die berühmte Sängerin Donna Bigazzi aus Mailand schlug mit solcher Stärke und Anstrengung einen Triller, dass sie den dritten Tag darauf starb; der berühmte Violinspieler Giovanni Scioppio aus Cremona trug einige schwere Stücke in größter Vollkommenheit vor, indem er die Violine hinter sich auf dem Rücken spielte; der Student Rümpler sang unter Begleitung der großen Krakauer sieben Ellen hohen Bassgeige eine Bassarie mit solcher Stärke, dass alles erzitterte und bei der abschließenden Doppelfuge gerieten die singenden Chöre in vollem Ernste gegeneinander in Tätlichkeiten und bewarfen sich mit unreifem Obst und Erdklößen. Der Kurfürst soll darüber so gelacht haben, dass er „sich das Bäuchlein halten musste“.

Er war es auch, der dem Vater Johann Sebastian Bach, Johann Ambrosius, als herzoglichem Hofmusikus in Eisenach einen „stillen und jedermann genehmen christlichen Wandel“ bestätigte, als dieser um das Privileg des steuerfreien Brauens für seinen Hausbedarf ersuchte.

Wedgwood in ihrer Monographie über den Dreißigjährigen Krieg bemerkt, dass nachdem Johann Georg im Rausch geäußert habe, er habe das gefährliche Bündnis mit Gustav Adolf satt, dieser nach Sachsen vorgerückt sei, wo, wie die Kaiserlichen sagten, die Dörfer zum Himmel empor loderten, Fackeln zur Erhellung der Trinkgelage des Kurfürsten. Johann Georg sei trotz seiner Kulturbedürfnisse der guten alten deutschen Sitte des Zechens in einem Maße treugeblieben, das Männer von französischer oder spanischer Geisteshaltung und Lebensart wie Friedrich von der Pfalz und Ferdinand von Steiermark abstieß. Von Johann Georg, der ausländische Leckerbissen verschmähte, war bekannt, dass er durch sieben Stunden ohne Unterbrechung an der Tafel sitzen und heimische Gerichte in sich hineinstopfen und sie mit sächsischem Bier hinunterspülen konnte, wobei der witzige Anlauf, den er zu einer Konversation nahm, darin bestand, dass er seinen Hofzwerg ohrfeigte oder dass er die Neige aus seinem Krug einem Diener über den Kopf goß, womit er kundtat, dass er ihn frisch gefüllt haben wollte. Er war kein chronischer Säufer; in nüchternem Zustand war er völlig klaren Geistes, und er trank mehr aus Gewohnheit und Geselligkeit als aus Schwäche; aber er trank zu viel und zu häufig. Später wurde es Mode, ihm immer, wenn er eine sinnlose Entscheidung getroffen hatte, nachzusagen, er sei nicht nüchtern gewesen. In den Berichten, wenigstens eines Gesandten, sind Bemerkungen zu finden wie: „Der Wein brachte ihn in Hitze“ und „er erschien mir betrunken“. Das habe den diplomatischen Verkehr mit ihm sehr gestört. „Die Lage aber änderte es nicht, denn, ob betrunken oder nüchtern, Johann Georg war und blieb ein Rätsel.“

Georg Piltz<sup>531</sup> charakterisiert ihn als einen schwachen Herrn, der stets mit dem Stärkeren zu marschieren versuchte und dabei oft auf den Falschen setzte. „Gustav Adolf und seine Schweden nahmen ihn nicht ernst: Weil er 1631 Hals über Kopf aus der Schlacht von Breitenfeld floh und erst haltmachte, als ihn der Durst dazu zwang, hängten ihn die schwedischen Soldaten den Spitznamen »Bier-Göran« an.

Bei Felix Berner<sup>532</sup> erfahren wir, dass Johann Georg, „der Jagdlust und dem Trunke frönend“ strenge Treue zur reinen Lehre Luthers übte, „und noch in der Trunkenheit sang »Bierjörge« Choräle.“

Golo Mann<sup>533</sup> charakterisiert den Kurfürsten, der von den böhmischen Ständen als böhmischer König in Vorschlag kam, dies aber ablehnte, so: „Denn er war auf die Erhaltung der guten, alten Reichsordnung bedacht, ein Konservativer aus

---

<sup>531</sup> Georg Piltz, August der Starke, Verlag Neues Leben, Berlin 1986

<sup>532</sup> Felix Berner, Gustav Adolf, Heyne Biographien, Nr. 12/132

<sup>533</sup> Golo Mann, Wallenstein, Verlag der Nation Berlin, 1989



dem Grunde; darin, ob vom Bier betäubt oder vergleichsweise klaren Kopfes, änderte er seine Gesinnung keinen Augenblick. Bieder, roh und simpel, ein deutscher Patriot auf seine Art.“ Und an anderer Stelle spricht Golo Mann von dem, der mit viel Bier im Hirn „Meinen Jesum laß ich nicht lallte“, den der sächsische Oberst Anton von Schlieff, als er nach Dresden zurückkehrte, zunächst betrunken und unfähig fand, ihn anzuhören, den Wallenstein als Vieh bezeichnete und für den Frankreich Diplomaten nach Deutschland sandte, die sich nicht nur mit den verwickelten deutschen Verhältnissen gut auskannten, vor allem aber so trinkfest waren, um selbst dem sächsischen Kurfürsten das Glas halten zu können. Dessen trunksüchtigen Lebenswandel wollte man ausnutzen und als 1631 in Leipzig ein Konvent der Protestanten zwei Monate lang tagte, seien die Nächte in den kurfürstlichen Biersälen den Konferenzen am Tage nicht förderlich gewesen.

In den Briefschaften fremder Diplomaten wird der Kurfürst wegen seiner feuchten Leidenschaft häufig gehänselt, der Hofhistoriograph Sigmund von Birken hat aber abgewiegelt: der Herr Kurfürst pflege nach solchen Exzessen in Katerstimmung auf der Heide stets einige Bußlieder und Psalmen zu singen.

Er war schon von Jugend auf ein gewaltiger Zecher, „Sauf, Jörgel! Sauf! im Sprichwort heißen, bekannt als „Merseburger Bierkönig“ und „Biergörgel“ oder Bierjörgel. In der Serie „Sachsens heimliche Herrscher – Der Fürstinnenzug“ wird er Saujörg oder Bierjörg genannt und daran erinnert, dass ihn als einen festen Trinker seine Ärzte immer wieder ermahnten, an das Schicksal seines Bruders Christian II. zu denken, der an übermäßigem Alkoholgenuß gestorben war.<sup>534</sup> Auf seiner Prinzenreise in Mailand tat er einen lebensgefährlichen Trunk und es war kein Beichtzettel aufzutreiben. Neben Bechern und Pokalen trank man damals „Flores“, hohe schlanke Gläser, die vier bis fünf Dresdener Kannen, die Kanne zu einem knappen Liter, fassten. Seine Ehefrau, Magdalena Sibylla von Brandenburg musste bestätigen: man habe ihn oft vom Tisch wegtragen müssen. Magdalena Sibylla war es auch, die sich mehrfach gegen Hoffart, Eitelkeit und Verschwendung wandte und ihrem Mann einen Entwurf einer Kleiderordnung unterbreitete, die vom Landtag 1628 auch bestätigt wurde.

Unter dem ersten Johann Georg fanden auch die böhmischen Lutheraner, von Kaiser Ferdinand III. an der Ausübung ihres Glaubens behindert, in Sachsen eine neue Heimat. Dr. Paul Arras zitiert ein diesbezügliches Ersuchen der Exulanten vom 12.2.1654, sowie die Antwort Johann Georgs vom 23.2.1654, in der es u.a. heißt: „Um nun diesen armen bedrängten Leuten billig an die Hand zu gehen, also haben Wir gnädigst bewilligt, dass sie eine Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule daselbst aufbauen und mit Unsers Oberen Consistoriums Vorwissen und Einwilligung einen Pfarr- und Schuldiener annehmen mögen, sind auch gnädigst zufrieden, dass ihr einen jeden, der dieses Ortes an- und

---

<sup>534</sup> Sächsische Zeitung vom 6./7.8.2005

aufbauen will, gegen einen leidlichen Erbzins ein gewisses Stück und etwas Holz, dessen er zum Anbau notwendig bedarf, ohne Entgelt anweisen und das Städtlein, welches Johann Georgens Stadt hinfüro genannt werden soll, den anderen Bergstädten gleich mit aller Freiheit, Zunft und Innung, Handwerks-Gewohnheiten, Brauen, Malzen, Schlachten, Backen, Schenken und einer Brettmühle versehen möget. Wir wollen Uns auch betreffs der Biersteuer, wenn Wir den wirklichen Anbau verspüren, gebotenermaßen und auf euren vorhergehenden unterthänigsten Bericht mit seiner gnädigsten Konzession heraus wissen lassen. Davon geschieht Unsre Meinung, und Wir sind euch mit Gnaden gewogen.“

Johann Georg folgte mit dieser Privilegierung einer guten Tradition, denn ähnliche Bevorzugungen genossen einige Städte und Dörfer wegen ihres Bergbaus schon früher, so Gablenz (Gemeinderügen von 1627), Jahnsbach (um 1520), Zwönitz (Mitte des 15. Jahrhunderts) und Geyer. Letzteres bekam 1453 das Braurecht vor anderen wie Marktrecht (1456), Fleischhauen (1469), Salzhandel (1511), hohe und niedere Gerichtsbarkeit (1525).

Unter diesen „Freiheiten“ verstand man: freien Fischfang, freie Niederwildjagd, freies Backen, Befreiung vom Bierzwang und Braurecht, Salzmonopol, Vogelfang, freies Bauholz und mitunter auch Befreiung von Frondiensten, die mit Hand und Pferd ausgeführt wurden.<sup>535</sup>

Unter dem Titel „Trinkfest und auf der Jagd“ gedenkt Gregor Kunz<sup>536</sup> anlässlich einer Sonderschau „Herrschen und Genießen – 350 Jahr Lust- und Berghaus Hoflößnitz - auch der beiden Johann George, von denen der erste bei seinem Landbaumeister Ezechiel Eckardt das „Weingebürgshauss“ in Auftrag gab. Beide kämen in der Geschichtsschreibung eher schlecht weg. In der großen Politik hätte es ihnen an Weitsicht, Wagemut und Wendigkeit gefehlt, was sie an Faß und Tafel und mit der Jagd erfolgreich wettzumachen unternahmen. „Johann Georg I. war ein konservativer Patriot von mäßiger Begabung und soff wie ein Loch – sein Porträt ist da recht deutlich - , und als des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation Erzjägermeister hauste er unter den Tieren des Landes wie der Tod selbst. Von 1611 bis 1650 büßten 101603 Stück Wild des Fürsten Jagdtrieb mit dem Leben.“

Als im Frühjahr 1622 der Gipfel der Inflation in Sachsen erreicht war, - die Preise für Lebensmittel waren innerhalb eines Jahres um mehr als das Doppelte gestiegen - versuchte Bierjörge mit einer Flut von Erlassen die Preistreiberei Einhalt zu gebieten. 1623 erläßt er dieserhalb eine neue Taxordnung.

---

<sup>535</sup> Werte unserer Heimat, Band 31, Zwischen Zwickauer Mulde und Geyerschem Wald, Akademie- Verlag Berlin, 1980

<sup>536</sup> Sächsische Zeitung vom?

Jürgen Helfricht<sup>537</sup> führt dazu aus, dass infolge der gestiegenen Getreidepreise damals das Bier unerschwinglich teuer wurde. „Biergörglein“ aber habe der durch die Kipper und Wipper verursachten Münzverschlechterung ohnmächtig gegenübergestanden, seine Untertanen nur ermahnt, „bei jetzigen und gefährlichen Läufen sich der Genügsamkeit zu befleißigen, und mit dem Überfluß, da er solchen habe, der lieben Armut zu dienen“. Er selbst, den der Volksmund seiner Leibesfülle und seiner Neigung zu alkoholischen Getränken wegen spöttisch „Biergörglein“ nannte, habe aber noch und noch verschwendet. Helfricht erwähnt, dass damals der Dresdener Rat das Bierbrauen mit Elbwasser genehmigte, verschweigt aber den Grund dafür. Schwerlich werden es die Kosten gewesen sein, so dass diesem Hinweis nur zu entnehmen ist, wie gut das Wasser der Elbe zu damaliger Zeit war.

Die finanzielle Lage der Städte war zu Bierjörgels Zeiten im allgemeinen schlecht. Als der Kurfürst 1614 in Radeberg ein eigenes Brauhaus für seine Hofhaltung einrichten wollte, bat ihn der Rat der Stadt, von diesem Plane abzustehen, da seine Bürger Schaden für ihre „arme, blutsaure Nahrung“ davon nehmen würden. Man habe schon Schaden genug davon, dass Kamenz und Pulsnitz trotz heftiger Beschwerden ihr Bier nach Radeberg einführten und Radeberg mit zweifacher Tranksteuer belegt sei, es im übrigen aber anderer „Bewerbe“ (Gewerke) durchaus mangle.<sup>538</sup>

Obwohl Johann Georg I. Verschwendungssucht nachgesagt wurde, war er bemüht, trotz Kriegs- und Notzeiten volkstümliche Traditionen zu bewahren. Das betraf das Abhalten von Wochen- und Jahrmärkten, aber auch die Pflege alter Brauchtümer wie das Ausstatten von Hochzeiten Untergebener durch den Standesherrn oder Geschenke an hohe und niedere Diener zu Neujahr, an Geburtstagen oder bei Kindtaufen.

1650 richtete der Kurfürst eine solche Hochzeit dem Musiker Georg Bertholdi, bei der genau genommen alles auf Kosten des Landesvaters ging, darunter 4 Eimer Landwein und 2 Faß fremdes Bier. 1637 geschah dem Hofkanzlisten Johannes Daum ähnliches.<sup>539</sup>

Andererseits war es herkömmlicher Brauch, die Fürsten anlässlich ihrer Erb- oder anderen Huldigungen mit erheblichen Geschenken zu beglücken. Darunter waren auch immer bedeutende Mengen an Wein und Bier. So erhielt Kurfürst August von der Stadt Wittenberg ein Legel Malvasier (etwa 12-15 Kannen) und ein Faß Wittenberger Bier, Johann Georg I. 1611 3 Eimer Rheinwein und 2 Faß Zerbster Bier, Bautzen schenkte ihm 1637 2 Eimer Rheinwein, 6 Eimer Landwein, 10 Viertel Bier (groß Gebind) und 1657 lieferte

---

<sup>537</sup> Sächsische Zeitung vom 6.1.1989

<sup>538</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 52 vom 2.3.1929

<sup>539</sup> Heidrun Wozel, Festwerk und Brauchtum in Dresden im Dreißigjährigen Krieg, Landesgeschichte in Sachsen, Sächs. Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 1997

Bautzen, damals noch Budussin, an Johann Georg II. 4 Eimer Rheinwein, 1 Faß Meißner Wein und 10 Viertel Budussiner Bier, Johann Georg III. wurde von Bautzen, Freiberg und Torgau 1681 ähnlich großzügig versorgt.

Die ältere Geschichtsschreibung hat diese Gaben als einen Ausdruck der festen Bindung an den Landesherrn gewertet, der die Städte um eine Gefälligkeit anging, wie ein befreundeter Nachbar sie gern einem anderen leistet. Den Städten war aber bewusst, dass sie so oder so zur Kasse gebeten wurden und so haben sie eher freiwillig einen Vorschuß geleistet als sich zu höheren Steuern zwingen zu lassen.

1634 erneuert Johann Georg I. das Bannmeilenrecht des Leipziger Burgkellers und 1645 entscheidet er im langjährigen Braupfannenstreit der Städte Torgau und Belgern zugunsten der letzteren, allerdings salomonisch: wofern Belgern sein Eigentumsrecht nachweisen könne, solle Torgau ihnen das Kupfer unverzüglich ausliefern. Das erfolgte dann schließlich 1647.

Andererseits verschloß sich Bierjörgel aber auch nicht den im 17. Jahrhundert immer größer werdenden finanziellen Nöten der Städte. Als er 1614 in Radeberg ein eigenes Brauhaus für seine Hofhaltung einrichten wollte, bat ihn der Rat, davon abzustehen, da dadurch der Stadt Schaden für seine „arme, blutsaure Nahrung“ entstehe. Man habe schon Einbußen genug, seit Kamenz und Pulsnitz trotz heftiger Beschwerden ihr Bier in Radeberg einführten und man mit zweifacher Tranksteuer belegt sei, andere „Bewerbe“ aber durchaus mangelten.<sup>540</sup> Der Kurfürst unterließ daraufhin den Brauereibau.

Seit Kurfürst Vater August fanden alle regulären sächsischen Landtage in Torgau statt. Zum Landtag 1628 hatte Johann Georg I. neben seinem Hof, der mit dreihundert Personen angereist war, seine Vasallen und die Vertreter der Städte zu verköstigen. Dazu brauchte es an nur einem Tage 7 Eimer Wein und 38 Eimer Torgisch Bier. Ein besonderer Anlaß scheint dieser Landtag in den Augen des Kurfürsten nicht gewesen zu sein, zu besonderen Anlässen und für hohe Personen ließ er nämlich Freiburger Bier und rheinischen Wein auffahren.

Als er 1627 in Torgau die Hochzeit seiner Tochter Sophia Eleonora mit Georg II. von Hessen-Darmstadt - wie üblich eine dynastische, politische Verbindung, in diesem Falle aber auch eine Liebesheirat – vorbereitete, wurden dazu 534 Faß Bier vor allem aus sächsischen Städten bestellt, nach Ute Essegern in <sup>541</sup> allein aus Torgau 200, wohingegen man sich beim Einbecker Bier auf lediglich drei Fässer beschränkte.

Der Kurfürst ließ Torgau außergewöhnlich scharf bewachen und wies die 110 aus Dresden geordneten Soldaten an, sich „alles Vollauffen, Schreien und

---

<sup>540</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 52 vom 2.3.1929 (Aus der Heimat, Nr. 49 vom 2.3.1929)

<sup>541</sup> Ute Essegern, „Und hette sich eine freywillige ungezwungene Liebe angesponnen“, Sachsen Beiträge zur Landesgeschichte, Sächs. Landeszentrale für politische Bildung, Dresden 2002

Tumultierens“ zu enthalten. Ausdrücklich fügte er hinzu, dass er das auch auf die verstanden wissen wollte, die keine Wache“ hatten.

1652 lud Kaiser Ferdinand III. den ihm ergebenen alten Johann Georg nach Prag zur Vorbereitung eines Reichstags ein. Man wollte nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges die Verhältnisse im Reich neu ordnen. Zunächst schützte der Kurfürst Krankheit vor, in Wahrheit drückten ihn aber seine Finanzen, musste er doch neben der Begleichung erheblicher Schulden auch noch die Heirat seiner Tochter Magdalena Sybille vorbereiten. Dazu waren mehr als 52000 Thlr. nötig, nur 800 für 100 Faß Zerbster Bier, aber keiner wollte ohne Vorschuß liefern. Doch irgendwie brachten seine Finanzexperten das Geld und zusätzlich soviel auf, dass Johann Georg mit 621 Personen und 590 Pferden reisen konnte. Der bescheidenere Kurfürst von Brandenburg reiste zum Vergleich nur mit 276 Personen.

Man sagt, dass sie alle in Prag mit Besuchen und Festgelagen genügend in Anspruch genommen wurden, wobei das Trinken besonders anstrengend gewesen sein muß. Johann Georg soll sich sehr fröhlich und vertraulich erwiesen und auch ziemlich getrunken haben. Obwohl in Prag freigehalten, kosteten allein die Geschenke und Trinkgelder den Sachsen 14000 Taler. Wie bescheiden nehmen sich da die Kosten für das Hochzeitsbier seiner Tochter aus.<sup>542</sup>

1613 ordnet der Kurfürst das Verteidigungssystem in Kursachsen neu. Lehnsadel, Ämter und Städte müssen Kriegsdienste leisten. Früher, schon unter Kurfürst Friedrich 1434, bestanden Sachsens Heere aus Söldnern, meist vaterlandslosen Gesellen, aber kriegstüchtig, jetzt sollte ein Bürger- und Bauernaufgebot mit vorwiegend adligen Berufsoffizieren gleiches, wenn nicht besseres leisten.

Aber schon die vielen Ausnahmen, die die neue Defensionspflicht zuließ, begründeten den Hang, sich vor ihr zu drücken. Neben administrativen und beruflichen Rücksichten, die die kurfürstlichen Bedienten, Pfarrer, Richter, graduierten Personen, Advokaten und Künstler betrafen, konnten nämlich auch Steuer- (Kaufleute und Fabrikanten) und wirtschaftliche Gründe zur Befreiung vom Kriegsdienst führen. Letztere konnten von Lehrlingen, Apothekern, auf Mühlen sitzenden Müllern, Badern und Balbierern, ab 1734 auch von Brauern, Mälzern, Schank- und Gastwirten ordentlicher Schenken und privilegierter Gasthöfen geltend gemacht werden.

Johann Georg I. war es nach langen Bemühungen beim Landgrafen Moritz von Hessen gelungen, 1617 Heinrich Schütz von Kassel her für dauernd nach Dresden zu verpflichten: für Musik in Kirche und Kammer, vor allem aber für die Tafel.

Anläßlich des Besuches Kaiser Matthias 1617 wurde eine Verordnung erlassen, nach der Heinrich Schütz als bestellter Direktor dafür zu sorgen hatte, dass „alle

---

<sup>542</sup> Archiv für Sächsische Geschichte, 6. Bd., 1868

Instrumente wohl zugerichtet und zusammengestimmt“, die Musiker rechtzeitig bei der Hand seien und sich nüchtern und mäßig zu halten hätten, damit S.Churf.Gn. Ruhm und Ehre davon habe. Besonders für die Tafel hatte Schütz geeignete Musiker zu bestimmen, die „mit Fleiß aufwarten, sich alles übrigen Gesäufs enthalten, nicht viel hin- und wiederlaufen, sondern ihre Dienste, wie ihnen das gebühret, ufs beste verrichten.“ Schütz hatte sich dabei stets rechtzeitig nach den Speisegemächern zu erkundigen, damit die Musicis den Herren sofort folgen konnten und gute Tänze machten und bei Vermeidung von Strafe und Ungnade nichts versäumten.<sup>543</sup>

Als am 25. April 1653 durch Rauchen im Ratskeller am Neumarkt zu Dresden eine „verderbliche Feuersbrunst“ entstand, veranlasste das Johann Georg zum Erlaß eines „Verboth des Rauchens in Ratskellerwirthschaften und Bierhäusern“, der zugleich den Tabakverkauf einschränkte. Tabak war danach nur in Apotheken oder als Schmuggelware aus Böhmen zu beziehen.<sup>544</sup>

Der Zigarettenschmuggel aus Böhmen soll ja noch heute florieren und in Irland, dem Land, in dem man bis 1990 noch in den Kinos rauchen durfte, ist ab 2004 das Rauchen an Arbeitsplätzen, auch in Pubs, verboten. Raucher und Wirte laufen nun gegen diesen Anschlag auf keltisches Brauchtum Sturm: Ohne Qualmbegleitung sei das Trinken gar nicht vorstellbar. Das Ganze werde sich aber schon auf irische Weise regeln: Schlechte Gesetze würden einfach ignoriert.<sup>545</sup>

Johann Georg I. änderte die durch die Kirchenordnung des Kurfürsten August 1580 gebilligte Tranksteuerfreiheit der Geistlichen dahingehend ab, „dass den Superintendenten acht Faß, den Pastoren und Archidiakonen in größeren Städten sechs, den übrigen Priestern und Diakonen fünf, den Rektoren und Konrektoren vier, den übrigen Schulkollegen und Organisten in Städten drey, den Küstern und Schulmeistern auf den Dörfern zwey und einem Mädchenschulmeister ein Faß Bier frey passirte e); jedoch mit der Bedingung, dass sie von diesem Tischtrunk, bey Verlust ihrer Befreyung nichts verkaufen dürfen f).“<sup>546</sup>

Im übrigen wiederholt das Synodalische Generaldekret Johann Georgs von 1624 alle Gebrechen in Sachsen, wie sie bei Geistlichen und Weltlichen, Bauern, Bürgerlichen und Adel, nun durch den Dreißigjährigen Krieg noch stärker hervortretend, zutage lagen: Nachlassen des Kirchenbesuchs durch Schank unter der Predigt, der schließlich in der Forderung geschlossener Stadttore während des Gottesdienstes endete, die Auswüchse beim Vogelschießen und Gesellenbier, übertriebener Aufwand bei den Feiern,

<sup>543</sup> Paul Rachel, Fürstenbesuche in Dresden, Dresdner Geschichtsblätter, 1909, Nr. 3

<sup>544</sup> Hans-Werner Gebauer, Rauchverbot im Ratskeller, Sächsische Zeitung vom 18./19.10. 2003

<sup>545</sup> Michael Sontheimer, Anarchistischer Ansatz, Der Spiegel 41/2003

<sup>546</sup> Carl Heinrich von Römer, Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen, 2. Theil, Halle, verlegt von Joh. Jac. Curts Wittwe, 1787,

anbefohlene Fronarbeit an Sonn- und Feiertagen, Tischtrunkfreiheit bei nicht examinierten und konfirmierten Kirchendienern und Lehrern u.a. Johann Georg II. wird schließlich ein „Revidirtes Synodalisches General-Decret“ und eine Polizeiordnung veranlassen (1661), die sich eng an das Dekret seines Vaters anlehnen, und davon Zeugnis geben, wie schwer einmal eingerissene Sitten und Gebräuche zum besseren Ende geführt werden können. Selbst August der Starke muß die Pfarrer und Kirchendiener 1705 ermahnen, nicht die öffentlichen Schenk-Häuser zu besuchen, sich übermäßig mit Trunk zu beladen und in ihren Wohnungen Spiele zuzulassen und Bier, Wein und Branntwein zu schenken.

Wengleich nicht vorurteilsfrei hier abschließend eine Bewertung des Kurfürsten durch Pfarrer Lic. Theol. P. Flade, Dresden in der Neuen Sächsischen Kirchengalerie: „Und diesem unsicheren Lutheraner, den seine Schmeichler den »sächsischen David« nannten, dem gaben die Römischen den Beinamen des »sächsischen Bachus« oder des »Bierjörglein«, weil man ihn in und außerhalb seiner Residenz eben so selten nüchtern sah, wie seinen Bruder Christian II. Wahrlich, ein Schirmherr des Luthertums war er trotz seiner äußerlichen Rechtgläubigkeit nicht.“ Immerhin soll nach Flade das warme Mitgefühl unvergessen sein, mit dem Johann Georg I. die böhmischen Exulanten in seinem Lande aufnahm.

Das erinnert an die Ansiedlung böhmischer Flüchtlinge aus Platten und Joachimsthal, die sich nach 1648 im wildesten Teile des Erzgebirges auf dem Fastenberge ansiedelten. Auf ihr inständiges Bitten hin gestattete ihnen der Kurfürst 1654, „dass sie eine Kirche, Gottesacker, Pfarre und Schule daselbst aufbauen und mit Unsers Oberen Consistoriums Vorwissen und Einwilligung einen Pfarr- und Schuldiener annehmen mögen, sind auch gnädigst zufrieden, dass ihr einen jeden, der dieses Ortes an- und aufbauen will gegen einen leidlichen Erbzins ein gewisses Stück und etwas Holz, dessen er zum Anbau notwendig bedarf, ohne Entgelt anweisen und das Städtlein, welches Johann Georgens Stadt hinfüro genannt werden soll, den anderen Bergstädten gleich mit alle Freiheit, Zunft und Innung, Handwerks-Gewohnheiten, Brauen, Mälzen, Schlachten, Backen, Schenken und einer Brettmühle versehen möget. Wir wollen uns auch betreffs der Biersteuer, wenn wir den wirklichen Anbau verspüren, gebotenermaßen und auf euren vorhergehenden unterthänigsten Bericht mit seiner gnädigsten Konzession heraus wissen lassen.“<sup>547</sup>

Als erstes städtisches Gebäude soll daraufhin das Brauhaus am späteren Röderplatz entstanden sein.<sup>548</sup>

## **Johann Georg II. (1656-1680)**

---

<sup>547</sup> Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, Hg.: Sächsischer Pestalozzi-Verein, ohne Datum

<sup>548</sup> Werte unserer Heimat, Band 20, Um Aue, Schwarzenberg und Johanngeorgenstadt, Akademie- Verlag Berlin, 1972

Der älteste Sohn Bierjörgels war ein Kunstmäzen und begabter Schüler des Hofkapellmeisters Heinrich Schütz. Die unter ihm stattfindende Konsolidierung Sachsens nach dem Dreißigjährigen Krieg erlaubt nun auch Hoffeste großen Stils als Zeichen sich verfestigender absolutistischer Herrschaft. Den Karneval feierte er mit soviel Aufwand, dass die Landstände über die Ausgaben für Opernaufführungen, Maskenumzüge, Schlittenquadrillen und Feuerwerke mehr als einmal Klage führten. Unter ihm kommt die Kaffeebohne nach Sachsen und auf dem Königstein lässt er ein Riesenfaß böttchern, das aber unter August dem Starken durch das größte Faß der Welt ersetzt wurde. Durch den „Freundbrüderlichen Vergleich“ 1657 entstehen die Sekundogenituren Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg und Sachsen-Zeitz, Nebenlinien, die nur ein knappes Jahrhundert bestehen, aber kulturell beachtliches leisten.

Daß es sich lohnt, auch den Eigenheiten dieser Fürsten nachzugehen, beweist der letzte Herzog der Sachsen-Merseburger Linie. Heinrich, meist im Schlosse zu Spremberg residierend, war nach Ansicht des Calau-Cottbus-Spremberger Kreiskalenders 1913 „ein gutmütiger aber seltsamer Herr, der besonders beim Becher ein großer Held war. Ihn je unter den Tisch getrunken zu haben, konnte sich keiner seiner Zeitgenossen rühmen. Zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte vor allem eine Liebhaberei für Bassgeigen, von denen er eine große Auswahl besaß und die er nach seinen Hoffräuleins zu benennen pflegte. Bei den Kirchenmusiken an Festtagen wirkte er mit seinem Lieblingsinstrument regelmäßig mit. Während des Gottesdienstes hatte er stets seine Bassgeige und den Fidelbogen zur Hand. Wenn ihm eine Stelle in der Predigt besonders gefiel, strich er einige Akkorde, und zwar um so kräftiger, je mehr sie seinen Beifall geweckt hatte.“

Die erste Zeitung Sachsens, die „Leipziger Zeitung“, erscheint 1660 und mit dem Bau des Palais im Großen Garten Dresdens beginnt der Sächsische Barock. Johann Georg II. war weder im Sexuellen noch im Zechen ein Kostverächter. Er war trinkfreudig wie sein Vater. Auf einem kaiserlichen Wahltag 1658 trank er die ganze Nacht durch, bis er, wie alle Gäste, unter dem Tisch lag. Bei einem Bankett in Frankfurt am Main soll man beinahe 3000 Gesundheiten getrunken haben. Ein Herzog von Grammont berichtet, dass man die Tafel, auf der alle Kurfürsten tanzten, gestützt habe und der hinkende Marschall vortanzte. Alle Gäste seien betrunken gewesen.

So war es kein Wunder, dass diese Lebensweise sich gesundheitlich auswirkte. Er litt häufig unter Koliken, aber seine eigene Gemahlin habe ihm dann eine junge Dirne zugegeben, „die sich uff ihn legt, wenn ihm das Grimmen ankommt“, eine Methode, die schon 2800 Jahre früher praktiziert wurde. Hatte man doch bereits dem alternden König David nach 1. Könige 1 die Jungfrau Abisag von Sunem beigelegt, dass er in ihren Armen schlafe, um ihn zu erfrischen und zu verjüngen. Schließlich hatte auch der berühmte Arzt Boerhave einem alten schwachen deutschen Kurfürsten zwei junge Mädchen ausdrücklich zu gleichem Zwecke zuverordnet und dem alternden preußischen König



Friedrich Wilhelm II. diente die Tänzerin Schulsky in der gleichen Absicht und Weise.<sup>549</sup> Vom 2. Johann Georg, der die Traditionen des 16. Jahrhunderts, die guten wie die schlimmen, aufrecht hielt, kann man dennoch noch nicht von einer Mätressenwirtschaft sprechen. Aus dem eigenen Lager wurde aber schon damals festgehalten, dass Müßiggang und Völlerei die Hauptlaster der Sachsen seien und sie es als Zecher allen anderen Deutschen vortun würden.

Keine Kämpfernatur, hatte er einen Hang zu religiöser Kontemplation, den gewünschten lutherischen unerschütterlichen Dogmenglauben und die Gabe zu geschätztem Komponieren. Ein fröhlicher Jäger und wackrer Zecher tanzte er mit seinen Gästen auf den Tischen, Musik, Theater, Kunst hat er sehr gefördert. Im Vergleich zu seinem Vater brachte er es nur auf eine Strecke von 13343 Tieren, die er „gefangen, geschossen, gebeizt und gehetzt“, darunter sechs Büffel. Unter dem Namen „Der Preiswürdige“ war er Mitglied der bedeutenden Gelehrten- und Poetengesellschaft des „Palmordens“ und zog wie sein Vater bedeutende Künstler an den Dresdener Hof, denen er Raum und Mittel zu ihrem Wirken bot.

1661 erläßt Johann Georg eine Polizeiordnung, in der der Blaue Montag verboten wurde, desleichen „Umbgänge, welche auf Fressen und Sauffen hinauslaufen“.

Sie enthält auch Vorschriften zur Kleiderordnung und Beschränkungen bei Festlichkeiten. Verboten war auch, dass man bei den Taufgängen vor jeder Bier- und Weinschenke haltmachte und daselbst den Täufling begoß, „der malen dies die Ursache, dass oftmalen die Täuflinge auf dem Wege verloren gingen oder im Wirtshaus liegen blieben, oder selbst ihren ersten Rausch weg hatten, ehe sie in die Kirche kamen.“<sup>550</sup>

Dabei war, wie <sup>551</sup> betont, „die noch heute ziemlich oft geübte Sitte“, den blauen Montag zu feiern, schon recht alt und bei der oft sehr langen Arbeitszeit nicht ganz ohne Berechtigung. Immerhin kürzte er die Wochenarbeitszeit, diente der Erholung, Hygiene und dem geselligen Zusammensein sich in gleicher Lage befindlicher Arbeitnehmer. Ursprünglich von den Gesellen willkürlich gewählt – allerdings mit Lohnabzug und Kostentziehung – bildete sich Mitte des 15. Jahrhunderts die Sitte des „guten“ oder „lustigen“, später eben „blauen“ Montags. Zunächst wird den Gesellen, vertreten durch die Gesellenschaft, nur ein halber Tag in der Woche oder alle vierzehn Tage einer zugestanden, später aber fast durchweg ein ganzer oder doch wenigstens ein halber Montag pro Woche. Allerdings war man seitens der Meister bestrebt, so wenig Freizeit wie möglich zu gewähren – in Württemberg nur aller vier bis fünf Wochen, in Frankfurt nur einen halben Tag, aber auch nur dann, wenn in die betreffende Woche kein Feiertag fiel – umso mehr, als man bald bemerken musste, dass die

---

<sup>549</sup> Karl Eduard Vehse, Preußens Könige privat, Anaconda Verlag GmbH Köln, 2006

<sup>550</sup> R. u. M. Hübner, Der deutsche Durst, RM Buch und Medienvertrieb, Leipzig 1994

<sup>551</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 194 vom 21.8.1901

Gesellen die freie Zeit nicht zu ihrer „gebührlchen Nothdurft“ verwendeten, sondern „an solchen Montägen fast durchaus nichts anderes denn Völlerei, Unzucht (Unfug), Verwundungen und andere üble Laster geübt und getrieben.“ Die Folgen solchen Tuns waren mitunter noch am Dienstag wirksam.

Obrigkeitliche Maßnahmen, wie Strafen für Übertreibungen und schließlich Verbot des blauen Montags, waren die logische Folge. Immerhin war man damals so objektiv, auch die Meister und Handwerker nicht ungeschoren davonkommen zu lassen, hatten diese doch durch Prassen und Zuweingehen, den Übertreibungen der Gesellen Vorschub geleistet. Sie wurden deshalb „väterlich und getreulich ermahnt, dass sie ihren Gesellen und ihrem Hausgesinde ein gutes Beispiel geben, sich des überflüssigen Zechens und Weintrinkens in den Wirthshäusern besonders an Werktagen enthalten und sich dermaßen erzeigen, dass Gottes Zorn dadurch nicht gemehrt, auch Niemand Ärgerniß gegeben und sonderlich ihre Weiber und Kinder von dem lästerlichen, bösen Gebrauch, ihnen in die Wirthshäuser nachzulaufen und sich gleichfalls an die Völlerei zu gewöhnen, abgezogen würden und ihnen nur Nutz und Gutes zu Seel und Leib erwachse.“

Ursprünglich war ja der „blaue Montag“ der Montag vor Fastenbeginn, an dem die Geistlichen Kanzel und Altar mit einem blauen Tuche behingen und den das Volk in Erwartung der Entbehrungen der Fastenzeit durch ausgiebige Schwelgereien feierte. Als aber die deutschen Handwerker begannen, an den Montagen nach dem „Lade- halten“, an dem auch ausgiebig gefeiert wurde, nicht zu arbeiten, ging der Name des Fastnachtmontags als blauer Montag bald auf jeden Montag über, und „blaumachen“ hieß nicht nur, nicht zu arbeiten, sondern das wüste Treiben des vorausgegangenen Sonntags am Montag fortzusetzen.<sup>552</sup> Es hat lange gedauert, bis durch kaiserliche Verordnung 1731 der blaue Montag verboten und wegen Missachtung dieses Verbotes in Süddeutschland durch Reichstagsbeschluß 1771 abgeschafft wurde.

Die Notwendigkeit von Restriktionen bei Festen erhellt auch eine Hochzeitsfeier des kurfürstlichen Sekretärs Hans-Georg Beier mit einer Frau Veronika Kirchbacherin 1655.

Eingeladen dazu waren auch Kurfürst Johann Georg I. und Herzog Johann Georg III., damals gerade 9 Jahr alt, neben einigen anderen sächsischen Herzögen. Die Hochzeit dauerte sechs Tage. Es existiert darüber eine Liste aller Gäste und deren Hochzeitsgeschenke, darunter auch 10 Faß Bier verschiedener Brauereien. Die Folgen dieses Festes hat Johann Raumer Beck aus Neukirch in einem kleinen Gedicht beschrieben:

Die Gäste haben geßen von gesoden und gebraten,  
haben darbey getrunken Bier und Wein  
und thatten auch frölich und lustig sein.

---

<sup>552</sup> Radeberger Zeitung, Das Echo, Nr.226 vom 27.9.1908

Ja, wenn ich sollte die Wahrheit sagen,  
Sie thatten sich miteinander schlagen.

Auf Bitten der Dresdener Bürgerschaft erlässt er am 15.3.1673 ein Mandat , „den Frembden Bier Schanck der Stadt Dreßden betreffend“, nach dem „Verbothen ist alles frembde Bier Einschleiffen und verzapfen außer des Raths Kellern, Befehlen demnach hiermitt...., dass alle und jede, keinen ausgenommen, welche sich des frembden Bier-Einführung und Verzapfung bißhero angemaßet, solch frembd Bier Einführung und Schencken binnen 14 Tagen gänzlich und durchaus abschaffen und einstellen – bay Vermeidung Unserer schweren Ungnade!“ Der Rat soll den Säumigen das Bier wegnehmen und wer sich nicht unterwirft: Exekution !

Weil die wirtschaftliche Situation auch Einschränkungen bei den Festen erforderte, ruhten ab 1631 die städtischen Schießfeste. 1660 hielt es nun Johann Georg II. für angebracht, „die löbliche Übung des Vogelschießens wieder in Schwang zu bringen und „um Uns in etwas bei unserer mühsamen Regierung mit unseren nahen Verwandten zu ergötzen, auch unser wohlgeneigtes gemüth gegen unsere treue Landschaft, Schutzverwandte und Nachbarn zu zeigen.“ Das für die neue Vogelstange erforderliche Holz wollte er schenken und als Preis für den Königsschuß ein steuerfreies Bier bewilligen.

Das Vogelschießen in Dresden ist urkundlich seit 1440 erwähnt, das von 1660 genau beschrieben.<sup>553</sup> Die Kosten hatte der Rat zu tragen. Sie betrugen für 1660 1280 Taler, mithin beinahe 6,5 % des Jahresbudgets.

Dem Schützen, der die „Spille räumen“ und den Vogel abschießen würde, bewilligte der Kurfürst Steuerfreiheit auf ein Gebräude Bier.

Nach dem Schießen fand beim regierenden Bürgermeister Christian Brehme ein großes Festessen statt. An der kurfürstlichen Tafel, bestehend aus 22 Personen, durfte der regierende Bürgermeister als Gastgeber bedienen. Getrunken wurden dabei: 2½ Eimer Rheinwein (54 Taler), 1 großes und ein kleines Faß Neckarwein (67 Taler), 1½ Faß sechsjähriger Landwein (75 Taler), 2 Faß Zerbster Bier aus dem Neumarktkeller (zu je 13 Talern), 1 Faß Wurzenener (9 Taler) und 5½ Faß hiesiges (zu je 7 Taler).

Als etwas Besonderes hebt der Berichterstatter hervor, dass der Kurfürst und sein Bruder den alten Bürgermeister Valentin Scheffer durch gnädiges Zutrinken und vertrauliche Unterredung auszeichneten, die Herrschaften sich erst nach 2 Uhr nachts erhoben und das Haus „Gott Lob mit Gnaden und Vergnügen gegen Einen Ehrbaren Rat ohne einiges Unglück und Irrsal verließen.“

Verständlich, dass der Rat wegen der hohen Kosten für die kommenden Jahre Sparsamkeit ansagte, 1668 sogar um Abschaffung des Festes ersuchte: die

---

<sup>553</sup> Otto Richter, Das Dresdner Vogelschießen im Jahre 1660, Dresdner Geschichtsblätter 1907, Nr. 1

städtischen Finanzen seien namentlich durch das Ausbleiben der Zinsen für den Kurfürsten gewährte Darlehen, die Beeinträchtigung des Bierabsatzes im Ratskeller und den neuerdings auferlegten neuen Bierzoll total erschöpft. Durchgedrungen sind sie beim Kurfürsten damit freilich nicht.

Der Oberlandbaumeister Wolf Kaspar von Klengel erwarb von ihm 1662 mit dem Gut Naundorf auch „das alte Schloß zum Hayn nebst Wohngebäuden und Brauhaus“<sup>554</sup>.

Ausgangs des 17. Jahrhunderts gingen aber in Großenhain verschiedene Handwerke, besonders das der Tuchmacher, aber auch das Gewerbe des Bierbrauens zurück.<sup>555</sup>

Nach Chladenius<sup>556</sup> gab es vor 1540 in Großenhain 18 Brauhäuser, 1663 „waren noch elfe, die nach angeführter Tabelle zwölf Brauer besorgten, 1743 waren noch sieben Brauhäuser, und jetzt kann ein einziger Brauer die noch übrigen drey Brauhäuser bestreiten. – Traurig genug! Aber unsere Stadt hat dieses Schicksal mit anderen Städten gemein, und was hilft das Achselzucken bei Tatsachen?“

Chladenius widmet ein Kapitel seines Werkes auch den Calandsbrüdern in Großenhain, die bei ihren monatlichen Zusammenkünften Almosen austeilten und den Armen Bier ausschenken ließen. „Weil aber diese Calandbrüder ihr geistlich Thun ganz vergessen, und nur ein Fressen und Sauffen bey ihren Zusammenkünften angestellet, daher auch damals das Sprichwort von einem Trunkenbolde: er calandert die ganze Woche hindurch, entstanden, so kamen sie selbst bey gemeinen Leuten in üblen Ruf, dass man sie verachtete, und ihre Gesellschaft noch vor der Reformation aufgehoben wurde.“

Christian Brehme, seit 1642 im Dresdener Rat und von 1657-1667 viermal Regierender Bürgermeister, versah auch zeitweilig das Amt der Malzbesichtigung. 1613 in Leipzig geboren, besuchte er die Universität Wittenberg und tauchte danach, wie in <sup>557</sup> zulesen, „in Leipzig auch wacker in den Strudel eines fröhlichen und ausgelassenen Studententreibens“, das in verschiedenen Liedern und Gedichten auch einen deutlichen Niederschlag fand. Aufrichtig bewunderte er seinen Freund, den Dichter Paul Fleming. Obwohl Brehme ganz der Richtung der Schäferdichtung anhing, hatte er für die Sorgen und Nöte der Landbevölkerung kein Verständnis. Deutlich wird das in seinem Lied „Die Verweisung eines Bauern bei einer Cavaliers-Compagnie“:

---

<sup>554</sup> Informationstafel im Schlossturm Großenhain

<sup>555</sup> Iris Pohlenz, Die Widerspiegelung der Politik und Persönlichkeit Friedrich August I. in zeitgen. sächsischen Stadtchroniken, Sächsische Heimatblätter 1989, H. 5

<sup>556</sup> Carl Gottfried Theodor Chladenius, Materialien zur Großenhayner Stadtchronik, Pirna 1788

<sup>557</sup> Georg Beutel, Bürgermeister Christian Brehme, ein Dichter des 17. Jahrhunderts, Dresdner Geschichtsblätter 1900, Nr.3

„Sieh da, was bringt dort Corydon,  
Der grobe plumpe Rülpensohn,  
Was will er doch bei Cavalieren machen!  
Wir leiden keinen Bauer hier,  
Er schenkte denn uns ein das Bier,  
Uns Herren müsst zu Diensten sein ihr Hachen.“

In zwei anderen Gedichten lesen wir:

„Frisch auf, ihr Brüder, lasst uns trinken!  
Der Mavors mag sein blutig Schwert  
In jenem Felde lassen blinken,  
Hier uns dasselbe nicht versehrt. Er hat die Lust an großen Stücken,  
Wir haben sie an Gläsern hier,  
Von Gläsern bauen wir uns Brücken,  
Drauf fährt in uns der Wein und Bier.“

und

„Wir, wir geben zur Gebühr  
Einen Hammel oder vier,  
Daß er uns so fein vertragen:  
Wenn uns denn das Dörferbier  
In den Kopf gestiegen schier,  
Wir uns dann wohl wieder schlagen.“

Mit dem Dreißigjährigen Krieg waren auch die metallverhüttenden und metallverarbeitenden Gewerke niedergegangen. Früher hatten die Kurfürsten, besonders Moritz und August, diesem Zweig sehr große Aufmerksamkeit gewidmet. Die Hammerordnungen des Kurfürsten von 1660 und 1666 brachten dagegen keinen durchgreifenden Aufschwung. Die Kupferhämmer wurden aber als Konkurrenten der Eisenhämmer durch Verbote gefördert, die den Eisenhammermeistern die Herstellung von Brau- und Bierpfannenkesseln sowie Ofentöpfen untersagten.<sup>558</sup>

„1676 erlaubte der Kurfürst Johann Georg II. dem Domstift [zu Bautzen], im Mönchswalder Vorwerk eine Brauerei einzurichten. 1729 wurde sie erweitert, nachdem ein Jahr zuvor eine herrschaftlich domstiftliche Schenke geschaffen worden war. Den Hopfen führte man aus Böhmen ein, 1731 waren es z.B. 54 Scheffel und 2 Viertel. Die Gerste lieferten die domstiftlichen Dörfer Nimschütz und Dahlowitz. Mit dem Kurfürsten wurde vereinbart, dass das Domstift

---

<sup>558</sup> Prof. Dr. Paul Wagner, Eisenbergbau und Hammerwerke im östlichen Erzgebirge, Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Bd. 13, 1924

jährlich 200 Faß Bier un versteuert trinken und im übrigen 60 Taler »freiwillige Steuer« zahlen sollte. Allmählich wurden das Brauhaus und öffentlicher Ausschank wichtiger als das Vorwerk. 1866 ging die Klosterbrauerei in Privatbesitz über...“<sup>559</sup>

Johann Georg war bemüht, durch Arrondierung die Zahl der Dresdener Einwohner zu erhöhen. So auch durch die Gründung einer Handwerkersiedlung im Dorf Ostra, in dessen Besitz die Wettiner 1559 gelangt waren. 1670 erließ der Kurfürst dazu einen Aufruf, in dem er den Neusiedlern kostenlose Baugrundstücke mit darauf liegendem Brau- und Schankrecht versprach. Wolf Caspar von Klengel entwarf dazu einen Bebauungsplan. Dennoch fand der Aufruf wenig Resonanz, vor allem weil die Vorstädte in Kriegszeiten häufig abbrannten, aber auch, weil die eingesessenen Zünfte und der Adel das Vorhaben geschickt boykottierten.<sup>560</sup>

Als Johann Georg 1680 starb, „griff die alles umgestaltende Zeit auch in die alten Rechte des Pfarrers hier ein. So nahmen die Lieferung des Bieres vom kurfürstlichen Hause an den Pfarrer ein Ende und wurden demselben dafür wahrscheinlich die später festgesetzten, 1831 abgelösten Speisegelder gewährt. Der Pfarrer bekam auch jährlich ein Deputat Most aus den Königl. Bergen. Diese Einnahme soll daher stammen: Der Pastor habe, als der Kurfürst Georg hier residiert habe, dieselbe deswegen erhalten, weil er den Befehl der Kurfürstin, auf der Kanzel den Kurfürsten seines vielen Weintrinkens etwas zu schütteln, nicht befolgte, sondern am Ende seiner Predigt gesagt: »Er hat's, es bekommt ihm, Gott segne's ihm! Amen«“. <sup>561</sup> Der betroffene Pfarrer war Petrus Dietrich in Zadel.

1659 gab der Kurfürst dem auf dem Gut Kleinwolmsdorf lebenden Cuchinmeyster (Küchenmeister) Ernst von Döhlau das Vorwerk und Küchengut in Lehen und Erbe sowie 1666 in der Nähe des Bühlauer Schänkhübel einen Weinberg, bei dem der Dölaus schließlich ein Wohnhaus mit Konzession für Wein- und Bierschank errichtete. Der Dresdener Viertelsmeister gestattete aber dort, im Gegensatz zum Bühlauer Schänkhübel, wo damals das weitbekannte Kamenzer Bier ausgeschänkt wurde, nur den Ausschank von Dreßdnisch Bier. Das brauberechtigte Dresden übte also den Bierzwang konsequent aus und selbst der Kurfürst als Gönner Dölaus musste die Dresdener Bannmeile respektieren. Dölaus Wohngebäude auf dem Bergrücken des Bühlauer Mordberges war der Beginn des Ortes Weißer Hirsch.<sup>562</sup>

### **Johann Georg III. (1680-1691)**

---

<sup>559</sup> Werte der deutschen Heimat, Band 12, Um Bautzen und Schirgiswalde, Akademie-Verlag Berlin, 1967

<sup>560</sup> Reinhard Delau, Anekdoten aus 800 Jahren Dresden, edition Sächsische Zeitung, 2005

<sup>561</sup> Neue Sächsische Kirchengalerie, Ephorie Meißen, Verlag von Arwed Strauch, Leipzig 1902

<sup>562</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt, Nr. 201 vom 28.8.1921

Der Sohn Johann Georg II. widmet sich ernsthaft der Landesverwaltung, gibt aber viel Geld für das Militär aus. Er schafft das erste stehende Heer in Sachsen und nimmt erfolgreich am Kampf gegen die Türken vor Wien teil, verkauft aber auch als einer der ersten deutschen Fürsten Landeskinder als Soldaten an den Dogen von Venedig. 1691 wird er Oberbefehlshaber des Reichsheeres im 3. Reunionskrieg gegen Frankreich. Wegen seiner militärischen Ambitionen wurde er auch als „Sächsischer Mars“ bezeichnet.

Nach Haake war er eine Kraftnatur, die Regierungsgeschäfte und Stubenhocken überhaupt nicht sonderlich schätzte und durch seine Trinkgelage und Galanterien früh Aufsehen erregte. Seine Frau, Anna Sophie, eine Tochter des Dänenkönigs Friedrich III. dagegen liebte ländliche Ruhe, ernste Gespräche und gute Lektüre, verschmähte aber gelegentlich auch nicht einen guten Trunk.

Erfrischt soll er sich gewöhnlich mit 12, manchmal auch mit 24 Flaschen Wein haben. Hatte er sich beim „Erfrischen“ übernommen, soll er sich eine Feder in den Hals gesteckt haben, um auszuladen und von vorn anfangen zu können.

Mit ihm endet das sogenannte „Saufsäkulum“ in Sachsen.

Barocke Feste hatte Dresden damals noch nicht zu bieten. Johann Georgs Feste waren mehr von der alten deutschen Art, nicht nach Zeremoniell, sondern derb, laut und lustig. Die Becher kreisten dabei, bis einer nach dem anderen unter den Tisch sank. Auch die Erotik war damals keine Staatsaktion, die Kurfürstin nahm es ihrem Gatten nicht übel, wenn er von Zeit zu Zeit Erholung bei der Komteß Susanne von Zinzendorf, dem »schönen Suschen« suchte.

1686 beruft er den Pietisten Philipp Jacob Spener als Oberhofprediger nach Dresden. Als Spener aber die Mätressenwirtschaft des Kurfürsten kritisiert, wird er schnell nach Berlin abgeschoben.

Spener mag geahnt haben, was ihn in Dresden erwartet. Nach<sup>563</sup> „hat er sich anfangs gegen die Berufung gewehrt. Für ihn als gebürtigen Weinländer (Elsässer) sei das Bierland Sachsen kaum bekömmlich. Im Grunde hatte er recht. Als Mitglied des Oberkonsistoriums und Beichtvater des Kurfürsten war er zwar die höchste Autorität im »corpus theologorum« des Kaiserreiches, sofern der Kurfürst den Vorsitz im »corpus evangelicorum« hatte, aber man zweifelte am Dresdener Hof an seiner Rechtgläubigkeit und Speners Kritik am Lebenswandel des Kurfürsten Johann Georg III., der eher seine Residenz verlegen wollte, als Spener zu begegnen, führte schließlich zur Versetzung Speners 1691 als Propst von St. Nicolai nach Berlin.“

Spener gilt übrigens als der Begründer der wissenschaftlichen Wappenkunde in Deutschland.

Prof. Dr. Alfred Meiche<sup>564</sup> erwähnt als Glanzstück einer Moritzburger Schlossführung durch die Schlossdiener das Vorzeigen der einen Hälfte eines 36-Enders, aus der alten Sitte gemäß der „Willkommen“ getrunken wurde. Es

---

<sup>563</sup> Union vom 18./19.1.1986

<sup>564</sup> Wissenschaftliche Beilage des Dresdner Anzeigers, Nr. 38 vom 22.9.1928

war ein besonderes Kunststück, das Trinkgefäß zu leeren ohne sich zu begießen. Die Gäste trugen dann ihren Namen in das von Johann Georg III. 1689 angelegte Willkommensregister ein. Meiche nennt aus der langen Liste die Eintragung des 1711 15-jährigen Grafen Moritz, des späteren Marschall von Frankreich:

„Ich nenne mich Moritz,  
doch nicht nach diesem Fürstensitz.  
Hab ich die großen Gläser getrunken,  
dann bin ich bald zu Boden gesunken.“

1721 leerte der Kammerjunker Detlev von Einsiedel das Geweih, den goldenen Becher, die Gans und den Hirsch, so dass er zuletzt, wie er im Register bekennt, „ein heftiges Taumeln und mehr dergleichen operationes empfunden.“ Das Geweih alleine fasste schon drei Kannen, knapp drei Liter. Die Kammerherren von Bomsdorff und von Carlowitz schrieben:

„Unser gnädigster Herr lebe lang,  
Moritzburger Willkommen sind Bomsdorf und mein Untergang.“

Als 1818 der alte Herzog Albert von Sachsen-Teschen zum letzten Male in Moritzburg weilte, schrieb er:

Hier, wo ich einst das Licht der Welt erblickt (1738),  
wo Wiedersehn mein Herz erquickt,  
trink ich nach 80-jähriger Bahn  
den Willkomm jetzt recht froh hinan.“

Der bereits zitierte Prinz Ernst Heinrich erklärte dem Reichjägermeister Hermann Göring den Brauch des „Willkommen“. „Der Willkommenstrunk war eine Sitte, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Moritzburg eingeführt wurde. Seit dieser Zeit wurde auch das kurfürstliche Willkommensregister geführt, ein Buch, in das sich jeder eintragen musste, der den »Willkommen« trank. Gebunden war die Sitte des Willkommen an die Anwesenheit des Kurfürsten und später des Königs. Im 19. Jahrhundert kam der Brauch auf, dass der König die jeweilige Leistung zensurierte. Der Willkommen wurde ursprünglich aus verschiedenen Gefäßen getrunken, und zwar: eine Hirschstange mit der Krone in Becherform, ein silberner Hirsch, ein silbernes Wildschwein, ein großes Sektklas, das an eine Windmühle aus Silber montiert war, und eine Amethystschale, die der englische Gesandte dem Kurfürsten geschenkt hatte. Dem »Willkommen« durfte sich niemand entziehen, auch nicht die Damen, und es galt für die Herren als Ehrensache, die Hirschstange, die einen halben Liter Champagner fasste, in einem Zug auszutrinken. Man konnte aus zwei Lücken



trinken, aber man musste dabei sehr geschickt sein, da sonst der Champagner daneben herausfloß. Diesen »Willkommen« hatten nun viele Prominente getrunken, so Zar Peter der Große..., Friedrich der Große... und August der Starke.“ Göring habe die Hirschstange mit einem Zuge und auf das Wohl des Königlichen Hauses ausgetrunken.

Prinz Ernst Heinrich hat übrigens die Hirschstange in jungen Jahren nicht beherrscht, wohl aber das sehr große Sektglas mit der angebauten Windmühle aus der Zeit August des Starken. Deren Flügel mussten sich nach ihrem Anblasen vor dem Trinken noch drehen, wenn das Glas schon geleert war.

Selbst der etwas hausbackene Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. hatte so einen „Willkomm“ gestiftet, aus dem jeder trinken musste, der zum ersten Male das Letzlinger Schloß betrat. Der Becher, der mit Champagner gefüllt wurde, war in ein Hirschgeweih derartig eingeschlossen, dass es für den Trinker sehr schwer war, ihn zu leeren, ohne sich zu begießen.<sup>565</sup>

#### **Johann Georg IV. (1691-1694)**

Der Bruder August des Starken regierte zu kurz, um Entscheidendes für Sachsen zu tun. Immerhin gründete er eine der ersten Kadettenschulen im deutschen Raum, untersagte gehässige Angriffe auf die Pietisten und nahm am Reichskrieg gegen Frankreich teil. Er wird als jähzornig, hart zupackend und zum Absolutismus neigend geschildert. Mit seinem Bruder lebte er in ständigem Kleinkrieg, bei dem zuweilen auch der Degen gezückt wurde. Verheiratet mit der verwitweten Markgräfin Eleonore Erdmuthe Luise von Ansbach zog es ihn mehr zu seiner Mätresse Sybille Magdalena von Neitschütz. Als er ihr das Gut Pillnitz vermachen wollte, kam es zu einem Streit zwischen den Eheleuten, in dem Bruder Friedrich August den von Johann Georg gegen seine Gattin gezückten Degen entriß und zerbrach, sich dabei eine Verletzung an den Fingern zuziehend, die ihn ein Leben lang behindern sollte.<sup>566</sup>

Die Neitschütz starb am 4. April 1694 an den Blattern, Johann Georg, der die Kranke gepflegt und ihre Leiche geküsst hatte, folgte ihr am 27. April des gleichen Monats.

Friedrich August ließ die Neitschütz exhumieren und auf Gift untersuchen. Danach wurde sie nicht wieder in die Fürstengruft der Sophienkirche hinabgesenkt, sondern in einer Nacht- und Nebelaktion in einer Grube auf dem Platz des fürstlichen Hofbräuhauses versenkt und die Stelle unkenntlich gemacht.

Die Sache mit der Neitschütz war vor allem deshalb pikant, weil sie vermutlich eine Tochter Johann Georg III. war, zu der sich auch zeitweilig Friedrich August stark hingezogen fühlte.

---

<sup>565</sup> Radeberger Zeitung Nr. 270 vom 20.11.1909

<sup>566</sup> Hermann Schreiber, August der Starke, Heyne Biographien, Bd. 146

**Friedrich August I.** (1694-1733), der Starke, als König von Polen August II. (1697-1733)

Er gilt als der Prototyp barocker Fürstenherrlichkeit. Unter ihm wird Dresden Metropole von europäischem Range, sein Hof, an dem mehr Bedienstete beschäftigt sind als Verwaltungsbeamte in den oberen Landesbehörden, wird Motor der Staatswirtschaft und Betätigungsfeld des politisch immer machtloser werdenden Adels. Förderung von Kunst, Handel und Gewerbe gingen einher mit Mätressenwirtschaft, aufwendigen Festen und riesigen Aufwendungen für Bestechungen, letztere insbesondere zum Erlangen und Bewahren der polnischen Königskrone.

Er, der sich selbst in einem Handwerk, der Elfenbeinschnitzerei, geübt hatte, empfand Hochachtung vor handwerklichem Können. In einem 1705 herausgegebenen Dekret<sup>567</sup> verfügt er deshalb: „In meinem Land soll einem jeden gestattet sein, die Profession, die er erlernt und womit er sich zu ernähren gedenkt, zu treiben, als wodurch ja unter den Leuten eine honette Amulatio erwecket und das Monopolwesen verhütet wird.“

Indem er die Einfuhr bestimmter Waren beschränkte, erzwang er deren Herstellung im eigenen Land. So bildeten sich Zentren frühkapitalistischer Produktionsweisen heraus. Delau erwähnt Chemnitz, wo es 1710 neben 111 Brauern und 96 Handwerkern 333 Weber und Wirker gab. Überhaupt hätten in den 98 Städten des Kurfürstentums die Wirker und Weber mit 4957 Mann an erster Stelle in der Gewerbestruktur gestanden, gefolgt von den Bierbauern mit 3545, den Handelsleuten mit 1235 und den Handwerkern und Künstlern mit 2162 Leuten.

Weil insbesondere der Getreidehandel durch die unterschiedlichsten Getreidemaße sehr erschwert war, wurde durch kurfürstliche Verordnung vom 8.12.1707 für das ganze Land ein einheitliches Maß nach Dresdener Scheffel und Kanne verordnet. Scheffel, Viertel, Metzen, Kannen und Kännchen wurden geeicht und mit dem Stadtzeichen versehen. Die sächsischen Städte haben sich dann diesen Maßen angeglichen.<sup>568</sup>

Sachsen und Preußen waren typische Vertreter des Merkantilismus. Beide versuchten, durch hohe Zölle die Einfuhr fremder Erzeugnisse zu verhindern. So befanden sie sich in einem permanenten Wirtschaftskrieg, den sie zwar durch Wirtschaftsverträge erträglich zu gestalten versuchten, an die sich aber keine Seite hielt. Deshalb versuchte Preußen im Alleingang seine Interessen durchzusetzen und verbot durch eine „Königlich Preußische Commercial-Verordnung“ 1755 die Einfuhr verschiedener sächsischer Erzeugnisse wie

---

<sup>567</sup> Delau/Böhme, August der Starke – Bilder einer Zeit – Mitteldeutscher Verlag Halle-Leipzig, 1989

<sup>568</sup> Robert Bruck, Zur Geschichte der Lebensmittelversorgung der Stadt Dresden, Dresdner Geschichtsblätter, 1900, Nr. 1

Tücher, Land-Wolle, Glaswaren, Messing- und Kupferwaren, Fliesen und Mühlsteine und anderes. Sachsen antwortete mit einem Einfuhrverbot preußischer Waren im gleichen Jahre, darunter waren unter anderem Biere und Weine, auch Branntweine aller Art.<sup>569</sup>

Wie ernst es Friedrich August mit der Förderung von Handwerk, Handel und Gewerbe nahm, beweist auch ein Erlaß von 1711, mit dem er, obschon mit der Erweiterung seiner Armee bemüht, die Anwerbung von akademisch Gebildeten, Kaufleuten, Förstern, Berufsjägern, Verwaltern, Gutspächtern, Apothekern, Goldschmieden, aber auch von Müllern, Bäckern, Brauern und Mälzern untersagt.

Wie viele seiner Entscheidungen, z.B. Brückenbau, Anlegung von Postsäulen, deren Realisierung mit Kosten verbunden waren, die letztlich von den Ständen aufgebracht werden mussten, stieß auch die nach freier Handwerksausübung auf entschiedenen Widerstand der Bürger. Als sich in Torgau einige Hugenotten ansiedelten, protestierte sofort der Torgauer Rat mit mehr als fadenscheiniger Begründung: Torgau sei eine Bierbrauerstadt und bestreite einen Großteil seines Einkommens aus dem Gerstensaft. Da die Hugenotten aber nur ganz dünnes Bier trinken würden, schädigen sie die Braunahrung, weshalb ihnen die Ansiedlung zu verbieten sei.

Weil man in Wahrheit den Gewerbesinn und das Geschick der Franzosen fürchtete, wollte man diese Konkurrenz der Stadt fernhalten, ein frühes Beispiel wirtschaftlich motivierten Fremdenhasses in Deutschland.

Seiner ständigen Geldnot wurde er erst einigermaßen Herr, als es ihm gelang, 1703 unter dem Grafen Hoym die Generalakzise-Inspektion zunächst probeweise im Mansfeldischen und 1707 endgültig im ganzen Kurfürstentum durchzusetzen.

Weil die Generalkonsumtionsakzise wenigstens nach des Fürsten Auffassung keine Steuer war, musste sie auch von den Ständen nicht bewilligt werden. Auch war ihre Verwendung nicht wie bei Steuern, die sich aus früheren Rechten herleiteten, an bestimmte Ausgaben gebunden wie die Fleischsteuer, die zur Besoldung der kurfürstlichen Räte diente oder die Tranksteuer, die in die Schuldentilgungskasse floß.<sup>570</sup>

Wenig Erfolg hatte Friedrich August I. auch in seinem Bemühen, als polnischer König aus Polen und Sachsen ein sich ergänzendes Wirtschaftsgebiet zu schaffen. Selbst sinnvolle Investitionen stießen auf den Widerstand des polnischen Adels. Gegen einen Kasernenbau wendet der ehemalige Landrat Stefan Potocki 1726 ein, der König solle den Bau einstellen, weil es sich dabei „um dreifaches Unrecht handelt, das den Warschauer Gebieten und mir, dem Landrat antun, durch die Errichtung auf eine ungewöhnlich neue Art und Weise der Kasernen außerhalb der Stadt Altes Warschau, und viel mehr noch unter

---

<sup>569</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 48. Band, 1927

<sup>570</sup> Zeitzeichen, Heft 2, Oktober 2003

dem Vorwand der Errichtung der Kasernen durch die Eröffnung von Gaststätten, Brauereien, Mühlen und Einführung der Märkte; so gebe ich ... nun an ... Eure Majestät bittend, dass Ihr mit Eurem unvergleichbaren Verstande es berücksichtigt, bei wem Recht oder Unrecht ist, und dass Ihr es geruht, mit Warnung und Macht, diese neuen Erfindungen, die niemals nec lege können, weder auf dem rechtlichen Wege, noch auf dem Wege des Brauchs erprobt werden können.“<sup>571</sup>

Bernhard von Zech, sein Hofrat und Geheimer Rat, wohl auch Verfasser des „sich selbst nicht kennenden Sachsen“, hatte schon lange auf die grundsätzlichen Übel in Sachsen hingewiesen: die Mitherrschaft der privilegierten Stände, vor allem des in Saus und Braus lebenden, nicht viel taugenden Adels; die intolerante lutherische Geistlichkeit, die die Einwanderung der Hugenotten verhindert hatte, und das selbstsüchtige Regiment der Städte. „Soferne der durchl. Churfürst von Sachsen diesem Übel nicht abhilft, die nicht nützlichen Landtage aufhebet, sich in volle Regierungs-Freyheit und Macht setzt, so dass sein Land, dessen Dependentionen und Incorporationen von nichts als seinen und seines geheimen Conseils Wink und Befehlen abhängen, ohne die Stände erst um ihren Consens zu fragen, diese durchgehends nebst denen Geistlichen, wenigst die letzteren in Ansehung ihrer Familien gleich denen andern nach Maas ihrer Kräfte und Vermögens steuerbar machet, die Domänen auf bessern und gehörigen Fuß setzt, wo selbige stecken und von wem sie besessen werden genau untersuchen lässet, und hierinnen der Könige in Schweden und Preußen einem Staat gar zuträgliche Exempel folget, die vielen Freyheiten und Unterschleife im Brauen, Freybieren und was deme sonst anhängig ganz und gar aufhebet, so wird weder Er noch sein Land einer blühenden Glückseligkeit sich rühmen oder selbiger sich trösten dürfen. Denn nur die unumschränkte Macht ist diejenige, welche einem Lande diese Vortheile zu verschaffen vermag, und wo die Unterthanen wissen, dass in Ertragung der bisherigen Lasten eine proportionierte Gleichheit gehalten werde, seyend sie noch einmahl so vergnügt, und der Landesherr hat sodann nicht zu befahren, dass in seinen Rechnungen und Einkünften ihn in einige Weise das Concept verrückt werde. Ganz unnachbleiblich werden die Fürstlichen Einkünfte sich jährlich mit vielen Tonnen Goldes ohne des Landes Nachtheil erhöhen, wenn nur obige schädliche Freyheiten erst aufgehoben und alle und jede ohne Unterschied der Personen allen und jeden Lasten ohne irgend einige Ausnahme unterworfen seyn.“

August der Starke war aber nicht der Mann, der lokalen Lotter- und Gevatternwirtschaft zu steuern, dazu hätte – nach Haake – eine sittlich ernste

---

<sup>571</sup> Marian Drozdowski, Das Problem der sozial-wirtschaftlichen Krise und ihrer Überwindung in Polen/Litauen im Zeitalter der Wettiner, in: Saxonia, Schriftenreihe des Vereins für sächsische Landesgeschichte, Band 4/5, 1998

Persönlichkeit gehört, die über den Dutzendmenschen gestanden wäre, die den ganzen Zweck des Lebens nur in Geldeinnehmen und – ausgeben, Essen, Trinken und sich Begatten erblickten.

Physisch ein Herkules, intellektuell viele überragend, - auch den preußischen Soldatenkönig - , sei er ein zu ausdauernder Arbeit unfähiger, von Begierde zu Genuß taumelnder und im Genuß vor Begierde verschmachtender sittlicher Schwächling gewesen, der andern kein Vorbild der Opferwilligkeit und des Verzichtens hätte geben können. Drängten die Geschäfte noch so sehr, für ein holdes Tete-a-Tete, für wüste Zechgelage, für Theater und rauschende Feste, für die der König auch noch eigenhändig die Entwürfe lieferte, musste immer Zeit sein.

Wenn August der Starke sich 1689, als er im Gefolge des Reichsheeres gegen das von Franzosen besetzte Mainz anstürmte, auch durch persönliche Tapferkeit auszeichnete, - ein Pferd wurde ihm unter dem Leib weggeschossen und eine Explosion riß ihm das erste Glied des linken Daumens weg, - ein berühmter Feldherr wurde er auch später nicht. Schon vor Mainz kam er in den Ruf eines Trinkers und Weiberhelden, wie ein Augenzeuge berichtet: „Printz Friedrich kam mit einem Glaß Weine auf einem Maulesel geritten und ritte um den Tisch herum, trunke es dem Feldmarschall zu, der sich dann auch auf den Esel setzte, und dann kam es an Graf Reuß und Oberst Röbel, der stattlich vexiret wurde, maßen ihn dann der Esel herunter wurff und ein Glaß, welches sehr schön geschnitten, zerbrach, auch die Scherbel aus dem Arm ziehen musste.“ Der junge Graf Philipp Christoph von Königsmarck, Bruder von Augusts Mätresse Aurora, schreibt, dass der Herzog von Richmond und Friedrich August sich der Ausschweifung mit Dirnen ergaben und nachdem sie schon alle Arten von Lastern ausprobiert hatten, die Mädchen zwingen wollten, sich mit einer großen deutschen Dogge gemein zu machen!

Im Türkenfeldzug 1696 lief vieles für Friedrich August ungünstig. So blieb das hartumkämpfte Temesvar in türkischer Hand. Als nun die Mitglieder des Hofkriegsrates vor der kaiserlichen Hofkriegskommission Rechenschaft ablegen mussten, verteidigten sie sich mit der Behauptung, der Kurfürst sei stockbetrunken gewesen, als er den Befehl zum Angriff auf die türkischen Stellungen befahl. August wies das strikt zurück. Er habe wie ein Hund arbeiten müssen, weil die Herren Krieger nie dort gewesen wären, wo man sie hätte brauchen können.

Piltz meint, beide Parteien seien der Wahrheit sehr nahe gekommen. Der Kurfürst habe oft mehr getrunken, als er vertragen konnte, auch in Situationen, wo ein klarer Kopf vonnöten gewesen wäre.

Als sich August der Starke und der König von Dänemark mit dem König in Preußen, Friedrich I., im Porzellankabinett des Lustschlosses Kaputh bei Potsdam trafen, um ein Komplott gegen Schweden zu schmieden, soll am Tag danach, wie Hinrichs berichtet, der Wein in Strömen geflossen sein. August soll sich ob seines Erfolges so betrunken haben, dass er nicht mehr gehen noch

stehen konnte, und sein Oberhofmarschall Graf Pflug, dem man nachsagte, er könne zehn Bouteillen hintereinander leeren, ohne aus der Fassung zu geraten, war so betrunken, dass er sich beim Fallen die Backe zerschlug. Das edle Porzellan von Kaputh ging völlig in Trümmer, kaputt.

Auch beim Treffen mit Zar Peter dem Großen 1698 in Rawa hatte man viele Stunden »ohn unterlaß in Trinkhen« zugebracht.

Als Peter der Große 1698 und 1711 in Dresden weilte, war beide Male August II. nicht anwesend. Statt seiner musste Fürstenberg trotz seines Unwohlseins sehr stark trinken. Er habe sich dem nicht entziehen können, „indem ich ihn meines allergnädigsten Königs Befehl gemäß, auf alle Weise, ja mit Gefahr der Gesundheit zu continiren gesucht habe.“ Beim Abendessen im Neitschütz'schen Haus wurde wieder stark getrunken. Dank der feurigen Weine war Peter „so guten Humors, dass er in Gegenwart der Damen eine Trommel genommen, und mit solcher Perfection geschlagen, dass er die Trommelschläger weit übertroffen.“ Bei jeder Gesundheit ertönten auf Verlangen des Zaren Kanonenschüsse, einige Hundert, deren Donner die Nacht der Residenzbewohner wohl etwas gestört haben dürfte, so berichtet jedenfalls Karl von Weber im Archiv für die Sächsische Geschichte 1873.

Bei der Abreise aus Dresden nahm Zar Peter, so berichtete jedenfalls der Oberhofmarschall von Pflug am 22.11.1711, einige Betttücher mit und war eben damit beschäftigt, die grüntaffenen Fenstervorhänge eigenhändig einzupacken, als ein anderer Peter, ein Stubenheizer dieses Namens, dagegen Widerspruch erhob und dadurch die Vorhänge rettete.

Schlimmer benahm sich Zar Peter in Wittenberg, am 14.19.1712 von der Hochzeit seines Sohnes Alexei aus Torgau kommend. O. E. Schmidt schreibt: „Er war auch in Luthers Stube und begehrte die kostbare Reliquie dieses Raumes, Luthers Trinkglas, mitzunehmen; als es ihm verweigert wurde, regte sich in ihm der Asiat, und er ließ es fallen, so dass es in Stücke zersprang.“<sup>572</sup>

Als Karl des XII. Schweden dann in Sachsen einrückten, wähten sie sich nach den strapaziösen Monaten vorher, wie im Paradies. Jeder Einquartierte erhielt nämlich von seinen sächsischen „Gastgebern“ täglich zwei Pfund Brot, zwei Pfund Fleisch, ein halbes Pfund Butter oder Speck und drei Kannen gutes sächsisches Bier. Kein Wunder, dass in den so Herausgefütterten auch andere als Kriegsgefühle erwachten. 1717 schrieb nämlich ein sächsischer Chronist, sich an die schwedische Besetzung erinnernd: „Daß sich die Schweden bey dem Frauenzimmer wohl insinuiren [einschmeicheln] können, solches bezeugen die jungen, nunmehr ins eilffte Jahr gehenden Schweden, aus welchen man mit der Zeit etliche Regimenter formiren und sie wider ihre eigenen Väter zu Felde führen könnte.“

---

<sup>572</sup> O.E.Schmidt, Kursächsische Streifzüge, Verlag: Buchdruckerei der Wilhelm und Bertha v. Baensch Stiftung, Dresden, 1928, Erster Band

Wahrlich kein Ruhmesblatt für die damaligen Sächsinen, denen, wie Sophie von Hannover wetterte, August das „Unterste nach oben“ wendete und von denen General von Kyau behauptete, sie würden wie die Borsdorfer Äpfel nicht eher rot, als bis man sie aufs Stroh gelegt hätte.

Karl XII., an sich nicht unsauber, revanchierte sich aber an Friedrich August auf seine eigene, mehr als burschikose Art. Als sie sich nach dem Frieden von Altranstädt trafen, - Karl mehr Bauernjunge als König und im geborgten, verschmutzten Soldatenhabit - bot Karl dem verwöhnten Sachsen seine eigenen kargen Lieblingsspeisen an: Butterbrot, kaltes Fleisch und Dünnbier und verdarb seinem Gast, der viel auf gute Tischsitten hielt, den Appetit noch zusätzlich, indem er die Butter mit dem Finger aufs Brot strich und seine fettigen Finger an den Haaren und der Uniform abwischte.

Über die Tage Karl XII. in Altranstädt, dem kotigsten Ort in ganz Sachsen, sind wir durch einen Brief eines Lords Raby an einen Freund in England genau informiert.<sup>573</sup> Darin steht: „Er setzt sich zu seinem Mittagmahle auf den ersten besten Stuhl, den er im Hause findet, ohne Umstände nieder und beginnt es mit einem großen Stück Brod und Butter, nachdem er die Serviette unter seinen Stuhl gesteckt hat. Darauf trinkt er mit vollem Munde aus einem großen, silbernen, altmodischen Becher Dünnbier, was sein einziges Getränk ist. Bei jeder Mahlzeit braucht er ungefähr zwei Flaschen davon, denn er leert seinen Becher zweimal. Zwischen jedem Stück Fleisch isst er einen Bissen Brod mit Butter, welche er mit seinem Daumen darauf streicht. Er sitzt niemals länger als eine Viertelstunde beim Essen, isst wie ein Pferd und spricht dabei nicht ein Wort.“

August bevorzugte Wein, aber für seinen Hof und seine Gäste hatte er stets Ducksteiner Bier, das er sich sogar bei seiner Kur in Karlsbad 1707 nachschicken ließ. Das Bier aus Königsutter galt damals als sehr gesundheitsfördernd, insbesondere bei Steinleiden und Podagra. Auf die gesundheitsfördernde Wirkung des Ducksteiner Bieres verweist auch Susanne Fengler<sup>574</sup>, die in einem fingierten Gespräch zwischen Friedrich II. von Preußen und Marquis Pöllnitz letzterem die Worte: „Ein hervorragendes Bier, das den Magen stärkt, der Apoplexie vorbeugt und dem Nierenstein widerstrebt“, in den Mund legt.

Augusts tägliches Quantum betrug zwei bis drei Flaschen Wein, wenn ihm die Gesellschaft aber zusagte, brachte er es auch, ohne die Beherrschung zu verlieren, auf sechs bis sieben. Dabei übersah er beim Trunke kleine Respektlosigkeiten, obgleich ihm auch bei völliger Trunkenheit nichts zu entgehen schien. Allerdings neigte der König in der Trunkenheit zu derben Späßen, die mitunter die Grenzen des guten Geschmacks weit überschritten.

---

<sup>573</sup> Saxonia, 1. Jg., Nr. 3, 1876

<sup>574</sup> Susanne Fengler, Die Ballerina, Econ & List Taschenbuch Verlag, Band 27613, 1999

1718 hält Michael von Loen, schriftstellernder Tourist, einen solchen Vorfall fest: „Man trank stark, wo der König war...Einige polnische Magnaten, denen hier die Deutschen wacker zugesetzt hatten, fanden sich übermannt...Allein die Wache schützte vor, dass sie Befehle hätte, niemand den Ausgang zu verstatten. Einige darunter sahen so blaß aus wie der Tod; ihre Köpfe wackelten auf ihren Schultern, und ihre Füße taten ungewisse Tritte...Ein polnischer Herr erweckte bei mir Mitleiden, das Wasser tropfte ihm durch die Unterkleider herunter; er tat nicht anders, als ob er den Geist aufgeben wollte. Ein anderer Pole wurde wild. Er schwur bei dem deutschen Teufel, dass, wo man ihn nicht würde hinauslassen, so würde er der Natur in des Königs Gegenwart ihren Lauf lassen. Als man seinen Ernst sah, ließ man ihn gehen...“

Einen vermochte August allerdings nicht unter den Tisch zu trinken: den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. Der kleine Dicke soll allen Attacken unerschütterlich standgehalten haben und gelegentlich selbst zu Gegenangriffen übergegangen sein.

So entstand auch 1728 während des Karnevals in Dresden die „Gesellschaft zur Bekämpfung der Nüchternheit, die „Société des antisobres“. Ihr Präsident war der preußische Minister und General Friedrich Wilhelm von Grumbkow, Patron war August der Starke und Copatron der Soldatenkönig. Dazu gehörten weiter ebenso trinkfeste preußische, sächsische und polnische Adlige, die ein Schwur, sich von niemanden im Alkoholkonsum übertreffen zu lassen zusammenhielt. Gegenseitig bedachte man sich mit Spitznamen: Graf Dönnhoff, der nicht viel auf Sauberkeit hielt, war »Starosta Schmutzky«, von der Marwitz »le Parfüm«, Grumbkow, Pommer von Geburt, nannten sie Biberius cassubiensis, kaschubischer Saufaus.

In Wahrheit verstellten sich die Mitglieder, man heuchelte Freundschaft, um politisches Kapital zu schlagen. Damals sollen auch Hochzeitspläne für August, dessen Frau schon verstorben war, geschmiedet worden sein. Gedacht war an Friedrichs Wilhelm Tochter Wilhelmine, der Schwester Friedrich des Großen. Als nichts daraus wurde, hat Wilhelmine manchen Dreckkübel über August ausgeschüttet: Seine großen Eigenschaften seien durch zahlreiche Fehler verdunkelt, seine Vergnügungssucht ließe ihn das Wohl seines Staates und seiner Untertanen vernachlässigen und seine Trinksucht verleite ihn zu Unwürdigkeiten, deren er sich im trunkenen Zustand schuldig machte und die auf immer seinen Namen schädigen werden.

Anlässlich des Besuches des Preußenkönigs und des preußischen Kronprinzen wurde um Dresden auch viel gejagt und geschossen. Friedrich, als ein Gegner der Jagd und bei einem Schießwettbewerb der schlechteste, erhielt als Scherzpreis einen schwarzen Ziegenbock mit Schellengeläute, ansonsten waren mit Rücksicht auf die hohen Gäste ausnahmslos Schüsseln mit vaterländischer preußischer Hausmannskost als Preise ausgesetzt. Der Soldatenkönig gewann



eine irdene Schüssel mit Bratwurst und Sauerkraut nebst einem Glase Bier, der nachmalige große Friedrich eine Schüssel Kaldaunen und ein Glas Bier.<sup>575</sup>

Noch im Lager von Zeithain 1730 waren August und der Soldatenkönig dicke Freunde. Dieser war mit 150 Offizieren angereist und inspizierte neben rund 150 anderen Herzögen, Grafen und Baronen die Armee August des Starken, die in voller Stärke und Montur, insgesamt 30000 Mann stark, aufmarschiert war und Sachsens militärischen Ruhm ausmachte. Der Soldatenkönig äußerte sich anerkennend und August dankte mit einem Festmahl, bei dem sich 170 Ochsen am Spieß drehten und Unmengen von Freibier für die niederen Chargen flossen. Jedenfalls sah man in Vorbereitung dieses Spektakels lange Wagenreihen von Leipzig und Dresden sich auf Zeithain bewegen, voll mit Lebensmitteln, Wein, Bier, Waffen, Uniformen und anderes. Dabei untersagte eine Ordre Augusts einen übermäßigen Trunk, „da zuweilen bey dem Truncke Sachen auff das Tapis kommen, die öftters nicht so übel gemeynet, als sie bei solcher Beschaffenheit aufgenommen werden.“

Allein am 19. Juni wurden an Bier getrunken: 4 Eimer Muskauer Weißbier, 40 Eimer Dresdner, 20 Eimer Braunbier und 5 Pretzcher Breyhahn. das Weißbier lieferte W. Hahnemann in Muskau, wöchentlich 20-24 sogenannte halbe Tonnen, das Braunbier der Hofbrauereiverwalter Kanitzki aus dem Dresdner Hofbrauhaus, mindestens 50 Faß die Woche, den Breihahn ein Pretzcher Brauer, nach und nach 50 Faß.<sup>576</sup> Da eine geplante Kelleranlage in Glaubitz auf Pöppelmanns Anraten unterblieben war, eine dann aber doch von der Hofkellerei gewünschte, schnell zwischen Grödel und Moritz zu bauende, vom Landbaumeister abgelehnt wurde, musste man an der Elbe vier Eisgruben anlegen, die schon im Januar 1730 mit Eis gefüllt wurden. Außerdem baute man Keller auf dem zu Grödel gelegenen Gute der Frau von Benckendorf, sowie je einen unter die eigens für das Lustlager errichteten Gebäude Kommödienhaus in Streumen und Königspalais bei Radewitz.

Als besondere Überraschung hatte sich August einen Riesenstollen für seine Soldaten ausgedacht, den acht Pferde aus einem über 10 Meter langen Ofen zogen: 9 Meter lang, 3,30 m breit und 1,4 m hoch.

Die Freundschaft mit Preußen zerbrach wenig später. Als am 11.1.1733 der Präsident und Patron des Mäßigkeitsvereins sich noch einmal in Krossen trafen, war August schon sehr krank. Als ihm Grumbkow dann aber Champagner reichte, wurde August immer vergnügter und hielt mehrere Stunden an der Tafel aus. Am Morgen erwachte er mit einem beachtlichen Kater. Es sei ihm im Kopf ganz wüste, wie hätte es nur Grumbkow angestellt, dass er so ganz frisch aussähe?

---

<sup>575</sup> Radeberger Zeitung, das Echo, Nr. 113 vom 26.9.1899

<sup>576</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 28. Band, 1907

Grumbkow, der einen klaren Verstand behalten wollte, hatte statt des Champagners klares, abgekochtes Wasser getrunken. Es war der letzte Streich, den Preußen dem Sachsenkönig spielte; am 1. Februar starb August der Starke. Der bereits zitierte Kulturhistoriker Johannes Scherr hielt jedenfalls von August nicht viel und bezeichnete ihn als „einen der ehr- und gewissenlosesten Vertreter des gedankenlos-brutalen Sultanismus, einen der ärgsten Land- und Leuteverderber, einen zügellosen Wüstling, welcher selbst vor der Buhlschaft mit den eigenen Töchtern nicht zurückschreckte“ und hielt Friedrich Wilhelm I. von Preußen in seinem Tabakskollegium passabler als August den Starken im Kreise seiner deutschen, polnischen, italienischen und türkischen Odaliken und seiner wimmelnden Bastardschar.

In einer Besprechung des Buches: „Der kulinarische König“ von Mario Süßenguth, Koehler und Amelang schreibt Rainer Kasselt unter dem Titel „Der lustvolle Schnepfendreck“<sup>577</sup> : „August der Starke hatte es gern fett, frivol und fantasievoll. Dazu gehörte der erwähnte Schnepfenkot...Auf Röstsemmeln schmeckten die Exkreme am besten...August und seine Schlüsselgesellschaft ließen auch „normal“ auftafeln: gegarte Hechte, gebratene Fasane oder gut gemästete Weinbergschnecken. Dazu gab es Wein und Bier in Massen. Anschließend verputzte August noch einen mit Parmesan gefüllten Eierkuchen. Hoch im Kurs standen aphrodisische Speisen. Der König wollte nicht nur beim Saufen und Essen seinen Mann stehen...Besonders gefragt war Schildkrötenfleisch. Nach seinem Verzehr sollen sich wahre Wundertaten unter der Bettdecke vollbringen lassen...“ Der Hofrat Marperger, uns schon bekannt, warnte den Kurfürsten, der in üppiger Zeit zweieinhalb Zentner wog: „Durch unbändiges Fressen und Sauffen wird der Körper eben wie ein Schiff mit Waaren überladen, dass es hernach desto eher sincken muß.“

Immerhin hat August der Starke, der nach einigen Autoren sein Leben in Lust und Liederlichkeit hinbrachte und das sächsische Haus um die stolze Vergangenheit und sein Land um die Zukunft betrog, durch viele Mandate, zusammengefasst im „Codex Augusteus“ einiges in Sachsen zum Guten verändert. Die durch ihn veranlasste Neuordnung des Post- und Straßenverkehrs regelte auch die Bewirtung in den Gasthäusern und Schenken, sorgte für ein ordentliches Speisen- und Getränkeangebot zu festgesetzten und öffentlich bekanntgemachten Preisen und förderte die Reinlichkeit. Es blieb auch nicht aus, dass der König in die zahlreichen Streitigkeiten der Städte mit ihrem Umland, insbesondere mit den Stiften und dem Adel, um Braugerechtigkeiten und Bannmeilenrecht einbezogen wurde. 1722 wird durch seine Verfügung z.B. die Radeberger Biermeile von 18,2 km auf 9,062 km verkürzt – kurioserweise bekanntgemacht in<sup>578</sup> unter dem Titel: August verlängert die Biermeile – und

---

<sup>577</sup> Sächsische Zeitung vom 9.4.2002

<sup>578</sup> Sächsische Zeitung vom 13./14.4.2002

1706 erwartet der Dekan des Domstiftes zu Bautzen, dass der mehr als 200-jährige Streit zwischen der Stadt Löbau und dem Dorf Ober-Cunnersdorf um den Bierausschank im Dorf beigelegt werden kann. Näheres dazu lese man bei<sup>579</sup>.

August war es auch, der 1713 den Geistlichen gegen eine Entschädigungszahlung das Bierbrauen und Bierausschenken verbot.

Als dem Dresdener Rat 1727 das Geld zum Bau der Frauenkirche ausging, schlug er dem König vor, „künftig auf jedes Faß Bier einen Taler Tranksteuer zu erheben und den Erlös dem Kirchbau zur Verfügung zu stellen. Biersäufer sollten also mithelfen, die Kirche zu bezahlen. Dieser Vorschlag stieß ebenso [ wie andere vorher ] auf taube Ohren. Die Biersteuer, teilte der Kurfürst den Herren mit, sei ohnehin schon hoch. Der gemeine Mann solle nicht noch stärker darunter leiden...“<sup>580</sup>

Friedrich August I. verkehrte mit seinen Untertanen, auch bürgerlichen, ziemlich ungezwungen und im reinsten sächsischen Dialekt. Inspektionen, so die der Dresdener Bürgerwehr 1719 endeten meist mit einem fröhlichen Trinkgelage. „Unter aufgeschlagenen Zelten seien sie [die bewehrten Bürger] stattlich tractirt worden, der König selbst dabei erschienen und kräftige Räusche ihnen zutrinken lassen.“

Als er einst während des Landtages in Dresden die vornehmsten Landstände zur Tafel geladen hatte und es dort nicht am Champagner fehlte, ließ ein Page, der beim König Dienst hatte, unbemerkt eine Flasche dieses Feuerweines in die langen Schöße seines Rockes gleiten. Da ihn nun aber der Dienst immerwährend beschäftigte, konnte er dieselbe nicht loswerden; der Geist des Champagners wurde durch die ständige Dienstbewegung des Pagen rebellisch und sprengte, als der Page gerade dem König einen Teller präsentierte, den Pfropfen an die Decke, den Strahl des Weines aber infolge der vorgebeugten Haltung des Pagen dem Monarchen direkt an die Perücke, die sich im Nu in ein Weintropfbad verwandelte. Der Page, vor Schreck und Furcht vor den Folgen halb ohnmächtig, stürzte dem König zu Füßen. Der Monarch aber war unbeeindruckt geblieben und sagte nur: „Hole er mir eine andere Perücke, und ein anderes Mal schleppe er solche Flaschen nicht in der Tasche mit sich herum, er muß nicht denken, dass es Dresdner Bier ist!“

1725 ersetzte August der Starke das von seinem Großvater aufgestellte „Riesenfaß“ auf dem Königstein durch das weltgrößte Faß, mit 2500 hl ganze 370 hl größer als das Heidelberger. [Die Angaben schwanken, nach<sup>581</sup> fasste es 3601 Eimer oder 2428 hl und damit 777 hl mehr als das Heidelberger]. Es fand

---

<sup>579</sup> Alfred Moschkau, Ein Beitrag zur Geschichte Löbaus in „Saxonia“, Zeitschrift für Geschichts- Alterthums- und Landeskunde des Königreichs Sachsen, Nr. 11 1878

<sup>580</sup> Reinhard Delau, Ein Taler Steuer auf jedes Fass Bier, Sächsische Zeitung vom 29.02.04

<sup>581</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt, Nr. 21 vom 25.3.1921

seinen Platz in der 1622 errichteten Magdalenenburg, an deren Stelle früher ein Brauhaus stand, 1428 errichtet mit Kellern, die 1591 in den Fels gehauen wurden. Die Festungskellerei wurde 1818 aufgelöst, sehr zur Freude des damaligen Festungskommandanten Generalleutnant Sahrer von Sahr, der meinte, die Bedürfnisse der Soldaten viel besser mit Bier und Branntwein zu befriedigen. Der Proviantverwalter, Kriegsrat Marschner, ließ deshalb sofort auf der Festung eine Brauerei errichten. Ganz anderer Meinung war dagegen der Oberlandweinmeister des Königreiches: „von ersterer Sorte [dem Bier] würde man stüpe, und vom letzteren [dem Branntwein] würden nur träge Menschen hervorgebracht.“ Nur Wein allein habe die Kraft, den Geist aufzuheitern, „<sup>582</sup> und mit heiteren Köpfen ließe sich, wo es auf kluges Benehmen zugleich viel und nicht auf simples Stillstehen im Felde ankömmt, mit 100 Mann mehr ausrichten, als mit 1000 phlegmatischen Menschen.“

Weniger bekannt geworden sind die von der Fassfabrik H. Luckwitz und Co. in Leisnig hergestellten 10 Fässer für die Spiritusanlage der Kriegsgesellschaft in Königsberg, von denen das erste bereits 1916 in Leisnig besichtigt werden konnte. Mit einem Durchmesser von 7 Metern und einer Länge von 17,5 m fasste es 3000 hl und damit 500 hl mehr als das Königsteiner Faß.<sup>583</sup> Wenn man allerdings den Zahlen in <sup>584</sup> trauen darf, stand das weltgrößte Faß im Ludwigsburger Schloß. Mit über 600 badischen Ohm war es gute 235 badische Ohm größer als das Heidelberger und fasste damit ca. 3500 hl. Die unterschiedlichen Inhaltsangaben speziell für das Heidelberger Faß mögen auch damit zusammenhängen, dass zwischen 1582 und 1751 drei Fässer gebaut wurden. Das letzte, vom Küfermeister Johann Jac. Engler erbaute, war 9 Meter lang, hatte einen Durchmesser von 6,90 Meter und fasste 236 Fuder oder 212.422 Liter.<sup>585</sup>

Tatsächlich hat auf dem Königstein seit dem 15. Jahrhundert eine Brauerei existiert, in der nach einer Aufzeichnung 1445 „eine Bruwepfanne, zweene botche, sieben bütten, zwei küle vaß, siebzehn halbe fuderige und fünfzehn viertelige biervaß“ gestanden haben. Diese Brauerei wurde um 1500 stillgelegt. Christian I. hat dann 1589 auch ein Schlacht-, Rauch-, Brau- und Backhaus planen lassen, das aber nicht zur Ausführung kam. Seit dieser Zeit wurde die Festung Königstein von außerhalb mit Bier versorgt. Die von Kriegsrat Marschner errichtete Brauerei auf dem Königstein selbst hat es offenbar nie gegeben.

Nach der Neuen Sächsischen Kirchengalerie<sup>586</sup> ging das schon 1445 auf dem Königstein befindliche Brauhaus noch im 15. Jahrhundert ein und spätere

<sup>582</sup> Dieter Weber, Festung Königstein, Werbeprospekt

<sup>583</sup> Radeberger Zeitung Nr. 221 vom 22.9.1916

<sup>584</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 282 vom 9.10.1858

<sup>585</sup> Radeberger Zeitung und Tageblatt, Nr. 157 vom 8.7.1933

<sup>586</sup> Geschichte der Berggemeinde der Festung Königstein, Verlag von Arwed Strauch, Leipzig 1905

Versuche, unter Benutzung des Brunnenwassers Brauereien auf der Festung anzulegen, seien stets missglückt.

Während noch 1482 der Amtmann zu Pirna dem Amt Königstein vorschreiben konnte, wann dort gebraut werden durfte, wurde 1509 durch Herzog Georg dem Bärtigen „die alte Gerechtigkeit den Bürgern im Brauen und Salzschenk bestätigt, nach der sie thalauf- und abwärts frei Getreide holen, ausschiffen, verbrauchen und in Handel bringen durften.“ Im Besitze des Meilenrechtes versuchte die Stadt Königstein, den Bierzwang auch auf die Festung auszudehnen. Die dortige „Neue Schenke“ konnte sich dem 1767 trotz vielfacher Beschwerden der Braugenossenschaft entziehen. Von Brauhäusern der bedeutenden Braugenossenschaft in Königstein werden erwähnt: das alte Brauhaus, 1576 als „das Haus bei der Kirchen“ bezeichnet und der nordwärts von der jetzigen Kirche gelegene „Rastsche Brauhof“, eines „der feinsten Häuser im Oberring“.

In<sup>587</sup> wird allerdings der Fassinhalt nur mit 150000 Litern beziffert. Landbaumeister Pöppelmann habe es gebaut und einmal nur sei es ganz gefüllt gewesen. Bis 1819 habe es als Besucherattraktion noch gespendet.

Prominenter „Gast“ auf dem Königstein war kurzzeitig Johann Friedrich Böttger, der nach dem Bericht des Festungskommandanten damals schon oft zwölf Kannen Bier pro Tag trank. An den Folgen seines unmäßigen Alkoholkonsums litt später seine leitende Funktion in der Porzellanmanufaktur und schließlich auch seine Gesundheit. 1719, bei seinem frühen Tode, befand sich jedenfalls die Manufaktur in einem Zustand vollster Unordnung. Eine Untersuchungskommission fand den Grund „in dem unartigen, veränderlichen Sinn, der übeln Wirtschaft und dem übermäßigen Trinken Böttgers.“

„Für ihren königlichen Gründer aber war die Manufaktur ein Instrument seiner Wirtschafts- und Kulturpolitik. Ihre Produkte sandte er als Geschenke an Fürsten- und Königshäuser, und sie waren Botschafter eines völlig neuen kulturellen Standards. Er entsprach den Salons, in denen aufgeklärte Damen und Herren aus zierlichen Gefäßen exotische Getränke aufnahmen, die den Geist wachhielten, und nicht mehr jenen dröhnenden Gesellschaften des vergangenen Jahrhunderts, die sich um silberne Bierhumpen und Weinpokale scharten. Wie rasch dieser Standard den Mittelstand in Sachsen erreicht hat, bezeugt Johann Sebastian Bachs Kaffeeekantate von 1732...“<sup>588</sup>

Kurt Biedenkopf hat den Erfinder des europäischen Porzellans in<sup>589</sup> gewürdigt. Seit Böttger 1702 in Sachsen mit seinen experimentellen Arbeiten begonnen

---

<sup>587</sup> Georg Menchén, *Romantische Reisen durch Sachsen*, VEB F.A.Brockhaus Verlag Leipzig, 1989

<sup>588</sup> Joachim Menzhausen, *Kulturlandschaft Sachsen*, Verlag der Kunst Dresden, 1999

<sup>589</sup> Kurt Biedenkopf, *Johann Friedrich Böttger...*, in: *Die großen Dresdner*, Insel Verlag 1999

habe, „gelangt aus Freiberg regelmäßig ein Quantum Bier ins »Goldhaus«, (ein Gebäude am Residenzschloß, das 1718 dem Zwinger weichen musste), - hier »ein Tönnen«, da »ein Fäßgen«; Gerstensaft weiß Böttger zeitlebens zu schätzen.“ Sein experimentierfreudiger Geist habe sich aber nicht nur auf Porzellan beschränkt, er habe auch holzsparende Öfen für die Bierbrauereien, die Salzsiedereien und die Blaufarbenherstellung entworfen.

Im 9. Band des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte und Alterthumskunde bemerkt von Seydlitz, dass Böttger auch die Schleif- und Poliermühle an der Weisseritz unterstanden habe. Er habe sich auch anheischig gemacht, anzugeben, wie in Freiberg neue Schmelzöfen für Erz mit seinen weißen Thon-Ziegeln aus der Dresdner Steinbäckerei gebaut werden könnten, konstruierte 1714 Öfen für Bierbrauereien, legte 1711 eine Tabakspfeifenfabrik an, „kurz, beschäftigte sich mit dem Verschiedenartigsten, ohne doch die Hauptsache, die Porzellanmanufaktur, zu rechter Blüthe zu bringen.“

Ursache des Verfalls der Manufaktur sei gewesen, dass Böttger „in den letzten Jahren fast täglich betrunken und wenig bei Verstande gewesen sei.“

In ähnlicher Weise beschäftigt war der 1694 zum Hofmechanikus und Modellmeister bestellte, aus Quatitz bei Bautzen stammende Tischler, Handrik Zahrodnik (Andreas Gärtner)<sup>590</sup>. Als „Sächsischer Archimedes“ bekannt, baute er Wasserleitungen, konstruierte Fracht- und Lastwagen, Brückenkräne, Krankenfahrstühle und entwickelte ebenfalls Braupfannen. Seine transportablen Stubenöfen mit „angebauter Holzsparkunst“ gingen bis Holland und Frankreich, wobei August sicher mehr an den von Gärtner entwickelten Flammenwerfern und Schnelladekanonen gelegen haben dürfte.

Schauen wir uns nun einige Personen aus August's unmittelbarer Nähe an. Seinen Vater, durch Galanterien und Trinkgelage bekannt, - mancher Autor spricht sogar davon, dass er sich jeden Tag betrank – und seine Mutter, Anna Sophie, die einen guten Trunk ebenfalls nicht verschmähte, haben wir schon kennengelernt. Letzterer hat die sich stets sehr drastisch ausdrückende Lieselotte von der Pfalz einen Nachruf gewidmet, der sicher übertreibt: »sie habe von der alten Churfürstin von Sachsen allezeit gehört, dass sie sich so sternvoll gesoffen hatt «.

Christiane Eberhardine, August des Starken Frau, die sich mit Erlaubnis des Königs in den kleinen Ort Pretzsch zurückgezogen hatte und somit in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrer Schwiegermutter im nahen Prettin lebte, beanstandete zwar als prinzipienfeste Kulmbacherin und „Betsäule Sachsens“, dass Anna Sophie oft mehr trank als sie vertragen konnte, war aber beileibe keine Abstinenzlerin, betrank sich – so jedenfalls Hoffmann-Reicker – nur jeden zweiten Tag.

Die Gräfin Cosel, Constantia, geb. von Brockdorf und geschiedene von Hoym, kannte aber vom holsteinischen Gut Depenau her sowohl das Bierbrauen als

---

<sup>590</sup> H. Stegmann in Dresdner Anzeiger, Wissenschaftliche Beilage vom 8.2.1927

auch das Branntweinbrennen. Ihre Mutter zeigte und lehrte es sie und wie auf den Rittergütern auch andernorts üblich, mussten die Untertanen alles Lebensnotwendige vom Gut beziehen, auch Bier, Branntwein, das Allheilmittel der Gutsfrauen gegen alle Krankheiten, und Torf zum Heizen. Die Cosel kann das alles nutzbringend auf dem Gute Pillnitz verwerten, denn von dort „kommen Rind- und Schweinefleisch, Gänse und Enten, Bier und Wein, Gemüse und Obst elbabwärts in den Stadthaushalt. 3000 Taler gewinn wirft das Gut jährlich ab.“<sup>591</sup>

Kerstin Klauer-Hartmann charakterisiert die Cosel in Anlehnung an Christian Ruf's Buch „800 Jahre Dresden – Eine Zeitreise“ als eine „erfolgreiche Geschäftsfrau, intelligent und gebildet, die sich aufs Bierbrauen verstand und ihr Gut Pillnitz Gewinn bringend bewirtschaftete.“<sup>592</sup>

In Pillnitz gab es also eine Weinkellerei, eine Brauerei und Mälzerei, sogar Häuser für Böttcher und Brauer, ein Wirtshaus und die Untertanen der Cosel kauften bei ihr Bier und Salz.

Das Bestehen einer Brauerei bestätigt auch Prof. Dr. Alfred Meiche in <sup>593</sup>. Um 1500 beschwert sich nämlich der Rat zu Pirna, der zu jeder Zeit scharf auf seinem Privileg der Bannmeile bestand, „dass der richter zcu Bilnicz (under Cristoff Czigeler), eyne meyle von Pirna gelegen, seyns junckherrn bier geschanckt habe.“

Der große Brand des alten Schlosses am 1. Mai 1818 soll durch „Verwahrlosung“, sprich Leichtsinnigkeit, im zugleich mitabgebrannten Brauhause veranlaßt worden sein. Andere suchten die Ursache im Probeheizen neu erfundener Kochöfen.<sup>594</sup>

Es heißt, dass auch Constantia bei königlichen Festlichkeiten im Trinken mithalten mußte. Neider sagen ihr sogar nach, dass sie trunksüchtig gewesen sei. Und Constantia, die gern trank, vielleicht auch einmal ein bisschen zu viel, kam in den gleichen Ruf wie Madame Royal, August's Mutter.

Später, während ihrer langen Haft auf der Burg Stolpen, „brauete , kochte und destillierte sie nach von ihr geheim gehaltenen Recepten allerhand Latwergen, Tränke und Aquavite, die aber nur wenig dankbare Consumenten fanden, da man weder zu ihren Recepten, noch zu der Reinlichkeit der Zubereitung viel Vertrauen hatte.“

Eine spätere Mätresse August's, Maria Magdalena von Dönhoff, Tochter des polnischen Großmarschalls, wurde für eine Mustermätresse gehalten, weil sie

---

<sup>591</sup> Gabriele Hoffmann, Constantia von Cosel und August der Starke, Bastei-Lübbe-Taschenbuch, Bd.61118

<sup>592</sup> Kerstin Klauer-Hartmann, Gräfin Cosel schmort 49 Jahre, Sächsische Zeitung vom 27.12.2005

<sup>593</sup> Mitteilungen des Vereins Sächsischer Heimatschutz, Band 16, 1927

<sup>594</sup> August Schumann, Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon, 8. Band, Zwickau 1821

überhaupt nicht ehrgeizig war und keinerlei Interesse an Politik zeigte. Ihre geistige Trägheit ließ sie sogar Beleidigungen nicht übel nehmen. Flemming, August des Starken engster Vertrauter, sei bei einem Gartenfest auf sie zugetaumelt und sie in Gegenwart des allerdings auch betrunkenen Königs mit »du kleine Hure« angeredet. Die Dönhoff habe nur gelacht und sich den Schwankenden vom Leibe gehalten.

Auch August's Tochter mit der Türkin Fatima, die Gräfin Orzelska, Begleiterin auf manchem Ritt nach Moritzburg und in der Dresdener Heide, war bei Festlichkeiten gern an August's Seite. Er habe mit Vergnügen gesehen, wie sie so manche ergraute Exzellenz unter den Tisch getrunken habe.

**Friedrich August II., als König von Polen August III. (1733-1763)**

August der Starke war allen seinen 13 Kindern ein guter Vater, bis auf seinen ehelichen Sohn, den er der bigotten Mutter und der trunksüchtigen Großmutter überließ.

Nicht unbegabt, kunstsinnig, aber bequem und ohne die sinnlichen Neigungen seines Vaters, beseitigt er die Mätressenwirtschaft und hält Hof auf italienisch. Dresden wird erste Kunststadt Deutschlands, Leipzig mehr Handels- und Bildungsstadt.

Seine Regierung steht ganz unter dem Einfluß der ruinösen Misswirtschaft und Korruptionspolitik des Premierministers von Brühl, dem der König auch das 1725 von seinem Vater gekaufte Manteuffelsche Brauhaus in Dresden übereignet.

Bei Brühl denkt man gern an den ewig heiteren Veranstalter höfischer Feste. Dabei musste er nicht nur rastlos tätig sein, ihn drückten auch gewaltige Sorgen, wie ein Schreiben an seinen Adjutanten Oberstleutnant von Trützschler beweist: „Sorgen Sie rechtzeitig für große Vorräte guten Bieres und guten Wassers und ich bitte Sie um alles in der Welt: wäre es denn nicht möglich, dass wir uns einen Ort für den König aussinnen, wo er Tabak rauchen kann? Aber ich weiß, dass das nicht geht.“<sup>595</sup>

Das Königspaar sollte nämlich auf der Rückreise von Warschau her vom 12. bis 17. Oktober 1750 auf Brühls Schloß Pförten zu Gast sein, und die Vorbereitungen für diesen Besuch begannen bereits Mitte Mai.

Im Siebenjährigen Krieg auf Österreichs Seite stehend, wird Sachsen nicht nur schwer zerstört, sondern vor allem Rüstkammer Preußens. „Sachsen ist wie ein Mehlsack, wenn man draufschlägt, kommt immer noch was raus!“, so Friedrich der Große und der preußische General Seidlitz beruhigte die Leipziger Ratsherren, deren Stadt sechs Jahre, sechs Monate und sechs Tage preußische Besetzung aushalten musste, mit den Worten: „Seien Sie getrost! Und wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen können.“

---

<sup>595</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 37. Band, 1916



Immerhin gründet sich unter dem zweiten August 1735 eine Kommerzdeputation, die Handel und Gewerbe durch Analytik und die Hinlenkung auf moderne Fabrikationsmethoden sehr fördert und wird eine Restaurationskommission unter dem Leipziger Großbürgerlichen Thomas von Fritsch einberufen, die die Grundsätze zur Beseitigung der durch die Schlesischen Kriege erlittenen wirtschaftlichen Schäden erarbeitet.

Selbst Heinrich von Treitschke muß rückblickend anerkennen: trotz der schweren Kriegsschäden und der von Preußen erhobenen Kontributionen, „hat das gewissenlose Regiment der beiden polnischen Auguste in der deutschen Geschichte einen bleibenden Niederschlag zurückgelassen. Der üppigste Hof Deutschlands ist auch der geschmackvollste, August der Starke selbst nicht ohne einen Zug zynischer Genialität und sein Nachfolger mindestens so glücklich, schönheitskundige Helfer zu finden.“ Und nun lässt Treitschke alle die Leistungen folgen, die noch heute Sachsen, insbesondere aber Dresden auszeichnen, positive wie negative. Zu letzteren zählte er das Fehlen politischer Köpfe und der Bedientensinn der sächsischen Untertanen.

1750 wird eine neue Kleiderordnung erlassen, die aber sehr leger gehandhabt wurde, denn schon 1759 stellt der Dresdner Kammerfiskal Johann Gottlieb Clodius erhebliche Verstöße fest. Das Weiterbestehen dieser Ordnung lag ihm aber sehr am Herzen, da er einen Anteil der Strafen erhielt, die von denen zu entrichten waren, die die Ordnung nicht einhielten: besonders die, die durch Überteurung und Bevorteilung in Maß und Gewicht bei Viktualien die hiesigen Einwohner, besonders die Armut, übermäßig schröpften – Weiber und Töchter von Traiteurs, Bier-, Wein- und Branntweinschenken, Bäcker, Fleischer, Schneider und andere Handwerker – trügen Kleider, die sich von denen der Damen im königlichen Dienst stehender Räte, Sekretäre und Kanzlisten nicht unterschieden.

Seine diesbezügliche Beschwerde wurde vom König in Anbetracht der Schwere der Zeit zurückgewiesen.<sup>596</sup>

Obgleich dem Problem der Überteurung die Zünfte und die städtische Polizei entgegensteuerten, war es nicht aus der Welt geschafft. Der sächsische Nationalökonom Johann Heinrich Gottlob von Justi, um 1705 zu Brücken im kursächsischen Thüringen geboren, trat Meinungen entgegen, dass das Problem nur durch Polizeitaxen zu lösen sei. Die seien zu vergleichen mit dem Vor- und Zurückstellen einer falsch gehenden Uhr und nur zu billigen bei Fleisch, Brot und Bier. Dort seien sie geradezu notwendig, weil hier der Preis der Rohstoffe klar zu übersehen, die Verarbeitung derselben höchst einfach, der Absatz ganz sicher sei und deshalb vom Staate selbst übernommen werden könne.

Immerhin war Friedrich August II. ein Vertreter des aufgeklärten Absolutismus, und keinesfalls kann man ihm Volksferne vorwerfen. O.E.Schmidt<sup>597</sup> belegt das

---

<sup>596</sup> Archiv für sächsische Geschichte, 6. Band, 1868

unter Berufung auf Götzinger, den verdienstvollen Schilderer der Sächsischen Schweiz. Wenn nämlich in den Sandsteinbrüchen um Posta bei Pirna der Ruf „Lauf zu“ erscholl, drohte Lebensgefahr und die Arbeiter im Steinbruch mussten flüchten. Verständlich, dass jeder Missbrauch dieses Rufes unter Strafe gestellt war. Götzinger schrieb. „Hat doch selbst König August III. diese Strafe erlegen müssen, er machte sich einmal den Spaß, rufte, indem er oben am Rande des Felsens zu Pferde hielt, auf einmal: »Lauf zu!« und ritt davon, als die Steinbrecher auf ihn zugelaufen kamen. Doch ließ er sich vor der Grenze noch einholen, bezahlte nicht nur seine Strafe, sondern ließ die Steinbrecher auch nach Pillnitz kommen und ihnen dort soviel Bier geben, als sie nur trinken konnten, wobei er sie lobte, dass sie ohne Ansehen der Person auf ihre Gerechtsame hielten.“

Einblick in die Regierungsweise des Königs und seines allmächtigen Ministers Brühl ermöglicht ein Vorgang, den Sigrid Steyer im Zusammenhang mit der Arrondierung des Rittergutes Choren erläutert <sup>598</sup>.

Dieses Gut war um 1750 im Besitz des Marschalls von Bieberstein, eines Günstlings des Königs und auch Brühls. Bieberstein versuchte nun, seinen Besitz und seine Einnahmen durch Kauf einer Erbschänke, die über das Privileg des Brauens und Bierschenkens verfügte, zu erhöhen. 1761 richtete er deshalb einen Antrag an den König, man möge ihm den Kauf des Schenkergutes im zum Rittergut gehörenden Dorfe Starbach genehmigen und die darauf haftende Brau- und Schenkergerechtigkeit auf sein Rittergut übertragen. Über seinen Tischtrunk hinaus, wolle er auch alle gebrauten Biere versteuern.

König August empfahl den Dienststellen, seinem ehemaligen Kammerherrn und jetzigen Geheimen und Wirklichen Geheimen Rat durchaus entgegen zu kommen. Ein angefordertes Gutachten des Amtes Nossen betonte aber die Ungesetzlichkeit eines solchen Vorgehens: durch Ausschuß-Tags-Abschied von 1683 könne ein Bauerngut nur wieder an einen Bauern übergehen und eine Transformierung der Braugerechtigkeit von einem brauberechtigten auf einen nichtbrauberechtigten Ort sei durch die Landesordnung von 1661 und das Generale von 1717 schlechterdings untersagt.

Mit Rücksicht auf die Städte Nossen und Rosswein, in deren Bannmeile Choren lag, sei der Antrag abzulehnen, obgleich das letzte Wort natürlich beim König liege.

1762 - Bieberstein hatte damals schon Kenntnis von den Zielen der Restaurationskommission, die in Sachsen eine Reform des Staates vorbereiten sollte – begründete seinen Antrag noch einmal: er wolle mittels der Brauerei nur

---

<sup>597</sup> O.E.Schmidt, Kursächsische Streifzüge, 6. Band, Dresden 1928, Wilhelm und Bertha von Baensch Stiftung

<sup>598</sup> Sigrid Steyer, Das Bauernlegen beim Rittergut Choren, Sächsische Heimatblätter 1987, Heft 2

das heruntergekommene Gut sanieren und danach an einen anderen Besitzer aus dem Bauernstande verkaufen.

Der König, durch Brühl beeinflusst, überließ nun die Entscheidung dem Geheimen Consilio, dessen Mitglied auch Bieberstein war. Obwohl Bieberstein aus taktischen Gründen versuchte, die Hebung des Landbaus und die Verbesserung der Viehzucht über den Nutzen der Brauerei zu stellen, lehnten die Landesregierung und das Consilio ab: „Es sei ohnedem bekannt, wie eine Herrschaft, die auf ihrem Rittergute braue, auf alle Weise den Biervertrieb höher als arme Communen zu treiben in Stand sei. Der Verfall in ihnen sei um so gewisser zu befürchten und diese der Aufrechterhaltung um so würdiger, als sie durch den letzten Krieg so sehr ruiniert worden seien und vornehmlich Rosswein, wo sonst die Tuchmanufaktur so viel eingetragen habe, jetzt gänzlich erliege.“

1763 mit dem Tode des Königs und auch Brühls endet der Vorgang, Bieberstein war am Widerstand der Vertreter eines aufgeklärten Absolutismus gescheitert.

Dennoch kam Bieberstein zu seinem Ziel: Unter der Administration des Prinzen Xaver kaufte er – unter Umgehung der Gesetze und Einschaltung von Mittelsmännern – das ebenfalls nahe beim Rittergut Choren gelegene Brau- und Schenkgut Obertoppschädel mitsamt der Erb-, Brau- und Schankgerechtigkeit, die er auch auf das Rittergut Choren umlegte.

Schon 1775 kam es um das Brauen mit Rosswein zu Zwistigkeiten, in deren Bannmeile Bieberstein mit seinem Bier eindrang. Nachdem Bieberstein 1777 starb, verpachtete der neue Besitzer, ein Neffe Biebersteins, die einträgliche Brauerei auf Choren, die bis 1915 betrieben und 1945 abgerissen wurde.

Übrigens war man an einer Transformierung des Braurechtes von Seiten der Obrigkeit her schon viel früher nicht interessiert. Als der erste Kapellmeister protestantischer Kirchenmusik, Johann Walter, 1548 mit seiner Familie und Haushaltung – insgesamt 20 Personen – nach Dresden zog, stellte er beim Torgauer Rat den Antrag, sein in Torgau gebrautes Bier in Dresden zu nutzen. Er glaubte sich dazu berechtigt, weil er weder sein Anwesen noch das Bürgerrecht in Torgau aufgegeben hatte. Wie ein Protokoll von 1550 besagt, wurde ihm das aber abschlägig beschieden. Nach <sup>599</sup> ist der Text des Protokolls aber nicht eindeutig.

Während seiner Herrschaft als polnischer König habe er „zahlreichen jüdischen Gemeinden ihre Rechte und Privilegien bekräftigt, auch neue verliehen. Er hat vielen Gemeinden, aber auch einzelnen Juden Schuldenzahlungsaufschub gewährt. Von Naturkatastrophen betroffene jüdische Gemeinden wurden von der Steuer ganz befreit. Die Selbstverwaltung der jüdischen Gesellschaft wurde vom König beachtet. Die Juden wurden auch mit königlichen Serviteur- und Faktorentiteln beschenkt. Man muß also konstatieren, dass August III. sich in

---

<sup>599</sup> Armin Schneiderheinze, Holdseliger, meins Herzen Trost, Sächsische Heimatblätter 1996, Heft 4

die Tradition der polnischen Könige eingeordnet hat, die sich freundlich gegenüber der jüdischen Bevölkerung verhalten haben.“<sup>600</sup>

Diesem Entgegenkommen entsprach auch die auffällig hohe Zahl der jüdischen Kaufleute aus Polen, die damals die Leipziger Messe besuchten. Falowski erwähnt zahlreiche Beispiele für die Förderung der Juden durch August III., von denen hier nur die Verleihung des Faktorentitels an den Pächter der Brauerei in Krakau, Jakub Lejzorowicz, und desssen Sohn Lejba interessiert. Dieser Titel verlieh ihnen das Recht des freien Handels mit Alkohol, befreite sie von Zoll und Steuern gegenüber der jüdischen Gemeinde und unterstellte sie der Marschallgerichtsbarkeit.

Den Juden von Bobrka gewährte August 1762 das Recht auf Hauserwerb und Handel mit Alkohol, der jüdischen Gemeinde von Debno das Schankrecht, den Juden von Lwow das Recht , Alkohol herzustellen und zu verkaufen und schließlich befreite er die Juden von Przymysl für 20 Jahre von der Spirituosen- und Schanksteuer.

#### **Friedrich Christian (1763)**

Der älteste Sohn Friedrich August des zweiten ist der Wettiner mit der kürzesten Regierungszeit. Nur ganze drei Monate waren ihm, der als Initiator eines aufgeklärten Abolutismus galt, vergönnt. Sein Regierungsprogramm, das sog. Retablissement, ein Vorläufer des Reformwerks von 1831, zielte auf Wiederaufbau der Wirtschaft und Sparsamkeit auf allen Gebieten, Neuordnung der Finanzen und eine umfassende Staatsreform, die, wenn auch nur in Ansätzen, den niederen Ständen Rechnung trug. Auch die Braunahrung sollte davon profitieren, indem auch die Akzise reformiert wurde. Der allgewaltige Brühl hatte diese Einnahmequelle verpachtet, jetzt wird sie durch ein Generalakzisekollegium selbst, später durch das Geheime Finanzkollegium, verwaltet.

Das Retablissement wollte jenseits der Standesinteressen einen rationelleren Verwaltungsstaat etablieren. Und in der Tat waren ja in Sachsen die Grenzen zwischen den Ständen seit langem verwischt. Das steuerfreie Bierbrauen stand nicht mehr dem Adel als persönliches Recht zu, sondern war an den Besitz von Rittergütern geknüpft, die zu einem Drittel im Besitz von Bürgerlichen waren, wie auch schon sehr früh adlige Grundherren ihre Landwirtschaftsbetriebe durch Gewerke ergänzten, die ehemals nur den Städten zugestanden hatten. Es sei nur erinnert an Christoph von Carlowitz, der schon unter Kurfürst August in der böhmischen Herrschaft Rothenhaus sich stark in außeragratischen Wirtschaftsbereichen engagierte. Neben Bergbau betrieb er Gießereien und Schmelzhütten, Papiermühlen, Mahlmühlen und mehrere Bierhütten

---

<sup>600</sup> Janusz Falowski, August III. (1733-1763) und die Juden in Polen, in: Saxonia, Band 4/5, 1998

(Brauereien)<sup>601</sup>, war aber am Ende seines Lebens so verschuldet, dass er sich 1576 als Geheimer Rat an seinen Kurfürsten August mit der Bitte um finanzielle Hilfe wandte.

Umgekehrt trugen auch die bürgerlichen Rittergutsbesitzer zum wirtschaftlichen Niedergang der Städte bei. Die Gutsbrauereien schränkten den Absatz der städtischen ein und dem Staat entgingen Steuereinnahmen, wenn die Rittergutsbesitzer ihr nicht versteuertes Bier in die Städte einschmuggelten.

An die wirtschaftlichen Ambitionen der Frau des Kurfürsten, unter anderem an das Betreiben der bayrischen Bierbrauerei in Dresdens Friedrichstadt, wurde schon eingangs erinnert.

**Friedrich August III., der Gerechte**, als König Friedrich August I. (1763-1827)

Die Regierungsgeschäfte dieses Sohnes von Friedrich Christian führt bis 1768 sein Onkel Prinz Xaver ganz im Sinne des Retablissements. Als aber die Landstände seine nach preußischem Vorbild ausgerichtete Heeresreform sabotieren, zieht er sich zurück und überlässt die Regierungsgeschäfte dem nun selbständigen, aber ganz der alten Ordnung verbundenen Friedrich August. Dessen politisches Wirken führt ihn von Preußen weg in die Fänge Napoleons, durch dessen Gnaden er auch König wird. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig Gefangener Preußens auf dem Schloß Friedrichsfelde in Berlin, kehrt er 1815, 58% seines Staatsgebietes und 42% seiner Einwohner verlustig, nach Sachsen zurück, wo ihn die Dresdener Brauerinnung im grünen Frack und weißen Beinkleidern, also in den ab nun geltenden Landesfarben, begeistert empfängt. Das Gouvernement des Fürsten Repnin-Wolkonski ließ sich nicht mehr zurücknehmen und auch unter den verkrusteten Strukturen der sächsischen Verfassung setzen sich beinahe im Selbstlauf zahlreiche Neuerungen in Wirtschaft und Staat durch: Abschaffung der Folter, Armenordnung, Bildung des geheimen Finanzkollegiums, Gründung der Bergakademie Freiberg u.a. stehen für den für damalige Zeiten beachtenswerten Aufstieg Sachsens gleich Phönix aus der Asche.

Um 1790 begann auch in Sachsen der Hopfenanbau größeren Stils.

Nach Jäger<sup>602</sup> war man damals in Sachsen bei geordneten Finanzzuständen und mäßigem Wohlstand ruhig und zufrieden, ließ alles beim Alten, „weil man den braven alten König, der seit 50 Jahren Freude und Leid mit seinem Lande geteilt hatte, und der gut und wohlmeinend regierte, nicht drängen wollte, und wo man auch bei redlicher Verwaltung, freisinniger Handelsgesetzgebung und zunehmenden Wohlstand sich um die Schäden der Landesverfassung nirgend viel grämte.“

---

<sup>601</sup> Neues Archiv für sächsische Geschichte, 69. Band, 1998

<sup>602</sup> Oskar Jäger, Geschichte der neuesten Zeit, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Leipzig, 1904

Dafür galt aber die alte, steife Hofetikette, war der Hof so unnahbar wie je und übte der König sein schönes musikalisches Talent immer noch auf dem alten Silbermannschen Kielflügel, so, als ob es das Piano noch nicht gäbe. Niemals erschien der König zu Fuß auf den Straßen und wenn der bezopfte, gepuderte König in altväterlicher Tracht samt Troß winters aus der Sonntagsmesse zurückkehrte, stand schon die Schar wohlzogener Knaben der höheren Stände im Schloßgang zur Bewunderung bereit.

Die Zeit war aber auch getragen von einem grenzenlosen Haß auf Preußen, der sich sogar gegen die eigenen Landsleute Fichte und Körner richtete. „Wer ein guter Sachse war, musste von Zeit zu Zeit einmal durch eine kräftige Herzensergießung wider Preußen beweisen, dass der meißnische Dialekt in der Grobheit ebenso ausdrucksvoll und wortreich ist wie in der Höflichkeit. Lange Jahre hindurch blieb es eine sächsische Eigentümlichkeit, dass man dort überall gescheite und ehrlich deutschgesinnte Männer traf, mit denen man über alles vernünftig sprechen konnte, nur nicht über Preußen.“

Sachsens Schulkinder sangen damals: „Die Preußen haben uns's Land gestohlen, wir werden's uns schon wieder holen; Geduld, Geduld, Geduld!“, so jedenfalls schreibt Heinrich von Treitschke.

Als 1792 im Rahmen der sog. „Koalitionsarmee“ zur Niederschlagung der französischen Revolution 30000 Soldaten, von Schlesien kommend, in mehreren Marschkolonnen sich auf Dresden zubewegten, musste das sächsische Landvolk dem überwiegend preußischen Militär je Hufe liefern: 4,75 Metzen Hafer, 7,5 Pfund Heu, 10 Bund Stroh, 4 Laibe Brot, 2 Lot Fleisch und 3,5 Kannen Bier. Und obwohl Sachsen nicht am Koalitionskrieg beteiligt war, wurde Kriegerrecht angewandt: wer nicht lieferte war der „vollziehenden Gewalt“ der preußischen Offiziere ausgeliefert.

Vielorts wurde aber den Bauern nach Durchmarsch der Armee der Verlust aus der Gemeindekasse, so diese es zuließ, vergütet.<sup>603</sup>

Auch nach dem Verlust der polnischen Königskrone 1763/1765 verfügte Sachsen noch über erheblichen Besitz an Grund und Boden in Polen. Aber um die Wirtschaftlichkeit derselben stand es so schlecht, dass 1775 der in kurfürstlichen Diensten stehende Jurist Friedrich Benjamin Zahn mit einer Untersuchung vor Ort beauftragt wird.

Paul von Zahn berichtet ausführlich über diese Dienstreise in <sup>604</sup>. So über das nördlich von Warschau gelegene Lustschloß Mariemont, zu der auch zwei Wassermühlen und eine Schankwirtschaft gehörten. Notwendige Kosten für Erneuerungsarbeiten konnte Zahn auf wenige Taler herunterschrauben, regte darüber hinaus den Hopfenanbau und das Anlegen eines Forellenteiches an. Als er dort eine mineralische Quelle „von allerbesten, aber etwas reizendem

---

<sup>603</sup> Sächsische Zeitung vom 16.9.2002

<sup>604</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 47. Band, 1926

Geschmack“ findet, schlägt er vor, „Mariemont zu einem anderen sächsischen Lauchstädt oder Radeberg mit wenig Kosten zu machen...”

„Der schlimmsten Misswirtschaft kam Zahn bei Besichtigung der Ökonomie in Szolec dicht südlich Warschau auf die Spur. Die Revenue dieser Oeconomie beruht, - so lautet es wenigstens in der Ministerialinstruktion für Zahn – auf einer starken auf deutschem Fuß eingerichteten Brauerey, einigem Feldbau und einer ziemlichen Viehzucht, die auf einer, auf der Weichsel gelegenen Holländerei etabliert ist und mit dem Brauwesen in Verbindung steht. Schon bei der Durchsicht der Rechnungen waren Zahn Bedenken aufgestiegen. Er schreibt: »Diese Woche begeben mich nach Szolec. Es ist dies eine große Wirtschaft, die bei aller nur möglichen schlechten Führung dennoch jährlich 5000 Thaler abwirft. Hier werde ich den allergrößten Misthaufen finden.« Seine Ahnungen hatten ihn nicht betrogen. 8400 Taler hatte man für den Neubau eines »wandelbar« gewordenen Malzhauses angefordert. Zahn zog den vortrefflichen Landesbaumeister Zugk zu Rate, und dieser erbot sich, mit seinen Leuten das Gebäude für 4-500 Taler wieder instand zu setzen, so dass es noch viele Jahre gebraucht werden könne. Froh über den Erfolg schreibt Zahn: »Was der liebe churfürst für 8400 Thaler bezahlen sollte, habe ich für 400 Thaler erhalten. Mein Bericht wird anfänglich unmöglich richtig erscheinen.«

Die Brauereieinrichtungen standen auch nicht auf der Höhe. Zahn ließ einen neuen Brauofen nach einer schwedischen Konstruktion einbauen und erzielte dadurch eine Holzersparnis von 33-50%. Beim Vertrieb des Bieres war eine beträchtliche Borgwirtschaft eingerissen. Die Außenstände betrugen 15000 Gulden.“ Auch die begann Zahn einzutreiben.

Friedrich August, auf die Finanzen des Staates sehr bedacht, hat eine Reihe von Schlössern in Nutzbauten umgewandelt, so die Lichtenburg bei Prettin in ein Zuchthaus und den Freudenstein in Freiberg in ein Proviantmagazin.

§ 3 der unter Friedrich August 1824 herausgegebenen Verordnung der Landesregierung regelte die Ausübung des Reiheschankes auf dem Dorfe, der allerlei Beschränkungen unterworfen war. „Demjenigen, welcher den Reiheschank ausübt, ist nicht erlaubt, ein Zeichen des Schankes auszuhängen, zu beherbergen oder Ausspannung anzunehmen, Tanz und Musik zu halten, zu speisen und Gäste zu setzen, es ist jedoch in denjenigen Dörfern, wo ein Gasthof oder eine andere Schankstätte sich nicht befinden, den Einwohnern des Dorfes nachzulassen, das Bier in Gesellschaft bei demjenigen welcher den Reiheschank ausübt zu genießen und darf letzterer solchen Falls an die Gäste auch zugleich Brandwein in einzelnen Gläsern verkaufen.“<sup>605</sup>

**Anton, der Gütige (1827-1836)**

---

<sup>605</sup> Günter Holfert, Zur Geschichte der ersten Schankwirtschaft in Coßmannsdorf, dem Gasthof „Zum Rabenauer Grund“, Sächsische Heimatblätter 1997, Heft 3

Ein herzensguter Mann war er weniger steif als sein Bruder. Ursprünglich für den geistlichen Stand erzogen, war er für die Regierungsgeschäfte so unkundig und unbedeutend, dass ihn selbst die Dresdener Ehrfurcht nur mit dem Beinamen „der Gütige“ schmücken konnte. Ein Greis, wie sein Vorgänger, erwarteten die Sachsen von ihm und seinem Bruder Max, dass er auf die Regierung zugunsten des liberal eingestellten Neffen, Prinzen Friedrich August, verzichten solle. Aber die auf eine konstitutionelle Verfassung drängten, wurden enttäuscht: erst die revolutionären Unruhen 1830/31 führten zur konstitutionellen Monarchie. Kein Wunder, dass die allgemeine Unzufriedenheit sich auch journalistisch niederschlug: es erschien ein für Sachsen unerhörtes Oppositionsblatt des Zwickauer Theologen Richter, „Die Biene“. Hier wurden die Beschwerden des arg belasteten Bauernstandes sowie die Rügen gegen die Missbräuche der städtischen Verwaltung – Bierzwang und schändliches Dünnbier der Ratskeller – aber auch schon die Forderungen nach einer Volksvertretung nach dem Beispiel des Großherzogtums Weimar vorgetragen.

1832 erzwingen die fortschrittlichen Kräfte in Sachsen das Gesetz über die Ablösung und Gemeinheitsteilung und die Gründung einer Landrentenbank. Damit wird die Befreiung der Bauern von den Feudallasten eingeleitet, Maßnahmen, die nach Heinrich von Treitschke, mit den feudalen Lasten weit gründlicher aufräumte, als es bisher in Preußen gelungen war. Zwar mussten die Grundherren für die Ablösung entschädigt werden, das war aber in Geld möglich, sodaß der Bauernstand nicht durch Landabtretung geschwächt wurde.

Nach Walther Buchholz<sup>606</sup> waren nun nicht alle Rittergutspächter Menschenfreunde wie der Leipziger Handelsherr Johann Gottlob Preußner, der schon 1813 als Herr von Lockwitz seinen Untertanen alle Frondienste unentgeltlich erließ. Das war wohl eher die Ausnahme. Meist lief es so wie im Rittergut Seifersdorf, wo eine gegenseitige Aufrechnung eine riesige Differenz zu Ungunsten der Bauern ergab. Dort konnte unter Einschaltung verschiedener Anwälte erst 1847 ein gütlicher Kompromiß erzielt werden, ja, die alte Frondienstzeit warf hier ihre Schatten bis ins Jahr 1907.

Die Ausführungen Buchholz's sind für uns interessant, weil sie die zu leistenden Dienste der Hufner, aber auch die Gegenleistungen des Rittergutes in Geld ausdrücken. So wurden zugrunde gelegt: 1 Pfund Brot mit 5 Pf; 1 Pfd. Butter mit 4 Groschen; 1 Kanne Kofent mit ½ Pfennig; 1 Kanne Bier mit 6 Pf. und eine Tonne Bier mit 2 Thalern. Eine Stunde Sensendienst galt 6 Pf., eine Kornschnitterin bekam in der Stunde 4,8 Pf.

Anton war der erste sächsische König, der eine Zivilliste erdulden musste. Unter Berücksichtigung seiner Einkünfte, darunter auch die des Hofbrauhauses, wurde ihm vom sächsischen Staat verordnet, was er sich pro Jahr leisten konnte.

Das Unvermögen des Königs, die unterschiedlichen Interessen zu einem Gesamtwohl zusammenzuführen, bewog ihn schließlich doch, seinen auch

---

<sup>606</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 51. Band, 1930



schon betagten Bruder zum Verzicht auf die Regierung zu bewegen und den beim Volk beliebten Neffen, Friedrich August, zum Mitregenten zu bestimmen.

### **Friedrich August II. (1836-1854)**

Unter ihm wird Sachsen eine konstitutionelle Monarchie, in der das Volk in zwei Kammern vertreten ist und deren Verhandlungen öffentlich geführt werden. Wachsendes Nationalbewusstsein und Patriotismus führen 1845 zu den revolutionären Unruhen in Leipzig, die mit den Namen Robert Blum verbunden sind und zugleich den die Kommunalgarden musternden Prinzen Johann als freiheitsfeindlichen Finsterling bezeichneten. Gegen ein generelles Versammlungsverbot in Leipzig hatte man damals „in allen Bierhäusern mit Eifer Unterschriften gesammelt“.

1838 wird der Bier- und Mahlzwang aufgehoben und mit Preußen eine gemeinsame Währung geschaffen. Der Taler hatte nun 30 Groschen, der Groschen aber in Preußen 12, in Sachsen nur 10 Pfennige. Das sächsische Volk unterschied aber noch bis zur Reichswährung 1874 „gute Groschen“ von den „Neugroschen“

Friedrich August war auch der Besitzer des feudalen Herrensitzes und Rittergutes Niederpoyritz, auf dem er den höfischen Bedarf an Bier und Wein absichern wollte. „1839 ließ er deshalb noch ein Brauhaus errichten...Heute kann man die einstige Bestimmung der Flächen nur noch ahnen. Der sogenannten Schlossvilla des Rittergutes erging es nicht viel anders. Bis 1975 diente das Gebäude an der Eugen-Dietrich-Straße Wohnzwecken. Dann war der absolute Verfall nicht mehr aufzuhalten. Seit 1984 erinnern nur noch zwei Außenwände an das einstmals große Haus. An einem Türsturz kann man die Jahreszahl seiner Erbauung 1735 erkennen. Die gegenüber liegenden Häuser wurden in Wohnungen umgebaut, nur die ehemalige Brauerei und spätere chemische Fabrik hofft auf eine Zukunft.“<sup>607</sup>

Friedrich August hat gelegentlich auch gedichtet. Nach Herzog Johann Georg<sup>608</sup> hat er aber im Gegensatz zu seinen Geschwistern sein Talent nicht gepflegt. In einem Gedicht „Neujahrswunsch an Rittmeister von Lützerode“, 1818, heißt es am Ende:

An des dicken Königs glänzendem Bankette,  
Uns der Hof erschien im Glanz der Etikette,  
Wo von Schillers Geist erfüllt auf dem Balkone  
Spendeten wir Bier, der Freundlichkeit zum Lohne.

Die erwähnte Bierspende bliebe dunkel, würde nicht eine Fußnote sie erhellen; uns erscheint sie nun direkt anstößig, denn sie lautet: „In Sens an unserer

---

<sup>607</sup> Sächsische Zeitung vom 10.1.2002

<sup>608</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde, 33. Band, 1912

Wohnung war ein Balkon, auf dem wir uns öfters Abends aufhielten und Schillers Gedichte lasen, wobei wir die freundlichen Kinder des Hauses Alina und August, 6 und 4 Jahre alt, mit Bier traktierten.“

Friedrich August war ein wissenschaftlich gebildeter Botaniker. Am 9. August 1854 auf einer Fahrt durch Tirol verunglückte der König durch Umstürzen der Postkutsche und Hufschlag am Kopf schwer. Er starb bewusstlos im nahegelegenen Gasthof zu Brennbichl, in den man den Schwerverletzten gebracht hatte.<sup>609</sup>

### **Johann (1854-1873)**

Als er die Regierungsgeschäfte für seinen in Tirol tödlich verunglückten Bruder übernahm, war er darauf als Jurist und Verwaltungsfachmann bestens vorbereitet. Schon seit 1822 gehörte er dem Geheimen Finanzkollegium an, arbeitete an der Verfassung von 1831 und zahlreichen Gesetzen mit. 1831 gründet sich unter dem Vorsitz des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein, der sich gegen den Branntwein richtete und 1832 erscheint von ihm eine Schrift: „Über den Zustand und die Verbesserung der Bierbrauerei im Königreiche Sachsen“.

Pflichttreu, umfassend gebildet, war er für die demokratischen und liberalen Kräfte Sachsens Hoffnungsträger. Wissenschaftlich trat er durch die Übersetzung und Kommentierung von Dantes »Göttlicher Komödie«, 1828 bis 1849 unter dem Namen Philaethes veröffentlicht, hervor.

Aus unserer Sicht bedeutend sind die Aufhebung der Patrimonial- und Stadtgerichte 1855, die Ablösung der gutsherrlichen Jagdrechte 1858, vor allem aber die Einführung der Gewerbefreiheit 1861 mit Fortfall der Bannrechte und Vorrechte der Innungen und die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches 1865. Sie waren die Voraussetzung dafür, dass sich um die Städte Sachsens viele kleine und kleinste ländliche Brauereien gründeten. So auch die Brauerei zu Leutewitz, die 1881 erbaut, bis gegen 1922 produzierte und deren verwaistes Gebäude 1930 zu Wohnungen umfunktioniert wurde.<sup>610</sup>

Als Folge des Deutschen Krieges verliert unter Johann Sachsen weitgehend seine Eigenstaatlichkeit unter Wahrung kultureller und wirtschaftlicher Eigenheiten und unterstützt in der Folge Preußen auf dem Wege zu Einheit Deutschlands.

Wie schwer es ist, über Johann eindeutig zu urteilen, beweisen auch die Ergebnisse einer dreitägigen Konferenz über König Johann 2001 auf Schloß Weesenstein. In<sup>611</sup> werden sie wie folgt zusammengefasst: „Wenn der König auch nicht dafür war, so war er doch auch nicht dagegen. Das galt zum Beispiel für die industrielle Entwicklung. Johann habe sie nicht mit voller Begeisterung

---

<sup>609</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 179 vom 3.8.1929

<sup>610</sup> Bernd Hoffmann, Der Bierkenner, 14. Ausgabe April 2005

<sup>611</sup> Sächsische Zeitung vom 10.9.2001

verfolgt, aber für unvermeidlich gehalten. Er habe keinen wirtschaftlichen Entwicklungsplan besessen, aber rege Anteil genommen. Durch symbolische Handlungen habe er erkennen lassen, dass er die ihm näher liegenden alten Werte zu verbinden suchte mit den neuen wirtschaftlichen Anforderungen... Daß sich König Johann um den wirtschaftlichen Aufschwung in Sachsen verdient gemacht hat, scheint zwar unbestritten zu sein – aber schwer beweisbar.“ Johann, nach den Schüssen 1845 vor dem Leipziger „Hotel de Prusse“, für längere Zeit einer der „bestgehasstesten“ Männer in Sachsen und politischer Reaktionär, „sei nicht konservativ gewesen, doch kein ausgesprochener Reaktionär und nicht militant wie etwa der preußische Prinz. Vielmehr sei er ein Mann der Realität, des Rechtsbewußtseins gewesen.“

Weniger bekannt ist, dass Johann neben der Übersetzung der „Göttlichen Komödie“ auch Gelegenheitsgedichte fabrizierte, wie: „Hast Du mehr als Einen Wein/ Wähle stets den rechten,/ Aber kann's nicht anders sein,/ Trinke auch den schlechten.“<sup>612</sup>

1838 übernahm Johann von seinem Vater Maximilian Schloß Weesenstein nebst umfangreichen Nebenbesitz und wirtschaftete darauf nach<sup>613</sup> offenbar sehr erfolgreich, denn: „Auf seine recht intensive Befassung mit der Wirtschaft seiner Rittergüter deuten eine Reihe noch erhaltener Dokumente, wie Anweisungen zur Bewirtschaftung des Gutes Weesenstein, ... die Verpachtung der Rittergutsbrauerei, der Verkauf der Schlossmühle, der Verkauf des Gasthofes....Sie verdienen eine gründlichere Auswertung als das in der Kürze der Zeit möglich war, nicht zuletzt wegen der für die Mühle, des Gasthofes und der Brauerei angefertigten Inventare...“ und: „Von den Baumaßnahmen zu Johanns Zeit in Weesenstein sind besonders zwei hervorzuheben: der Einbau von zwei Wohnungen im Kegelpavillon (heute Vorschloß) und 1865 die Verlegung der Hofküche. Nachdem die Brauerei 1863 eingestellt worden war, richtete man in den früheren Brauhausräumen die Hofküche ein und die Silberkammer kam in die bisherigen Küchenräume, alles mit »der ausdrücklichen Bemerkung thunlichster Ersparnisse an den Anschlagsummen«“. 1858 erläßt König Johann das „Gesetz, die Einführung eines allgemeinen Landesgewichts und einige Bestimmungen über das Maaß- und Gewichtswesen im Allgemeinen betreffend“, in dem als Normalgewicht das französische Kilogramm und als einzige Maße der Leipziger Fuß und die Dresdner Kanne für Länge und Inhalt vorgeschrieben werden.<sup>614</sup>

**Albert (1873-1902)**

---

<sup>612</sup> Sächsische Zeitung vom 28./29.4.2001

<sup>613</sup> Christine Klecker, Johann von Sachsen und Schloß Weesenstein, Sächsische Heimatblätter 1992, Heft 1

<sup>614</sup> Dresdner Nachrichten, Nr. 94 vom 4.4.1858

Ältester Sohn seines großen Vaters baut der Reichsgeneralfeldmarschall Dresden zur größten Garnisonsstadt des Reiches aus. „Allerdings war sein Kasernenviertel, Albertstadt genannt, eine noble Kunstschöpfung, denn die weiträumig angeordneten Bauten waren noch immer klassizistisch-historisierend in parkartig gestaltetem Gelände.“<sup>615</sup>

König Albert pflegte ausgezeichnete Beziehungen zu Kaiser Wilhelm I., Bismarck und dem österreichischen Kaiser Franz Josef und Feldmarschall Moltke hat von ihm gesagt, er sei der einzige deutsche General gewesen, der im Deutsch-Französischen Krieg keinen Fehler gemacht habe.

Diese „Preußennähe“ hat auch die Einführung der seit Bismarck bekannten „Parlamentarischen Bierabende“ in Sachsen sehr erleichtert. Zu einem der ersten hatte im Januar 1902 der Präsident der Ersten Kammer, S. Exc. Wirkl. Geh. Rath Graf von Könneritz in den Saal des evangelischen Vereinshauses auf der Zinzendorfstraße eingeladen, und neben den Kronprinzen Georg und Friedrich August, beide später sächsische Könige, waren auch die Staatsminister von Metzsch, von Watzdorf, Edler von der Planitz, viele Regierungskommissare, sämtliche Vertreter der Ersten und fast alle der Zweiten Kammer, auch Vertreter der Presse, erschienen. Die Herren hatten an den 4 bis 6 Personen fassenden Tischen Platz genommen und konnten sich am prächtig ausgestatteten kalten Buffet erfreuen, was die meisten von ihnen auch bis Mitternacht beanspruchte. Man meinte, dass solche Abende viel zur Klärung der Sachlage und zur Vereinfachung der Landtagssitzungen beitrügen.<sup>616</sup>

Im April 1902 lud dann der Präsident der Zweiten Kammer, Geh. Hofrath Dr. Mehnert auf das Königliche Belvedere der Brühlischen Terrasse ein. Auch hier erschienen die Kronprinzen Georg und Friedrich August.<sup>617</sup>

Bernhard Fürst von Bülow, Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, schätzte an Albert dessen unerschütterliche Ruhe, Klarheit, Geistesgegenwart und Festigkeit und hielt ihn für einen hervorragenden Staatsmann, der wie viele andere Fürsten die richtige Behandlung Wilhelm II. als wichtigste Aufgabe des Reichskanzlers empfahl: „Sie sollen die glänzende Begabung des Kaisers für das Reich, für uns alle verwerten, aber gleichzeitig der Riesengefahr vorbeugen, dass seine Fehler und Schwächen, dass die bedenklichen Seiten seines Charakters uns zugrunderichten.“

Unter Albert tritt 1900 das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch in Kraft, wird ein Allgemeines Baugesetz verabschiedet, das Steuerwesen neu geordnet, die Eisenbahn verstaatlicht und das sächsische Kleinbahnnetz ausgebaut. Die Industrialisierung von Dörfern wird erfolgreich fortgesetzt, sodaß in Sachsen gemessen am Durchschnitt des Deutschen Reiches viel mehr Menschen in der Industrie und weniger in der Landwirtschaft arbeiten.

---

<sup>615</sup> Joachim Menzhausen, Kulturlandschaft Sachsen, Verlag der Kunst Dresden, 1999

<sup>616</sup> Radeberger Neues Echo, Nr. 8 vom 17.1.1902

<sup>617</sup> Radeberger Zeitung Nr. 85 vom 15.4.1902

Am 9. Juni 1880 weilte König Albert in der Nähe Schwarzenbergs am Fürstenbrunnen und gedachte des Ahnherrn des königlich-sächsischen Hauses, Prinz Albert. Der wurde ganz in der Nähe durch den Köhler Georg Schmidt, später Triller genannt, aus den Räuberhänden Kunz von Kaufungen's gerettet. In einer als Waldwärterwohnung dort errichteten Blockhütte wurde nach <sup>618</sup> „in einem Glasschrein der Becher aufbewahrt, aus welchem König Albert gelegentlich seines Besuches Bier getrunken hat.“ An diese Episode wird auch in <sup>619</sup> erinnert.

Der wackere Köhler soll für seine Rettungstat 1455 auch ein Freigut in Eckersbach bei Zwickau erhalten haben. Über dessen Lage ist man sich bis heute nicht einig. Eine Version besagt, dass es hinter der Pölnitzer Brauerei auf dem Berge am Weg Pölnitz – Eckersbach gelegen habe.<sup>620</sup> Zur 475. Wiederkehr des Tages des Prinzenraubes 1930 wird in <sup>621</sup> daran erinnert, dass die Nachkommen des Köhlers Triller ein Gut mit Brauerei im Dorfe Eckersbach bei Zwickau vom Landesherrn zu Lehen erhalten hätten, das anlässlich der 400. Wiederkehr des Jahrestages Gegenstand eines großen volkstümlichen Erinnerungsfestes gewesen sei.

König Albert besuchte wie seine Nachfolger Georg und Friedrich August III. gern das Langebrücker Forstrevier in der Dresdener Heide zu Spaziergängen und Hofjagden. Die Langebrücker Chronik weiß zu berichten, dass er am 28.7. 1894 auf der Hofewiese eine Flasche Bier trank und sehr vergnügt war und am 19.2. 1895 im Gasthaus „Zur Post“ ein Frühstück einnahm.

Dem Langebrücker Forstmeister Voogt kommt nach dieser Chronik das Verdienst zu, König Albert veranlasst zu haben, neben dem üblichen Sekt bei Hofbällen auch Flaschenbier zu verabreichen.

Wenn König Albert und Königin Carola in Pillnitz weilten, war ihre Lieblingsspeise Schlickermilch – Sahne vom Gute Pillnitz, in die man Brotkrumen und Zucker untermengte – dafür gab es dann aber zum Diner um 4 Uhr nur ein frugales Mahl, kalter Aufschnitt mit Bier.

War man im schlesischen Sybillenort, einem Erbe, das den albertinischen Wettinern 1884 zufiel, bezog man das Trinkwasser, wie früher August der Starke, aus einem Brunnen des Dresdener Schlosses. Man nannte es Schlangwasser und es floß aus einer Quelle Neuostas dem Schlosse zu. Es war weich und wohlschmeckend und wurde in denselben kupfernen Gefäßen nach Sybillenort transportiert, deren sich schon der starke August bediente.<sup>622</sup>

---

<sup>618</sup> Dresdner Nachrichten vom 7. Juli 1905

<sup>619</sup> Radeberger Zeitung Nr.157 vom 9.7.1905

<sup>620</sup> Archiv für die sächsische Geschichte, 2. Bd., 1864

<sup>621</sup> Radeberger Zeitung Nr. 156 vom 8.7.1930

<sup>622</sup> Radeberger Zeitung Nr.142 vom 4.8.1900

Nach <sup>623</sup> war das Sybillenorter Wasser kaum zu genießen und das Dresdener kam täglich mit der Bahn in den gleichen Behältern an, in denen schon vor zwei Jahrhunderten die sächsischen Kurfürsten und Könige von Polen sich das Wasser nach Warschau bringen ließen.

Halsschleife und Vorderetikett der Flaschenbiere der Radeberger Exportbierbrauerei AG. zeigen Albert, für den Betrachter mehr Römer als sächsischer König und ohne erkennbaren Bezug zum Bier. Es ist eine Seite einer von König Albert gestifteten Medaille, die die Radeberger Brauerei anlässlich der ersten Landwirtschaftsausstellung 1880 in Radeberg erhielt.

Als 1892 im Zusammenhang mit der Gesetzgebung zur Sonntagsruhe einigen Schankwirten in Dresden vom Gewerbeamt wegen Bierverkaufs über die Straße während der Sonntagsruhe eine Strafe von je 20 Mark auferlegt wurde, war es König Albert, der aus landesväterlicher Huld und Gnade<sup>624</sup> diese Strafen erließ. Dieser königliche Gnadenakt erregte natürlich bei den Schankwirten große Freude und Genugtuung, wurde aber auch von allen anderen Kreisen freudigst anerkannt.

Albert wohnte am liebsten in der königlichen Villa in Strehlen oder im heißen Sommer in seinem erzgebirgischen Jagdhaus Rehefeld. Seine Erholung war die Jagd und nach besonders günstigem Jagdglück liebte er es, seine Jagdgäste durch in kräftiger sächsischer Mundart wiedergegebene Jagd- und Skatanekdoten zu erfreuen. Als einfacher Spaziergänger in Lederjacke und steirischem Hütchen erging er sich in den frühen Morgenstunden gern im Dresdener Großen Garten, ihn begegnenden Leute oft in ein kurzes Gespräch verwickelnd. Felix Dahn hat den königstreuen Sachsen sicher aus dem Herzen gesprochen:

Wenige im Deutschen Reich  
waren Dir, Albert, gleich.  
Wortkarg, doch tatenreich,  
stetig Dir selber gleich!  
Schlaf nun in Ruh;  
Dank deckt Dich zu!<sup>625</sup>

Der Monarch, der nach <sup>626</sup> wie geschaffen für den Soldatenstand war und bei dessen Geburt die Wachen am Schloß einen Gratistrunk kräftigen Bieres erhielten, starb als reichster Mann Sachsens in Sybillenort bei Breslau.

**Georg (1902-1904)**

---

<sup>623</sup> Neues Radeberger Echo, Nr. 74 vom 22.6.1902

<sup>624</sup> Neues Radeberger Echo vom 24.8.1892

<sup>625</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 94 vom 21.4.1928

<sup>626</sup> Reinhard Delau, Sächsische Zeitung vom 4./5.5.2002

Als Bruder Alberts wurde er von diesem schon früh, eigentlich von Anfang an, in die Regierungsgeschäfte einbezogen. Er galt als steif und hochmütig, war darüber hinaus klerikal und schonte die Empfindungen seines überwiegend evangelischen Volkes weniger als der weise Albert oder sein Vater Johann. Als Sachsen immer mehr zur Hochburg der Sozialdemokratie und zum „roten Königreich“ wurde, besuchte Wilhelm II. Sachsen, um zu demonstrieren, wie sehr er die sächsische Dynastie schätzte.

Andererseits war König Georg – übrigens auch Ehrenbürger der Stadt Radeberg – als Prinz fleißiger Besucher der damals noch von der Gutscherrschaft selbst betriebenen Gastwirtschaft im Rittergut Liegau, kegelte auf dem Sandschub des Augustusbades und kehrte auch gern in der Bahnhofswirtschaft Radeberg bei der Wirtin „Muhme Kaje“ ein.<sup>627</sup>

Auch anlässlich seines gelegentlichen Besuchs der Vogelwiese in Dresden soll die Leutseligkeit des Königs und die Art des persönlichen Verkehrs mit dem Volke den denkbar besten Eindruck gemacht haben. Er war danach mit seiner Familie längere Zeit, und wie behauptet wird, in „ungezwungenster Weise“ im Augustinerbräu Dresden eingekehrt, und hatte sich dort, auf harter Bank neben einfachen Leuten sitzend, über deren täglichen Lebensfragen unterhalten. Dabei habe ihm und dem Kronprinzen – dem späteren König Friedrich August III. – ihr Maß Bier sichtlich geschmeckt.<sup>628</sup>

Anlässlich seines 70. Geburtstages hatten auch in Radeberg viele Häuser geflaggt, unter anderen auch die Radeberger Exportbierbrauerei, „welche zum ersten Male neue Fahnen, grün-weiß mit dem sächsischen Wappen und schwarz-weiß-rot mit dem Reichsadler, an Stelle der früheren langen Flaggen, aufgezogen hatte.“<sup>629</sup>

### **Friedrich August III. (1904-1918)**

Der deutsche Reichskanzler, Fürst von Bülow, schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten“: „Wenige Tage nach der Trierer Debatte saß ich bei einem Diner im Berliner Schloß der Kronprinzessin Luise von Sachsen gegenüber. Sie gefiel mir nicht nur durch ihre reizende Erscheinung, sondern auch durch Liebenswürdigkeit und lebhaftige Konversation. Traurig stach von der hübschen Frau ihr Gemahl, der damalige Kronprinz Friedrich August, dem nicht nur seine gar zu ausgesprochen sächsische Mundart, sondern auch die Unbeholfenheit seines Wesens und die läppische Art seiner Fragen und Bemerkungen einen so komischen Anstrich gaben, dass es schwer war, ihm gegenüber den Ernst zu bewahren, der sich für den Reichskanzler im Verkehr mit Bundesfürsten ziemt.“

---

<sup>627</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 237 vom 11.10.1903

<sup>628</sup> Radeberger Zeitung, Nr. 184 vom 11.8.1903

<sup>629</sup> Neues Radeberger Echo, Nr. 95 vom 10.8.1902

Verständlicherweise sieht das der Sohn des letzten sächsischen Königs, Prinz Ernst Heinrich von Sachsen anders: Er hält ihn für einen im Essen und Trinken „mäßigen“ Menschen. „Da der mäßige Mensch weniger interessant ist als der unmäßige, und man auch sonst meinem Vater nichts anhängen konnte, so verfielen die berufsmäßigen Schreiberlinge darauf, ihn als einen kleinen sächsischen Spießer mit plebejischem Dialekt darzustellen, der dazu noch bei feierlichen Anlässen betrunken war. So sei er z.B. bei der Einweihung der Zeppelinhalle in Leipzig vor einer Ehrenkompagnie betrunken herumgewankt.“ Menzhausen stellt fest, dass in Sachsen auf Grund seiner hohen Industrialisierung die SPD 1903 bereits einen Anteil von 58,8% der Wählerstimmen hatte und Friedrich August III., seit 1904 regierend, ein Konservativer war, der streng auf Einhaltung des spanischen Hofzeremoniells bestand. Klug und redlich habe er den Spagat versucht, „auch der König der Sozialdemokratie zu sein, was ihm durch vorbildliche soziale Maßnahmen und seine berühmten sächsischen Kernsprüche gelang. (Kein Geheimpolizist oder »Bodygard« ward je um ihn gesehen, wenn er in Dresden spazierte, Schlittschuh lief oder bei Hitze an einer Theke Bier trank).“

Seine Volkstümlichkeit belegen zahlreiche, mehr oder weniger belegte, Anekdoten. Zu welchen Fehleinschätzungen man kommen kann, wenn man ein Laster nur in seinem Gegenüber sieht, belegt folgende: König Friedrich August III. sieht beim Sichrasierenlassen, wie die Hand des Friseurs zittert. Der hat Angst, den König zu schneiden. Der König, den Grund des Zitterns woanders vermutend, sagt: „Das kommt vom Saufen!“, darauf der Friseur, dieses Laster auch beim König vermutend oder sogar kennend: „Ja, Majestät, davon wird die Haut so spröde!“

Nach <sup>630</sup> und <sup>631</sup> besuchte Friedrich August III. im Rahmen einer ausgedehnten Leipzig-Visite am 30.1.1913 auch die Reudnitzer Brauerei Riebeck und Co. Nach einem Betriebsrundgang verweilte der König noch eine halbe Stunde im behaglichen Braustübl der Brauerei, „wo selbst der König Gelegenheit nahm, seiner Freude über das Gesehene Ausdruck zu geben. Es wurde hier ein Imbiß serviert und neben der Bachusgabe auch eine Kostprobe vom »guten Riebeckbier« auf die Tische gestellt, über das sich der König sehr lobend aussprach...Es gefiel dem König sehr wohl im Braustübl.“

Nach <sup>632</sup> hat der letzte Sachsenkönig am 21.8.1907 auch die Radeberger Exportbierbrauerei besucht, die bekanntlich ihr Bier als Tafelgetränk Seiner Majestät bezeichnen durfte. Der König sei, wie man in Sachsen sagte, ein »froher Zecher vor dem Herrn« gewesen. Schon als Prinz hatte Friedrich August in Begleitung des Majors Edler von der Planitz die Actienbierbrauerei zum

---

<sup>630</sup> Reudnitzer, Verlagsbeilage der Leipziger Zeitung zum 140-jährigen Bestehen des Leipziger Brauhauses zu Reudnitz

<sup>631</sup> Reudnitzer, Verlagsbeilage der Leipziger Zeitung vom 11.05.2004

<sup>632</sup> Gottfried Beier, Sächsische Zeitung vom 4.4.2002



Bergkeller in Radeberg besucht, um am 18.4.1884 ein Glas Bier an der Quelle zu trinken. Der Prinz sprach sich, wie in <sup>633</sup> zu lesen war, „sehr anerkennend über den ihnen frisch vom Faß credenzten Stoff aus und bemerkte, dass derselbe genau wie Pilsner schmecke.“

1906 wurde der König auch Brauereibesitzer. Durch seinen juristischen Vertreter erwarb der Monarch die Schließer'sche Brauerei in Eisenberg-Moritzburg, die vor dem Dresdener Amtsgericht zwangsversteigert wurde, für einen Preis von 73500 Mark. Der Brauereikauf habe mit den wasserrechtlichen Verhältnissen der königlichen Besitzungen in Moritzburg zusammengehungen.<sup>634</sup>

Als er 1905 die Internationale Kochkunstausstellung in Leipzig besuchte, wurde ihm „in dem daselbst befindlichen Ausschank von einer Müchnerin, Frau Sommer, ein Glas Radeberger Pilsner aus der Radeberger Exportbierbrauerei unter herzlichen Worten für das Wohlergehen der Familie überreicht und vom König auch angenommen<sup>635</sup> und nach einem Besuche der Brauerei zum Felsenkeller bei Dresden am 9.5.1905 stiftete die Brauerei 10.000 M. zu gemeinnützigen Zwecken und durfte diese Stiftung mit allerhöchster Genehmigung den Namen des Königs führen.“<sup>636</sup>

In Gastwirtskreisen erzählte man sich um den letzten sächsischen König eine Episode, die sich im Gasthaus „Waldschuster“ in Georgengrün 1906 abspielte. Anlässlich eines ersten Besuches des Königs in dieser Gegend glaubte der Amtshauptmann von Auerbach, den König vor „aufdringlichen Wirten“ dadurch schützen zu müssen, dass er den Wirten verbot, dem König Bier und dergleichen zu reichen, wie es früher bei König Albert vorgekommen war. So ging es am Besuchstag sehr trocken zu, bis der Besitzer des „Waldschuster“ das Verbot brach und dem König einen erfrischenden Trunk kredenzte. Der Königspokal stand dann noch lange in Schusters Gasthof. Er trug die sinnige Inschrift: „Zerschlagt mir alle Gläser, zerstört mein ganzes Haus – nur schont mir diesen Becher; mein König trank daraus.“<sup>637</sup>

Bekannt ist auch, „wie unser König Friedrich August von Sachsen im Radeberg benachbarten Langebrück im Hotel zur Post zwanglos sein Glas Bier trinkt. Auch im Bahnhofsrestaurant zu Radeberg hat er sich früher durch Speis' und Trank gestärkt.“<sup>638</sup> Das Hotel zur Post in Langebrück wird in <sup>639</sup> sogar zum „Stammlokal“ Friedrich August's erhöht.

Einen guten Trunk gönnte der König offensichtlich auch anderen. Zur 500-Jahrfeier des Bestehens der Leipziger Universität erwähnt er in seiner Festrede,

---

<sup>633</sup> Radeberger Zeitung Nr. 47 vom 19.4.1884

<sup>634</sup> Radeberger Zeitung Nr. 53 vom 6.3.1906

<sup>635</sup> Radeberger Zeitung Nr. 68 vom 22.3.1905

<sup>636</sup> Sächsische Zeitung Nr. 61 vom 14.3.1905

<sup>637</sup> Radeberger Zeitung Nr. 266 vom 14.11.1909

<sup>638</sup> Sächsische Zeitung Nr. 26 vom 1.2.1914

<sup>639</sup> Radeberger Zeitung Nr.176 vom 30.7.1938

dass er sich jedenfalls Kommilitonen bei Milch und Limonade nicht vorstellen könne. Er war ja am 28.4.1885 als erster königlicher Prinz aus dem Hause Wettin in das Matrikel der Leipziger Universität eingetragen worden und hatte „an unserer lieben alma mater zwei Semester studiert und manche lustige Stunde hier verlebt und wollte ein warmes Herz für die ganze akademische Jugend bewahren.“

Der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen indessen, ein ausgesprochener Gegner des studentischen Trinkzwanges und des damit verbundenen übertriebenen Alkoholgenusses antwortete auf ein Huldigungsschreiben der in Leipzig studierenden Untertanen Sachsen-Meinings: „Eure Grüße, ihr lieben Meininger, freuen mich sehr, vorausgesetzt, dass Eure Köpfe nicht illuminiert waren. Der unausgesetzte Durst ist eine miserable Angelegenheit; haltet sie Euch fern.“<sup>640</sup>

Als des sächsischen Königs Frau, die in Sachsen sehr beliebte Kronprinzessin Luise, ihn verließ, hat das der sächsischen Monarchie sehr geschadet und, wie man meinte, sehr erheblich dazu beigetragen, dass Sachsen immer „roter“ wurde. König Georg sprach in einer Proklamation an sein Volk von seiner Schwiegertochter als „von einer im stillen seit lange tief gefallenen Frau“, was im Volk den Verdacht hervorrief, Luise sei auch mit anderen schon früher fremdgegangen und der Kronprinz sei vielleicht gar nicht der wirkliche Vater der kronprinzlichen Kinder.

Der Nachkommen des letzten Sachsenkönigs wurde bereits eingangs gedacht. Die Lebenserinnerungen des Prinzen Ernst Heinrich in „Mein Lebensweg vom Königsschloß zum Bauernhof“ sind auch im Hinblick auf das Bier sehr interessant. So schildert er eine Bierrevolte bayrischer Truppen auf dem Vormarsch in Galizien, einen gemeinsamen Ausflug mit dem damaligen Nuntius Pacelli, späteren Papst Pius XII., sein erstes Zusammentreffen mit Hitler und die Vorgänge im Bürgerbräukeller in München, einen Besuch Görings auf Schloß Moritzburg und den Umgang mit dem „Moritzburger Willkomm“ sowie die Einlagerung von Lebens- und Genussmitteln in der Moritzburger „Waldschänke“ für den Führerhaushalt durch dessen Haushofmeister Kannegießer.

Abschließend sei noch an zwei Wettiner aus der Seitenlinie Sachsen-Weimar erinnert:

### **Großherzog Karl Friedrich von Sachsen-Weimar (1828-1853)**

Vom Volk „Karlfriede“ genannt, drechselte er gern Humpen und beschenkte alle in Weimar auftauchenden Handwerksburschen mit einem Taler, wenn sie ihm bei der Frühpromenade über den Weg liefen und sich nach Befragen als

---

<sup>640</sup> Radeberger Zeitung Nr. 159 vom 13.7.1910

wandernde Drechslergesellen ausgaben. Karlfriede wurde allerdings stutzig, als sich die Zahl der Drechslergesellen ins Unendliche ausweitete. Einen Wanderer, der auf seine Frage: „Bist du ein Drechsler?“ mit „Nein, ein Brauer!“ antwortete, wurde von Karlfriede wegen seiner Aufrichtigkeit sofort für das Brauhaus auf der Wartburg verpflichtet.

**Karl Alexander von Sachsen-Weimar (1853- ),**

Bruder der Kaiserin Augusta und Freund Franz Liszt's, gab das Vorbild ab für der vielen, nicht immer geschmackvollen und nicht einmal witzigen Serenissimus-Komödien, die in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg über die Bretter deutscher Bühnen gingen. Nach Reichskanzler Bülow war er aber einer der innerlich vornehmsten, kultiviertesten und humansten Fürsten, die auf einem deutschen Thron gesessen haben. Zahllos sind die mehr oder weniger wahren Anekdoten, die über ihn im Umlauf waren und Äußerungen von ihm wiedergaben, die komisch anmuten können, aber meist nur Ausdruck momentaner Zerstreuung oder Verlegenheit waren. Als der Großherzog in den 1870er Jahren in Deutz einem Liebesmahl seines 8. Kürassierregimentes beiwohnte, entstand am unteren Tische bei den jungen Offizieren Heiterkeit. Ein kecker Leutnant hatte den Toast ausgebracht: „Das Rindvieh säuft aus dem Eimer, es lebe der Großherzog von Weimar!“. Der Großherzog wollte nun den Wortlaut des Toastes hören und derselbe Leutnant rief in den Kasinosaal: „Besser als die Pappenheimer reiten die Kürassiere des Großherzogs von Weimar!“. Der Großherzog verlieh ihm nach Tisch daraufhin den Falkenorden 3. Klasse, dessen Großkreuz Goethe trug. Bülow meinte, dass, „wenn der alte Großherzog den Unglückswinter erlebt hätte, wo die Nationalversammlung in Weimar tagte, wo Fritz Ebert dem Genius loci wenig geschmackvolle Ovationen und gleichzeitig im großherzoglichen Schlosskeller dem Bacchus allzu reichliche Libationen darbrachte, wo Matthias Erzberger durch Eintrag in das Fremdenbuch eines Wirtshauses den Deutschen als Trost für den Versailler Diktat- und Schandfrieden Trinken und Lachen empfahl, so würde die Unkultur jener Tage und die geistige Vulgarität ihrer Matadore den Großherzog Karl Alexander sehr betrübt haben.“

Nach diesem Exkurs durch die Familiengeschichte der Wettiner am Ende dieses Kapitels noch ein paar Zahlen zur sächsischen Brauindustrie. Dabei ist interessant, dass man heute neben dem typischen Städtebild auch so banale Sachverhalte wie die Brauereidichte und die Festfreudigkeit einer Region für mehr oder weniger verblasste Fernwirkungen des sogenannten „konfessionellen Zeitalters“, also der Zeit zwischen 1555 und 1648, hält.<sup>641</sup>

---

<sup>641</sup> Axel Gotthard, in: Geschichte der deutschen Länder, Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster 2005

Die Zahl der „gangbaren“, also der in Betrieb befindlichen, Brauereien und deren Ausstoß sind in der folgenden Tabelle zusammengefasst:

Jahr	Anzahl der Brauereien	Ausstoß (hl/Jahr)	Jahr	Anzahl der Brauereien	Ausstoß (hl/Jahr)
1835	825	1.012.576	1875	693	3.300.900
1840	800	976.126	1880	720	3.071.717
1845	779	1.091.523	1885	751	3.444.961
1850	765	1.191.258	1890	750	4.381.459
1855	708	918.519	1900	649	4.764.000
1860	707	1.478.840	1905	581	4.942.000
1865	709	1.985.521	1910	503	3.930.698
1870	705	2.282.331	1914	422	4.388.536

Diese Zahlen bestätigt A. Hofmann unter Berufung auf „Sachsens Volkswirtschaft“ von Gebauer für die Jahre 1870, 1880 und 1890 im wesentlichen. Hofmann beschreibt die Handwerksbetriebe des fünf Kilometer von der Stadt Öderan liegenden Dorfes Gahlenz.<sup>642</sup> Hier wurde eine Brauerei (Ausstoß ca. 4500 hl/a) betrieben, die seit 1894 neben dem obergärigen einfachen auch untergäriges Lagerbier herstellte und im Umkreis von ca. 12 km vertrieb, obgleich in Öderan eine und in unmittelbarer Nachbarschaft Gahlenz’ fünf weitere Brauereien produzierten. Es werden Inventar und Technologie der Brauerei beschrieben mit dem Schluß, dass das untergärige Lagerbier 3½ mal größeren Gewinn als das Einfachbier erbrachte. Bemerkenswert nach folgende Passage: „Und was andere Gewerbetreibende immer so sehr zu beklagen haben, die große Säumigkeit der Kunden, zu zahlen, das ist einem Brauer, wie man mir versicherte, oft ganz angenehm, weil der stärker verschuldete Wirt nicht so leicht die Geschäftsbeziehungen abbrechen könne, ja weil er zuweilen Bier in seinen Keller aufnehmen müsse, das ein unabhängiger Wirt wegen eines Qualitätsmangels zurückweisen würde.“ Die Zahlungsmoral, über die heute heftiger denn je geklagt wird, war demnach auch vor über einhundert Jahren nicht die beste!

Hugo von Bose, ein Oberleutnant der Sächsischen Armee, hat in seinem Werk<sup>643</sup> die Brauerei sehr stiefmütterlich behandelt. Immerhin erfahren wir, dass es in

<sup>642</sup> Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland und Österreich, Deutsches Reich, 5.Band, I., Verlag von Duncker und Humblot, Leipzig 1902

<sup>643</sup> Hugo von Bose, Handbuch der Geographie, Statistik und Topographie des Königreichs Sachsen, Dresden, Verlag von Adler und Dietze, 1845

Sachsen um 1845 starke Hopfenpflanzungen in Lützschena bei Leipzig und Potschappel bei Dresden gab und dass die Amtshauptmannschaften zu Dresden, Chemnitz und Borna unentgeltlich Hopfenpflanzen verteilten. Die folgende Statistik hat er nicht kommentiert:

Statistische Uebersicht										
der Branntweinbrennereien, der Bierbrennereien und des Fleischverbrauchs in Sachsen vom Jahre 1843.										
Hauptamts- bezirk.	Branntweinbrennereien				Bierbrennereien				Fleischverbrauch.	
	Gesammte Zahl aller verwand- ten Brenn- ereien		Davon sind im Betriebe gewesen		Anzahl der Brenn- ereien überhaupt.		Davon waren im Gange		Rindfleisch.	Schweine- fleisch.
	in den Städten.	auf dem Lande.	in den Städten.	auf dem Lande.	Noch nicht in Betrieb.	in Betrieb.	ir- gend in Betriebe.	auf dem Lande.		
Bittau . . . .	23	153	7	61	37	7	29	1'083250	1'664810	
Scharbau . .	7	94	5	54	37	5	31	787440	576810	
Pirna . . . .	10	34	4	17	34	14	17	706207	636100	
Marienberg .	6	66	1	25	33	5	27	561250	542360	
Annaberg . .	6	24	4	13	44	15	28	674533	555490	
Eibenfeld . .	11	20	1	7	32	6	22	564440	382200	
Budissa . . .	41	174	23	99	82	8	61	1'354590	1'664940	
Dresden . . .	53	137	27	70	93	23	64	5'392675	3'120730	
Meißen . . . .	45	241	24	152	106	9	77	1'702842	3'249923	
Freiberg . . .	14	120	9	92	67	15	44	1'619000	2'138320	
Chemnitz . . .	18	87	8	59	56	13	42	1'916803	2'001592	
Zwickau . . .	16	75	9	31	48	15	27	1'251607	2'280932	
Plauen . . . .	9	100	2	24	89	16	31	723200	1'123460	
Pöhlzig . . . .	53	204	4	47	70	14	39	2'650473	2'742270	
Chemnitz . . .	34	133	8	69	70	17	44	1'180512	3'252895	
Summa	355	1662	136	820	898	182	603	23'168822	25'932832	
		2017		956			785			

Eine Übersicht aller 1843 in Sachsen eingeführten Waren erwähnt auch Bier aller Art. Bei einem Tarifsatz von 2½ Thaler wurden ganze 67 Centner Bier eingeführt, praktisch also nichts.

Unter den sich damals massenweise gründenden Aktien-Vereinen erwähnt Bose nur die Societätsbrauerei bei Dresden (Waldschlösschen). Der Aktienfonds

dieser 1836 begründeten Brauerei betrug 400000 Thaler in 4000 Aktien zu je 100 Thalern. 1838 eröffnete die Waldschlösschenbrauerei.

Sachsen zählte damals 141 Städte und 3691 Dörfer, hatte 1027 Rittergüter und unter den 86608 Einwohnern Dresdens gehörten 550 dem Kaufmannsstand an. Es gab 11 Apotheker, 19 Agenten, 11 Antiquare, 9 Buchhändler, 6 Buchdrucker, 14 Geldwechsler, 115 Ärzte und 128 Advokaten, dann 114 Bäcker, 37 Bandhändler, 25 Beutler, 16 Bierbrauer, 10 Bildhauer, 76 Böttcher, 47 Branntweinbrenner, 60 Buchbinder, 43 Drechsler, 112 Fleischer, 55 Gasthöfe, 129 Gemüsehändler, 40 Glaser, 68 Gold- und Silberarbeiter, 21 Hutmacher, 48 Instrumentenmacher, 54 Klempner, 100 Lohnkutscher, 39 Mechaniker, 18 Rieme, 30 Sattler, 68 Schlosser, 596 Schneider, 18 Seiler, 566 Schuhmacher, 343 Speise- und Kaffeehäuser, 18 Steindrucker, 36 Strohhutmanufakturen, 31 Tapezierer, 178 Tischler, 30 Uhrmacher etc.

„Die Freiheit des Gewerbebetriebes ist einerseits durch die bei der Mehrzahl der handwerksmäßigen Professionen noch bestehende, aber durch zweckmäßige Gesetze und strenge Aufsicht von Missbräuchen möglichst gereinigte Zunftverfassung, andererseits durch allgemeine städtische Verbietsrecht gegen das platte Land beschränkt, welches letztere jedoch sowohl factisch durch den immer mehr sich verbreitenden Fabrikbetrieb, als durch ein neuerdings erlassenes, die Betreibung von Gewerben auf dem Lande gegen früher erleichterndes Gesetz (vom 9. Oktober 1840) mehrfache Milderungen und Modificationen erfahren hat. Das Hausirgewerbe ist besonderen Beschränkungen unterworfen. Der früher als Bannrecht der Städte bestandene Bierzwang ist gegen eine vom Staate zu gewährende Entschädigung durch ein Gesetz aufgehoben, auch das Bannrecht des Mahlzwanges der Ablösbarkeit durch die Zwangspflichtigen unterworfen worden.“

Eindeutige Aussagen über die hergestellten Biersorten aber lassen wenigstens die ausgewerteten steuertechnischen Statistiken des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen und des Statistischen Bureaus des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern nicht zu. Während man um 1830 die Mengen des verbrauchten Malzes für die Ermittlung der Steuern erfaßte, getrennt für Winter- und Sommerhalbjahr, und nur im Markgrathum Oberlausitz Gesamtbier und anteiliges Doppelbier zur Grundlage der Besteuerung machte, unterscheidet man ab 1836 Braumbier, Weißbier und Doppel- und Lagerbier. Zu diesem Zeitpunkt wurden in Sachsen 83,1% Braumbier, 11% Weißbier und 5,9% Lager- und Doppelbiere hergestellt, letztere leider nicht differenziert. Jegliche Hinweise auf die Art der Gärung fehlen. Bis 1854 trennte man die Gesamterzeugung lediglich in einfaches Bier und Doppelbier und ab 1854 unterdrückt man auch noch die Unterscheidung zwischen Lagerbier (sehr häufig mit Doppelbier gleichgesetzt) und einfachem Bier. Lagerbiere, so ist aus Einzelhinweisen zu entnehmen, stellte man in „Brauereien nach bayrischem System“ her. Der Anteil dieser Biere stieg von 8,5% im Jahre 1844 auf rund 27,5% 1854 und betrug 1914 92%.

Immerhin produzierten in diesem Jahr im Königreich Sachsen noch 157 Brauereien obergäriges Bier. Den Beginn untergärigen Brauens in Sachsen kann man demnach auf kurz vor 1836 festlegen.

Das Verschwinden vieler, insbesondere kleiner Brauereien um 1910, begründete man damals nicht nur mit dem geringer werdenden Prokopfverbrauch und dem Rentabilitätsvorteil größerer Brauereien, sondern vorallem mit veränderten Geschmacksanforderungen des biertrinkenden Publikums. Von den 197 Brauereien Norddeutschlands, die 1912 verschwanden, brauten nämlich allein 125 obergärig und 55 Betriebe verwendeten Zuckerstoffe.<sup>644</sup>

Auf die Erfassungsschwierigkeiten bei den verschiedenen Biersorten verweist auch Ernst Engel<sup>645</sup>. Seit etwa 1845 richte sich die Bierbrauerei in Sachsen mit Entschiedenheit mehr und mehr auf die Doppel- oder Lagerbiere, wobei die einfachen Biere allemal obergärige, doch die Lagerbiere nicht immer untergärige Biere seien. Das System der Besteuerung, nach dem die einfachen Biere beinahe doppelt so hoch besteuert würden als die Doppelbiere, bringe es mit sich, dass die an sich auf den Konsum von Einfachbieren angewiesenen ärmeren Schichten Ersatz im Branntwein suchten. Andererseits habe aber die Einfuhr und schließlich die inländische Produktion von Doppelbieren nach bayerischer Art zu höheren Anforderungen an die Bierqualität und einer Abkehr vom Weintrinken geführt. Immer häufiger sei zu erfahren, dass sogar die großen Brauereien ihre beträchtlichen Vorräte schon abgesetzt hätten, noch ehe die Zeit der neuen Produktion herangekommen sei. Was nun den Detailpreis der Biere angehe, so läge er derzeit bei bairerischem Lagerbier bei 33 Pf. die Dresdner Kanne, bei sächsischem Lagerbier bei 22 Pfennig und bei einfachem Bier bei 7 Pfennig und gälte für das „durch das Ausschenken noch nicht mit Wasser verdünnte Bier“. Die billigeren Preise namentlich baierischen Bieres werden gewöhnlich durch eine größere Verdünnung mit Wasser realisiert!!

Engel bezeichnet übrigens die Societätsbrauerei auf dem Waldschlösschen bei Dresden als die bedeutendste Brauerei des Landes und vielleicht des nördlichen Deutschlands und die Feldschlösschenbrauerei in Dresden als gleichfalls sehr bedeutende und wahrscheinlich hinsichtlich des Geschäftsumfanges der dem Waldschlösschen am nächsten stehende Brauerei.

Ein anonym bleiben wollender Bierreisender hat, was die Qualität der damaligen Dresdner Biere angeht, seine Landsleute in der sächsischen Heimat damit getröstet, dass ihm sogar in Bayern manches Bier vorgesetzt wurde, dem er ein frisches Waldschlösschen mit Wollust vorgezogen hätte. Das Dresdner Felsenkellerbier wie auch das sog. „Neubairisch“ der Waldschlösschenbrauerei,

---

<sup>644</sup> Radeberger Zeitung Nr.27 vom 3.2.1914

<sup>645</sup> Ernst Engel, Der Betrieb der Bierbrauerei im Königreiche Sachsen, Zeitschrift für deutsche Landwirthe N.F.4 (1853), S.362-378

wie auch teilweise das Medinger Bier, käme unter den in Dresden beliebten sächsischen Biersorten dem berühmten bairischen am nächsten.<sup>646</sup>

In diesem Zusammenhang ist darauf zu verweisen, dass die Braunbiere in Sachsen von denen Bayerns sehr verschieden waren. In Sachsen waren sie obergärige Einfachbiere, in Bayern – jedenfalls nach Thausing – untergärige Lagerbiere. Jedenfalls muß man diesen Schluß ziehen, wenn man liest, dass „von der Gesamtbierzeugung Bayerns im Jahre 1905 17662340 hl Braunbier und 174423 hl Weißbier (obergärig) waren“ und „Die dortigen Brauereien, im ganzen 78, alles Braunbierbrauereien (= Lagerbierbrauereien)...waren“.

Den Rückgang der obergärigen Biere in Sachsen erklärte man durch die rückläufige Zahl kleinerer Brauereien, den stetig wachsenden Vertrieb untergärigen Flaschenbieres und – eine „merkwürdige“ Parallele zu dem heute auch durch die Produktion von Biermischgetränken verursachten sinkenden Bierbedarf – mit dem besonders für das obergärige Bier schädlichen Aufkommen von alkoholfreien Getränken.

Wertvolle Rückschlüsse können aus dem vorliegenden statistischen Materialien auch auf die Betriebsgrößenentwicklung, den spezifischen Rohstoffeinsatz und die Wertigkeit der Biersorten gezogen werden. Um 1850 lag die durchschnittliche Betriebsgröße der sächsischen Brauereien bei 1600 Hektolitern, die Mehrheit der Brauereien stellten aber nur 300 - 3000 hl/a her bei einer Vielzahl von Braustellen mit weniger als 300 hl. Der spezifische Rohstoffverbrauch bewegte sich damals um 17 kg/hl und bis 1855 wurde das meiste Bier auf dem Lande gebraut.

Nach<sup>647</sup> betrug die Bierproduktion in Sachsen 1887/88 3.843.888 hl. Bei einer Bevölkerung von 3.179.168 Einwohnern produzierten die 755 gewerblichen Brauereien demnach auf den Kopf des Einwohners rd. 120,9 Liter. Es kam auf 4211 Einwohner eine gewerbliche Brauerei, die einen durchschnittlichen Ausstoß von 5091 jährlich hatte.

Der Internationale Brauereikultur-Verband e.V. hat unter anderem ein Brauereiverzeichnis der neuen Bundesländer ab etwa 1900 herausgegeben.<sup>648</sup>

Für Sachsen (Postleitzahlen 01;02;03;04;0,8;0,9) sind dort 981 Brauereien mit ihren Namen, den Namensänderungen während ihres Bestehens, häufig ihrem Gründungsdatum und der Einstellung ihres Betriebes angegeben. 120 davon waren Guts-, Kammerguts- oder Rittergutsbrauereien, 47 betonten ihren genossenschaftlichen Status, 11 waren im Besitz von Freiherren, Grafen oder gefürsteten Personen, 5 kamen aus dem kirchlichen Bereich und 4 entstanden bei Erb- und Lehnserbschaften.

---

<sup>646</sup> Dresdner Nachrichten, Nr.229 vom 17.8.1859

<sup>647</sup> Radeberger Zeitung Das Echo, Nr.28 vom 5.3.1889

<sup>648</sup> Historisches Brauereiverzeichnis, IBV-Eigenverlag, Stuttgart 1995



Nach der Auflistung und Charakterisierung der Rittergüter bei <sup>649</sup> gab es 1901 im Königreich Sachsen 83 Rittergutsbrauereien. Sie werden unter der Rubrik Industrie geführt, leider bleibt ihr Ausstoß unbekannt.

Einen Überblick über Sachsens Brauwirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert und mit dem Bier zusammenhängender Sitten und Gebräuche hat der Autor in einer Liste zusammengefasst (Anlage 1). Als Quellen wurden verwendet: „Neue Sächsische Kirchengalerie“, 21 Bände, (um 1900), „Sachsens Kirchengalerie“, 14 Bände, (um 1840); die Reihe „Werte der deutschen Heimat“, ab etwa 1970 „Werte unserer Heimat“, 55 Bände; „Historische Stätten“ (1965) und Schumanns „Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen“ (ab 1824).

Für die in der Liste angegebenen Textstellen existiert eine Textsammlung aus den o.g. Quellen, die wegen ihres Umfangs diesem Artikel nicht als Anlage beigelegt werden kann. Sie kann aber vom Autor bezogen werden.

Siegfried Sieber unterbreitete in <sup>650</sup> Vorschläge zu einer Wirtschaftsgeschichte des Erzgebirges. Darin heißt es: „Zur städtischen Wirtschaft gehörig und zum Teil getragen von Handwerkerkreisen fehle nicht die »Braunahrung« samt dem Reiheschank, der sich in erzgebirgischen Städten sehr lange gehalten hat. Aufzuzeigen wäre dabei, wie Bergbau und Brauwesen voneinander abhängen (Erlaß der Tranksteuer) oder wie der Übergang genossenschaftlichen Braurechts auf industrielle Betriebe erfolgt. Der Bierzwang der Städte hat auch im Erzgebirge wie anderswo zu vielen Rechtsstreitigkeiten, sogar zu manchem »Bierkrieg« geführt.“ Ansätze zu solchen Untersuchungen gibt es auch bei dem oben zitierten Oesfeld, wo u.a. darauf hingewiesen wird, dass es gerade im Erzgebirge wegen mangelnder Rohstoffe für die Bierbereitung infolge schlechten Witterungsverlaufes häufig zu Biermangel und deshalb zu Verteuerungen kam, worunter auch die Pechsiederei erheblich zu leiden hatte.

Die schon damals aufgezeigten Defizite in der Geschichtsforschung bestehen noch heute. Sie sind wahrscheinlich größer geworden, weil sich die Zahl der Brauereien infolge der Industrialisierung und Konzentration der Produktion erheblich verringert hat und Aufzeichnungen darüber sich nur spärlich, allenfalls vereinzelt bei Ortschronisten, finden lassen. Mit Recht verweisen auch Bucher und Kramer in <sup>651</sup> darauf, dass die Erinnerung an das ländliche Braugewerbe – repräsentiert durch die als Erbgerichte, Schenkgut oder Erbkretzscham bezeichneten stattlichen, oft bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts brauenden, Gasthöfe Sachsens – allmählich verlischt, weil die Gebäude verfallen oder nach Modernisierung ihren ursprünglichen Zweck

---

<sup>649</sup> H.L.Hofmann, Die Rittergüter des Königreichs Sachsen, Dresden-Blasewitz, 1901

<sup>650</sup> Neues Archiv für Sächsische Geschichte, 61. Band, 1940

<sup>651</sup> G.Bucher und M.Kramer, Landbier und bäuerliche Tradition im Meißner und Lommatzscher Land, Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, 2/2006

verdecken. Die Erfassung und Dokumentation des ländlichen Brau- und Schankwesens und seiner erhaltenen baulichen Zeugnisse sei deshalb eine lohnende Aufgabe der Heimatforschung.  
Trachten wir danach, die Wissenslücken zu schließen, solange die Quellen noch fließen oder halbwegs unverschüttet sind.